Erste Sammlung

merkwürdiger

Reisebeschreibungen

für die Jugend,

von

Joachim Heinrich Campe.

Achter Theil.

Siebente verbesserte Ausgabe.

Mit Kupfern und Karten.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Inhalt.

Des Herausgebers Reise von Braunschweig nach Paris.

Reise des Herausgebers,

von

Braunschweig nach Paris,

im Heumonat 1789.

Die Gesundheitsumstände des Verfassers dieser Reisebeschreibung erfoderten abermahls eine Reise. Für Leute, deren Kränklichkeit von überhäufter Stubenarbeit bei zu wenig Körperbewegung herrührt, giebt es keine bessere Arzung. Dies hat ihm schon so mancher glückliche Versuch gelehrt, daß es wenige Erfahrungssätze giebt, von welchen er fester überzeugt ist, als von diesem.

Indem er nun umherblickte, und nicht gleich wußte, wohin er diesmahl reisen sollte, fielen zu Paris und Versailles Auftritte vor, welche nahe und große Begebenheiten in jenem Lande ahnen ließen. Wie? — schoß ihm da der Gedanke in die Seele — wenn du dich aufmachtest, um ein Augenzeuge davon zu sein? Wenn du das Glück hättest, den rührenden Sieg der Menschheit über die Zwangsherrschaft anzusehn, und ihn feiern zu helfen? Auf! — Etwas Anziehenderes und Seelenerhebenderes kann auf diesem Erdenrunde, für dich wenigstens, nirgend zu sehen sein.

Gedacht, gethan! Er brachte seine Sachen schnell in Ordnung; nach einigen Tagen war er reisefertig. Zwei jüngere Freunde, Hr. v. H. und Hr. W., wünschten, ihn zu begleiten; und ihre Gesellschaft war ihm angenehm. Der Eine vereinigte sich mit ihm in Braunschweig; für den Andern, der in Göttingen war, bestimmte man das Stell dich ein in Holzminden. Und so reisete er mit jenem am 17ten des Heumonats 1789 frühmorgens, und zwar zu Pferde, ab.

Was er auf dieser Reise des Anmerkens würdig fand, und wovon er glaubte, daß es jungen Leuten, allenfalls auch älteren, zu einer nicht unnützen Unterhaltung dienen könnte, das findet man in folgenden Briefen, die er seiner Tochter schrieb. Wichtige, die Länderkunde bereichernde Bemerkungen sind darin nicht zu erwarten. Um diese zu machen, muß man langsam reisen und mehr Zeit zu verlieren haben, als dieser Reisende verlieren durfte. Er ist zufrieden, wenn diejenigen Leser, welche die Gefälligkeit haben wollen, ihn auf dieser eilfertigen Reise zu begleiten, am Ende — wär's auch nur aus Nachsicht und Gefälligkeit — glauben werden, ihre Zeit doch nicht ganz bei ihm verloren zu haben. An seinem guten Willen, ihrem Geiste und ihrem Herzen von Zeit zu Zeit eine kleine Erfrischung vorzusetzen, wird es nicht fehlen.

Noch eine Bitte an die Leser und Beurtheiler dieses Werkchens, und dann kein Wort mehr! Ich bin — man erlaube mir, von hier an in eigener Person zu reden — bei Allem, was ich schreibe und der Lesewelt vorzulegen wage, mir jedesmahl sehr deutlich bewußt, daß ich nie etwas niederschreibe, was ich nicht, meiner völligen Ueberzeugung nach, für wahr und nützlich halte. Eben so gewiß bin ich mir bewußt, daß ich, nach dem Maße meiner Kraft, es nie an Aufmerksamkeit, Fleiß und Anstrengung fehlen lasse, das Wahre und Nützliche zu erkennen, und es so bestimmt, so deutlich und eindringlich vorzutragen, als ich vermag. Aber ich bin ein Mensch; kann und muß also auch als solcher, trotz jenes zweifachen Bewußtseins, gleich allen andern Menschen, dennoch manchmahl irren und fehlen; irrte und fehlte ohne allen Zweifel bei allen meinen bisherigen Geistesarbeiten wirklich oft, und werde auch künftig, aller menschlichen Wahrscheinlichkeit nach, bei dem, was ich

etwa noch ferner hervorbringen dürfte, diesem allgemeinen Lose der Menschheit nicht entgehen. Dies am wenigsten bei einer Reisebeschreibung; denn von wem und wo wurde jemahls ein Werk dieser Art geschrieben, was nicht Merkmahle von der Beschränktheit des menschlichen Beobachtungsgeistes an sich trug, also Irrthümer und Fehler in sich faßte? Wie sollte auch, selbst das hellste Auge, bei den Millionen neuer Gegenstände, die sich auf Reisen ihm darbieten, nicht je zuweilen sich versehn? Wie sollte das schärfste Ohr, bei den Nachrichten, die ihm von Andern zukommen, nicht mitunter sich auch einmahl verhören? Wie sollte der vorsichtigste Prüfer eingezogener Berichte sich in seinem Vertrauen auf die Einsicht und Wahrheitsliebe seiner Gewährsmänner nicht zuweilen getäuscht finden? Wie sollte endlich der richtigste Verstand und das wohlwollendste Herz, bei der gewissenhaftesten Beurtheilung Dessen, was zum allgemeinen Besten öffentlich gesagt, oder nicht gesagt zu werden verdient, nicht zuweilen unrecht urtheilen? Diese Foderungen würden Untrüglichkeit voraussetzen; und diese ward — mir wenigstens nicht zu Theil. Alles also, was der billige und verständige Beurtheiler von dem billigen und verständigen Beobachter auf Reisen erwarten und fodern kann und soll, ist: daß er sich sorgfältig bemühe, die Dinge so zu sehen, und zu erfahren, wie sie sind, und sie so zu beschreiben, wie er sie sah und wie er sie erfuhr; daß er Wohlwollen mit Wahrheitsliebe verbinde, und daß er also tadelnde Bemerkungen einzustreuen nur dann sich erlaube, wenn das allgemeine Beste die Bekanntmachung derselben zur Pflicht zu machen scheint. Diese Foderungen habe ich beim Entwurfe der folgenden Reisebeschreibung unverrückt vor Augen gehabt. Mit Wissen und Vorsatz habe ich mir keine Abweichung

davon erlaubt. Ich habe vielmehr Seiten, Blätter und ganze Bogen durchgestrichen, so oft ich von der Wahrheit oder Gemeinnützigkeit, wenigstens Unschädlichkeit Dessen, was ich aufgezeichnet hatte, nicht bis zur völligsten Ueberzeugung gewiß war; auch wenn diese Verurtheilung oft gerade solche Stellen traf, die unter allen die anziehendsten zu sein schienen. Lieber weniger gefallen, dachte ich, als beleidigen und Unrecht thun. Auch habe ich mich bloß auf Dasjenige eingeschränkt, was ich selbst zu beobachten, oder von Gewährsmännern, in deren Einsicht und Rechtschaffenheit ich keinen Zweifel setzen konnte, als etwas Zuverlässiges zu erfahren Gelegenheit hatte. Nur einige geschichtliche Bemerkungen, die man durch eigenes Wahrnehmen nicht erfahren kann, nahm ich aus Büchern, die ich angeführt habe.

Ich darf daher hoffen, wofern ich deßungeachtet, wider Wissen und Wollen, hier und da unrecht zu sehen, falsch zu hören, oder unrichtig zu urtheilen das Unglück gehabt haben sollte, daß meine gütigen Leser und meine billigen Richter zwar das Fehlerhafte verbessern, aber den Fehlenden, seiner unwillkührlichen Irrthümer wegen, nicht in Anspruch nehmen werden.

Dies meine Bitte — und nun zu meiner Reise!

Erster Brief.

Holzminden, den 18. Juli 1789.

Aller Anfang ist schwer, liebe Lotte. Dies, was ich dir und andern jungen Leuten so oft sagte, und dann zu eurem Troste jedesmahl hinzufügte, daß die Mitte leicht, das Ende angenehm zu sein pflege, haben wir, auf der kleinen Reise von Braunschweig bis Holzminden, abermahls erfahren. Diese unbedeutenden zwölf Meilen haben uns vielleicht mehr Beschwerden gemacht, als die hundert Meilen, die noch vor uns sind, uns zusammengenommen verursachen dürften.

Schlechte Wege — die schöne Braunschweigische Kunststraße bis in die Nähe von Seesen ausgenommen — unangenehmes Wetter und erbärmliche Reitpferde: wo diese drei zusammenkommen, da kann eine Reise unmöglich angenehm werden. Dies war bei uns der Fall.

Dazu kam noch dieses. Eine Meile vor Seesen hatte ich den unglücklichen Einfall, die Straße zu verlassen, um einen Richtweg zu verfolgen, auf dem man bis Gandersheim beinahe eine halbe Meile gewinnt. Er war mir halb und halb bekannt; und so lange derselbe durch offene Feldmarken lief, wo ich die Himmelsgegenden gehörig unterscheiden konnte, ging auch Alles

gut. Aber jetzt kamen wir, bei dem Dorfe **Bilderlahe**, an einen mit Waldung bedeckten Berg, und diesen mußten wir hinan. Ich gebrauchte hier die Vorsicht, über die Wege und Abwege des Waldes erst Erkundigung einzuziehn; allein ungeachtet wir die uns gegebene Nachricht genau befolgten, so geriethen wir doch bald auf einen Irrweg. Ich merkte dies an seiner gar zu weit rechts ablaufenden Richtung; allein weil wir der uns gegebenen Nachweisung genau gefolgt waren, so glaubte ich, auf ebendemselben Wege dennoch fortfahren zu müssen, in der Hoffnung, daß weiter hin seine Richtung sich vielleicht noch ändern dürfte.

So arbeiteten wir uns, mehre hundert Schritte lang, durch einen morastigen, hin und wieder nur mit Knütteln und Strauchwerk schlecht bepflasterten Holzweg, unter steter Gefahr, stecken zu bleiben, oder unsere elenden Pferde die Beine brechen zu sehn, kümmerlich und mühsam fort. Endlich erreichten wir zwar, so wie die Gegend sich nach und nach mehr erhob, wieder festeren Grund, aber nun überzeugten wir uns auch vollends, daß wir in der Irre wären, weil der schwachbefahrne Holzweg, worauf wir uns jetzt befanden, statt sich wieder links nach Süden zu drehen, sich immer mehr und mehr gen Norden krümmte. Was war hiebei zu thun? Wieder umzukehren! Aber wer einen Weg, wie den, welchen wir so eben zurückgelegt hatten, einmahl machte, der macht ihn, ohne durch die größte Noth dazu gezwungen zu sein, nicht wieder. Wir für unsern Theil wollten uns lieber der Gefahr aussetzen, die herannahende Nacht in der Wildniß zuzubringen. Wir verfolgten also den blinden Weg, worauf wir einmahl waren, in der Hoffnung, daß er uns am Ende, wenngleich nicht nach dem Ziele unserer heutigen Tagereise,

doch irgendwohin führen werde, wo wir übernachten könnten.

So erreichten wir den Rücken des waldigen Berges. Vergebens hatten wir von Zeit zu Zeit in den Wald hineingerufen, ob vielleicht irgendwo ein Kohlenbrenner oder Holzhauer aufzuschreien wäre. Aber Alles war öde und menschenleer. Nur der Wiederhall antwortete uns; und es wurde nun immer wahrscheinlicher, daß wir die ganze Nacht würden im Freien zubringen müssen.

Wir ritten indeß immer weiter, und kamen an eine Stelle, wo ein anderer Weg den unsrigen durchschnitt, wodurch nun auf einmahl drei, nach ganz verschiedenen Himmelsstrichen laufende Wege vor uns lagen, unter welchen wir zu wählen hatten. Wir beschlossen, nach reifer Ueberlegung, auf dem zu bleiben, worauf wir einmahl waren; weil der Berg, nach dieser Gegend hin, sich wieder zu senken begann, und uns daher den kürzesten Ausweg versprach.

Kaum waren wir in dieser Richtung noch einige hundert Schritte weiter geritten, so erblickten wir zu unserm großen Vergnügen einen Holzwagen, der vor uns den Berg hinabfuhr. Wir eilten nach ihm hin, und erhielten von dem Führer desselben die Bestätigung, daß wir von unserm eigentlichen Wege weit abgekommen wären. Unsere Bitte und ein gutes Trinkgeld vermochten ihn, uns seinen Burschen zum Wegweiser zu geben, um uns die Wildniß hindurch bis in eine Gegend zu führen, wo wir ohne Führer weiter finden könnten. Dies geschah; und so erreichten wir endlich mit genauer Noth, noch vor eintretender Nacht, das Städtchen Gandersheim, wo unsere äußerst ermüdeten Pferde uns zu übernachten zwangen.

Eine Reisebeschreibung ohne Abenteuer ist — wie

eine Speise ohne Gewürz. Da ich nun nicht wissen kann, ob uns auf unserer ferneren Reise sonst etwas Abenteuerliches aufstoßen wird, so habe ich doch auf allen Fall dieses kleine Salzfäßchen dir lieber gleich anfangs hinstellen wollen.

So unbedeutend indeß dieser Vorgang an sich selbst auch immer sein mag, so können junge Weltbürger und junge Weltbürgerinnen doch zwei ganz nützliche Wahrheiten daraus lernen; die erste: daß man bei der Wanderschaft durch dies Leben, auch auf den kleinsten Tagereisen, allerlei unvorhergesehenen Zufällen ausgesetzt ist, wobei man, ohne etwas Abhärtung, Muth und Entschlossenheit, sich gar übel befinden würde; und die zweite: daß man einen gebahnten Weg, auch wenn er seine Unbequemlichkeiten hat, nicht eher verlassen soll, bis man sicher ist, daß man auf dem bessern Richtwege sich nicht verirren werde. —

Von Gandersheim kein Wort. Du kennst dieses Städtchen, und weißt, daß die größte, vielleicht die einzige Merkwürdigkeit desselben — unsere edle Fürstentochter, die Frau Aebtissinn Augusta — bei euch in Braunschweig ist.

Unsere heutige Reise von Gandersheim bis hieher war noch viel mühseliger, als die gestrige. Ein heftiges Regenwetter, welches uns zwei Stunden lang ununterbrochen zusetzte, und ein Weg, der kaum schlechter gedacht werden kann, nahmen die letzten schwachen Kräfte unserer armen Pferde so ganz dahin, daß wir uns genöthiget sahen, sie zu Eschershausen stehen zu lassen, und Postpferde zu nehmen. Mit diesen kamen wir denn heute Abend hier wohlbehalten an.

Unser lieber v. H. war schon vor uns eingetroffen. Nichts hält uns also ab, unsere Reise morgen fortzu-

setzen. Da gewöhnlich auf Regen Sonnenschein, auf Mühseligkeit Vergnügen zu folgen pflegt, so haben wir Ursache, uns über den unangenehmen Anfang unserer Wallfahrt jetzt, da er überstanden ist, Glück zu wünschen.

Lebe wohl, mein liebes Kind!

Zweiter Brief.

Crefeld, den 22. Juli 1789.

Nun trennen uns schon vierzig Meilen, meine liebe Tochter; eine weite Strecke für unsere Füße, für unsere Seelen nur ein Sprung! Die meinige ist in diesem Augenblicke bei dir; und wüßte die deinige, wo ich zu finden wäre, so würde sie — ich weiß es — in dem nämlichen Augenblicke gewiß hier sein, und in meinen Armen liegen. Wie werden wir einst, wenn wir mit diesem schwerfälligen Körper uns nicht mehr zu schleppen haben werden, von Stern zu Stern, von Sonnenkreisen zu Sonnenkreisen mit der Geschwindigkeit der Lichtstrahlen in dem unermeßlichen Weltall umherreisen können, um die Wunder der Schöpfung anzustaunen!

Durch Westphalen reiset es sich nicht so geschwind; auch giebt es in diesem Lande, wenigstens in demjenigen Striche, den wir davon gesehen haben, wenig oder gar nichts anzustaunen. Ich möchte daher, ich hätte auch dich schon hindurch geführt; denn, die Wahrheit zu sagen, ich mache diese Reise, selbst in Gedanken, ungern zum zweiten Mahle.

Wir fuhren von Holzminden, bei ziemlich angenehmer Witterung, mit Postpferden über die Weser nach

Hörter oder Hurar, einer ehemahls blühenden, jetzt ziemlich veralteten und nicht sehr bedeutenden Stadt in der Abtei Korvei, an der Weser. Du kennst die schöne Gegend, worin sie liegt, und besonders den herrlichen Halbzirkel von Bergen, von dem sie, wie von einem Bogen, ganz nahe umspannt wird. Die steinerne Weserbrücke, welche verschiedene Erdbeschreiber ihr zu schenken die Güte haben, ist seit dem dreißigjährigen Kriege leider! nicht mehr hier. Was davon noch da ist, besteht nur in einigen Trümmern, welche am Ufer stehen geblieben sind.

Hier trennten wir uns von einigen Freunden, die uns von Holzminden aus begleitet hatten, und machten uns, sobald wir frische Postpferde bekommen hatten, welches aber in Westphalen an manchem Orte freilich Zeit und Geduld erfodert, auf den Weg nach Paderborn.

Dieser Weg ist anfangs, seine eigene schlechte Beschaffenheit abgerechnet, in Betracht der Gegenden, wodurch er läuft, einer der angenehmsten, den man sich vorstellen kann. Man fährt hart an einer Kette schöner, zum Theile seltsam geformter Berge hin, zwischen welchen sich von Zeit zu Zeit kleine mahlerische Thäler öffnen, die sich in engen, wildverwachsenen Schluchten endigen. Die Berge selbst sind bald mit hoher Waldung bekränzt, bald mit niedrigem Gebüsch bewachsen, bald ganz oder zur Hälfte kahl, bald strotzen sie von röthlichen Felswänden und Felsklumpen, welche nackt gen Himmel starren. Herden von Schafen und Ziegen, welche an ihren Seitenwänden wie weiße Flöckchen hangen, machen das Ansehn derselben noch mahlerischer. Dies zur Rechten. Auf der linken Seite hat man den schönen Weserstrom, der durch das fruchtbare Thal sich

schlangenförmig dreht und windet, und jenseits desselben erhebt sich, in einer Entfernung von einer Viertelmeile, der hohe Solling, ein dir bekanntes Waldgebirge, welches zu den ansehnlichsten Waldungen im Niedersächsischen Kreise gehört. Die Weser macht hier bekanntlich zwischen Niedersachsen und Westphalen die natürliche Grenze.

Das alte fürstl. Braunschweigische Bergschloß Fürstenberg, jenseits der Weser, worin wir vor einigen Jahren die Porzelanfabrik besahen, und aus seinen Fenstern die unbeschreiblich schönen Wesergegenden nach Korvei und Holzminden hinab überschauten, nimmt sich, von dieser Seite her gesehn, besonders schön aus. Sein altes, ehrwürdiges Ansehn, und die trotzende Lage desselben auf einer fast senkrechten Anhöhe, deren Fuß von der Weser beleckt wird, giebt der ganzen Gegend etwas Alterthümliches und Feierliches, wogegen die neuern, weiß hervorschimmernden Gebäude des in der Ebene gegenüberliegenden Gesundbrunnens, Godelheim, einen angenehmen Abstich machen.

Ich habe dich in dieser reizenden Gegend einige Augenblicke aufhalten zu müssen geglaubt, theils weil ich von hier an, auf der ganzen Strecke von Westphalen, die wir durchschnitten haben, dir kein des Beschreibens würdiges Naturgemählde weiter zeigen kann, theils weil ich dachte, daß es dir Vergnügen machen würde, die lieblichen Bilder dieser einst von dir selbst gesehenen Wesergegenden in deiner Einbildungskraft wieder etwas anzufrischen.

Wir kamen gegen Abend nach Brakel, einer nach uralter Art mit einer Mauer und mit Streitthürmen befestigten Paderbornschen Landstadt, von der ich dir, auch wenn wir sie bei hellem, lichten Tage gesehen hät-

ten, wol schwerlich etwas Anziehendes würde erzählen können. Wir wechselten hier bloß die Pferde, und fuhren dann in ziemlich finsterer Nacht nach Driburg, dem bekannten, unserm Hrn. v. Sierstorpff gehörigen Gesundbrunnen, ab.

Der Weg dahin ist sehr bergig; aber die Pferde und Postreiter dieser Gegend sind daran gewöhnt. Ungeachtet man daher oft sehr abschüssig fährt, so finden die Fahrleute doch nicht für nöthig, ein Rad zu hemmen. Furchtsamen Reisenden muß dabei, besonders zur Nachtzeit, oft übel zu Muthe werden. Wir verließen uns auf unsern Schutzgeist, und so ging Alles gut.

Unsere Ankunft in Driburg erfolgte nach Mitternacht. Unterdeß ich um frische Pferde mich bemühte und Briefe schrieb, gingen meine lustigen Gefährten mit der Laterne aus, um, wie sie sagten, die Schönheiten der Gegend zu besehn. Bei ihrer Zurückkunft ermangelten sie zwar nicht, mir einen umständlichen Bericht davon abzustatten, allein ich halte es doch nicht für rathsam, ihn meiner Reisebeschreibung einzuverleiben. Bei dieser Gelegenheit muß ich dir sagen, daß ich mir, dieser meiner guten Reisegefährten wegen, schon hundertmahl Glück gewünscht habe. So sollte man, so oft man die Wahl hat, seine Reisegesellschaft sich immer aussuchen. Alte Leute sollten mit jungen, und junge mit alten reisen. Jene würden dadurch, wie ich, an guter Laune und Vergnügen, diese an Sicherheit gegen allerlei Verirrungen gewinnen. Du kannst nicht glauben, wie vergnügt und guter Dinge wir drei Leute, selbst in solchen Lagen sind, wo andere Reisende die Lippen hangen zu lassen und zu griesgramen pflegen. Wohin wir kommen, da theilt unsre gute Laune sich augenblicklich der ganzen Hausgenossenschaft, ja sogar

den Bettlern auf der Straße mit. Lachend kommen wir an, lachend machen wir unsere Geschäfte, lachend steigen wir wieder ein, und Alles lacht mit uns.

Da wir zu Driburg bis vier Uhr des folgenden Morgens auf Pferde warten mußten, so hatte ich, sobald es Tag geworden war, noch Zeit genug, die zur Bequemlichkeit der Brunnengäste hier kürzlich errichteten Gebäude und die übrigen neuen Anlagen zu besehn. Alles ist hier noch im Werden; es steht aber zu vermuthen, daß die hiesige Gesundbrunnenquelle in kurzer Zeit einen ausgebreiteten Ruf erlangen werde.

Der Weg von hier bis Paderborn führt abermahls über einen steinigen Berg nach dem andern. Man kommt zunächst durch das Städtchen Driburg, welches ganz nahe bei dem Gesundbrunnen liegt, und worin der Herr von Sierstorpff seinen Landsitz hat. Ein altes, von dem Braunschweigischen Herzog Kristian zerstörtes Bergschloß, Iburg genannt, liegt hart daneben. Dies, und verschiedene andere hübschgeformte kleine Berge, welche die Gegend von einigen Seiten beschränken, erheben dieselbe zu einer ganz anmuthigen Landschaft. Das Städtchen selbst ist klein und schlecht. Sagten die Erdbeschreiber dem Reisenden nicht, daß es eine Stadt wäre, so würde er es in der Einfalt seines Herzens für ein ehrliches Dorf halten.

Auf dem Rücken einer langen Anhöhe, die wir zwischen hier und Paderborn erstiegen, sahen wir, und zwar hart am Wege, einen frisch umzäunten Platz, und innerhalb desselben ein großes Erdloch. Wir ließen anhalten, um erst zu untersuchen, was dasselbe zu bedeuten habe. Unser Fuhrmann belehrte uns, daß es ein kürzlich entstandener Erdfall sei. Wir traten nun so nahe hinzu, als wir durften, und fanden, daß es schick-

licher ein Stein- oder Felsenfall genannt werden könne, weil der ganze Berg, wenigstens so weit man in den Schlund hineinsehen kann, eine einzige feste Steinmasse ist. Wir warfen Steine hinein, und konnten jedesmahl, wie bei einem tiefen Brunnen, das An- und Abspringen derselben eine gute Weile hören. Das Loch muß eine fürchterliche Tiefe haben. Das Losreißen und Hineinstürzen der Steinmasse in — Gott weiß welche unterirdische Höhle schien, nach den sichtbaren Seitenwänden des Schlundes zu urtheilen, ganz senkrecht geschehen zu sein. Der Aberglaube unter den Landleuten dieser Gegend wird nicht ermangeln, eine ganze Schar Teufel und Poltergeister in dieses fürchterliche Erdloch zu bannen, und der furchtsame Wanderer wird zur Nachtzeit mit klopfendem Herzen und emporsträubenden Haaren vorübergehn.

In einer kleinen Entfernung von hier sind auf eben diesem hohen Berge noch drei ähnliche Erdfälle entstanden. Bisher ließ man dieselben, trotz der schauderhaften Gefahr, worin, besonders zur Nachtzeit, Menschen und Thiere schwebten, die diese Straße kamen, ohne alle Umzäunung offen stehen — mochte denn auch hineinstürzen, wer da wollte! Allein da dies Unglück neulich beinahe einen von Paderborn kommenden Domherrn betroffen hätte, so hat man doch endlich den zunächst am Wege liegenden Schlund mit einer leichten Verzäunung eingeschlossen, die aber Wind und Wetter gar bald wieder dahin nehmen werden.

Erst nahe bei Paderborn hören die Berge auf, und es eröffnet sich eine Ebene von unermeßlichem Umfange. Der Boden bleibt indeß bis an die Stadt noch immer Stein. Die denselben deckende Erdkruste mag an manchem Orte kaum eine Hand hoch sein. Ich erstaunte,

auf einem so dürftigscheinenden Boden gleichwol eine so schöne Ernte zu erblicken; allein bei näherer Untersuchung zeigte es sich, daß der steinige Grund aus mergelartigem Kalkstein besteht, welcher sehr leicht verwittert und, in Erde aufgelös't, ungemein fruchtbar ist.

Paderborn scheint, von fern gesehn, eine Stadt vom zweiten, wenigstens vom dritten Range zu sein, weil es sich in seinem ganzen Umfange darstellt, und kein Theil davon versteckt liegt. Kommt man aber hinein, so findet man, daß es weder ein schöner, noch ein durch Kunstfleiß oder Handlung nur einigermaßen blühender Ort ist. Dahingegen herrscht in dieser Stadt, wie in dem ganzen Lande, der strengste und — es thut mir Leid, hinzusetzen zu müssen — der plumpste und abergläubischste Zwangglaube oder Katholicismus, mit allen den schädlichen Mißbräuchen, welche gewöhnlich damit verbunden sind *). Statt der thätigen Volksmenge, welche das Straßengewühl einer betriebsamen Stadt zu einem so angenehmen Schauspiele macht, sieht man hier die Straßen mit müßigen Geistlichen, mit andächtelnden, in schwarze Regentücher gehüllten, und einen Rosenkranz am Arme tragenden Weiblein, die zur Messe schleichen, und mit Bettlern bevölkert, die für die Gabe, die sie fodern, sich anheischig machen, eine heilige Messe für dich zu hören. Von zweckmäßigen neuern Anstalten zur Aufklärung und Veredelung des Volks, habe ich hier nicht Eine auskundschaften können. Und doch scheint in dem ganzen nörd-

*) Daß sich, seitdem Stadt und Land der Preußischen Monarchie angehören, in dieser Hinsicht Vieles geändert haben müsse, bedarf wol keiner besondern Auseinandersetzung.

lichen Deutschland, so weit ich es kenne, wol keine andere Gegend solcher Anstalten mehr zu bedürfen, als diese. Nicht einmahl ein Buchladen ist in dieser Stadt; denn Das, was man hier so nennt, verdient den Namen nicht, weil man weiter nichts, als schlechte Erbauungsbücher, elende Heiligenmährchen und deßgleichen darin findet, deren unförmliche äußere Gestalt dem armseligen Inhalte vollkommen angemessen ist. Man versicherte mich sogar, daß der Verleger dieser erbärmlichen Lesereien selbst weder lesen noch schreiben könne. Freigläubige oder protestantische Bücher — so nennt man hier alle, die nicht erzkatholischen Inhalts, d. i. weder Meßbücher noch Heiligenmährchen sind — verirren sich hieher niemahls, oder selten. Und doch sind hier eine sogenannte Universität, ein sogenanntes Gymnasium, und eine Menge von Domherren, Stiftsgeistlichen und andern Priestern — also eine Menge von Leuten, die wenigstens ehren- und berufshalber lesen sollten!

Unter allen diesen gelehrten Männern habe ich nur einen einzigen Schriftsteller, nämlich einen gewissen Herr Molkebur, erforschen können, der, da unter der Regierung des letzten Bischofs die Fasten abgeschafft werden sollten, die Sache der Stockfische und der Häringe in Schutz nahm, und ihr ausschließendes Recht, die Magen frommer Katholiken in der Fastenzeit anzufüllen, zu vertheidigen suchte.

Der bloße Anblick des hiesigen Landvolks flößt einem menschlichgesinnten Zuschauer Mitleiden ein; so weit ist dasselbe von aller Bildung und Veredlung entfernt! so sehr liegen Dummheit, Aberglauben, verschrobene und verunstaltete Menschheit auf jeglichem Gesichte! Die Sprache derselben sollte man kaum für

Deutsch halten, so weit entfernt sie sich nicht bloß von unserer Büchersprache, sondern auch von jeder andern, nur einigermaßen ausgebildeten Mundart in Deutschland!

Die Glaubensbegriffe dieser armen Leute sind bis zum Erbarmen finster und abergläubisch. In die Messe zu gehn, wo sie Worte hermurmeln und absingen hören, die sie nicht verstehn; ihren Rosenkranz triebwerkmäßig abzubeten, wobei sie nichts denken; und dann eine Wallfahrt nach dem alten wurmstichigen sogenannten Gnadenbilde zu Telchte*) oder zu Verl anzutreten, wodurch sie nicht um ein Haarbreit klüger und besser werden, als sie vorher waren; das sind ihre Religionsübungen! Das ist es, was man diesen Kristen, statt der einfachen und erhabenen Lehre Jesu, die von Messe, Rosenkranz und Gnadenbildern keine Silbe sagt, für Kristenthum giebt! Die Vorsehung erbarme sich dieses armen Geschlechts, und lasse auch für sie die Morgenröthe einer bessern Erkenntniß, deren andere Menschen in andern Deutschen Gegenden sich schon so lange erfreuen, bald anbrechen!

Man besucht hier, in Ermangelung anderer Merkwürdigkeiten, welche Bezug auf die Verbesserung der Sitten und des öffentlichen Wohlstands haben könnten,

---

*) Nach diesem Gnadenbilde sieht man auf der Landstraße ganze Haufen armseliger Menschen wallen, die, ihr Bündel auf dem Rücken, die Schuhe in der einen, den Rosenkranz in der andern Hand, ein Paternoster, ein Credo und ein Ave Maria nach dem andern abmurmelnd, daherschreiten. Die schöne Natur und der Schöpfer derselben sind für sie, als wären sie nicht da. Das Gnadenbild ist ihnen statt Natur und Gott.

Kirchen und — Heiligenknochen, z. B. die des heiligen Liborius *), die des heiligen Blasius, sammt

---

*) — die man, zu einer Zeit, da der Französische Handel sich noch über Heiligengebein erstreckte, für sein schweres Geld aus Frankreich kommen ließ, um einer ansteckenden Seuche zu steuern. Die Knochen wurden gesandt, und verrichteten, wie die heilige Geschichte erzählt, schon unterweges mancherlei erstaunliche Wunder. Sie kamen an; wurden aber unglücklicher Weise — ich weiß nicht, durch welchen Zufall — mit andern Knochen vermischt, die nicht von einem Heiligen, also auch nicht wunderthätig waren. Der damahlige Bischof gerieth darüber in die größte Verlegenheit, weil er nicht wußte, wie er es anfangen sollte, um das Heilige von dem Unheiligen zu trennen. Allein — o Wunder! was der Bischof nicht verstand, das verstand — ein Pfau. Dieser — es war zu allem Wahrzeichen ein weißer — machte sich über die Knochen her, und kratzte sie so geschickt aus einander, daß die des Heiligen allein, und die des Unheiligen gleichfalls besonders zu liegen kamen. Wer war nun froher, als der Bischof und seine fromme Gemeine! Aus Dankbarkeit gegen den verständigen Pfau, und zugleich zum ewigen und unwidersprechlichen Beweise der Wahrheit dieser wahrhaften Geschichte, wurde verordnet, daß bei dem jährlichen feierlichen Herumtragen der heiligen Knochen, der heilige Schwanz des Pfaus ihnen vorgetragen werden solle. Dies geschieht denn auch, zur großen Erbauung der frommen Paderborner, noch jetzt, ungeachtet die weltlichgesinnten Motten den heiligen Schwanz schon so sehr zernagt haben, daß er kaum noch kenntlich ist. — Liborius ist der Schutzpatron des Landes geworden. — Sollte man, nachdem es sich nun schon seit einer so langen Reihe von Jahren gezeigt hat, wie wenig dieser Französische Heilige sich darauf verstehe, ein Land blühend und die Bewohner desselben gescheiter zu machen, nicht endlich einsehen lernen, daß es doch wol besser sein möchte, einen Deutschen Ketzer zu verschreiben, um Dasjenige von ihm leisten zu lassen, was Jener zu leisten nicht vermochte?

einem Backenzahne des heiligen Petrus; vorausgesetzt, daß man an Seltenheiten dieser Art Vergnügen findet. Wir für unsern Theil dürfen uns nicht rühmen, sie gesehn zu haben. Doch haben wir — um nicht ganz so unwissend von Paderborn wieder wegzugehen, als wir dahin gekommen waren — den prächtigen silbernen Sarg des heiligen Liborius gesehen, womit es folgende Bewandtniß hat:

Ehemahls besaß die hiesige Domkirche die Bildnisse der zwölf Apostel, aus gediegenem Golde gearbeitet, und auch schon einen silbernen Sarg des heiligen Liborius. Während des dreißigjährigen Krieges nahm ihnen Herzog Kristian von Braunschweig Beides weg, und ließ aus Letzterm Thaler mit der Umschrift prägen: Gottes Freund, der Pfaffen Feind. Zwei reiche Famlien, die von Niesen und von Westphalen, legten nachher eine beträchtliche Summe von lauter feinen Thalern zusammen, woraus sie dem Heiligen einen neuen Sarg verfertigen ließen, der wirklich ungemein schön und künstlich gearbeitet ist. Der Goldschmied, der ihn machte, hat sich durch folgende daran befindliche Inschrift zu verewigen gewünscht: Düse Arwet heffe ik Hans Krako, Goltschmit tom Dringenberge maket von lauter Dalers ose hi bilagt siet, anno 1635. Es ist nämlich eine Anzahl von Thalerstücken dem Sarge angelöthet worden.

Dieser Dom hat noch eine andere Merkwürdigkeit. Es entspringt nämlich unter ihm — er liegt auf einer kleinen Anhöhe — und unter den nächstangrenzenden Gebäuden, vermuthlich aus einer unterirdischen Höhle, der Fluß Pader, von dem die Stadt den Namen hat. Mehre starke Quellen desselben strömen auf einmahl so reichlich hervor, daß sie schon in einer Entfernung von

20 bis 30 Schritten verschiedene Mühlen treiben können. Man merkt hiebei als etwas Wunderbares an, daß dieses hervorsprudelnde Wasser im Sommer kalt, im Winter hingegen lau zu sein und beständig zu dampfen pflegt. Allein so sehr wunderbar ist dieses Wunder nun eben nicht. Die ganz gemeine Erfahrung, daß die Keller- und Höhlenluft im Winter wärmer, im Sommer kälter als die äußere Luft ist, reicht zur Erklärung desselben völlig hin.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese starke Quelle und die obenerwähnten Erdfälle durch eine gemeinschaftliche Ursache, nämlich durch ungeheure unterirdische Höhlen, welche zugleich große Wasserbehälter sind, mit einander zusammenhangen. Daß diese Gegend reich an solchen Höhlen sein müsse, beweiset auch ein Bach, der, wie man mir erzählte, nicht gar weit von hier sich in ein Erdloch ergießt und nicht wieder zum Vorschein kommt. Dieses, von der Erde verschluckte Wasser ist vermuthlich ein Theil von demjenigen, welches hier in Paderborn als der Paderfluß wieder hervorsprudelt.

Wie es um den Flor der schönen Künste in diesem Stifte bisher gestanden habe, davon — und dies sei die letzte meiner betrübten Bemerkungen, weil ich es müde bin, länger von einem Orte zu reden, wo man so wenig zu bewundern und so viel zu bedauern und zu tadeln findet — nur noch folgendes Pröbchen! Man hat in der hiesigen Domkirche dem vorletzten Bischof, Wilhelm Anton, ein Denkmahl errichtet. Am Fuße desselben stehen zwei Figuren, die Gerechtigkeit und die Religion, über demselben zwei sogenannte Putti oder Knaben mit umgestürzten Fackeln. Von der Feinheit der Bildhauerarbeit sage ich dir nichts; was aber dem Wanderer, der bei diesem Denkmahle stillsteht, gleich

beim ersten Anblicke mächtig auffällt, ist das Mißverhältniß zwischen den genannten untern und obern Figuren. Die Gerechtigkeit nämlich und die Religion sind klein und schmächtig, die Knaben hingegen, als wahre Riesenkinder, dick und stark, mit Köpfen von übermenschlicher Größe gemacht. Sollte der schalkhafte Künstler damit wirklich einerseits auf den Zustand der Religion und der Gerechtigkeit in diesem Lande, und anderseits auf die wohlbeleibte Beschaffenheit ihrer Söhne und Diener haben anspielen wollen? —

Man beklagt sich seit einiger Zeit oft und laut über die Menge von Reisebeschreibungen, womit die Lesewelt überschwemmt wird, und über die vorwitzige Tadelsucht, deren einige Verfasser derselben sich schuldig machen sollen. Diese Klage mag zum Theil gegründet sein. Aber wo ist die gute Sache, die mitunter nicht auch gemißbraucht würde? Und wo giebt es, auf der andern Seite, ein besseres und wirksameres Mittel zur Abstellung öffentlicher Mängel und Ungehörigkeiten, als dieses: daß verständige und wohlwollende Reisende ihre Bemerkungen darüber öffentlich mittheilen, und auf jene Abstellung öffentlich antragen? Diese Betrachtung, von der ich, wie du weißt, mich schon so manchmahl leiten ließ, auch wo ich voraussah, daß ich Unwillen dadurch erregen und Undank dafür einernten würde, wird mich auch diesmahl bewegen, meine obigen wenigen Beobachtungen über Paderborn in der Hoffnung drucken zu lassen, daß man dadurch auf die Gebrechen dieses bisher so sehr vernachlässigten Staats um so viel eher aufmerksam werden, und an die Abstellung derselben um so viel früher Hand legen werde. Einen andern Beweggrund, als diesen, kann ich unmöglich dazu haben; denn was geht doch mich — die Menschheit abgerechnet — ein

Land an, unter dessen Bewohnern nicht Einer ist, mit dem ich in irgend einem nähern Verhältnisse, als mit dem Kaiser von Japan stehe? Ich schmeichle mir daher, daß die guten Paderborner die Lauterkeit der Absicht, die mich dies über sie zu schreiben bewog, nicht werden bezweifeln wollen.

Wir mußten hier einen halben Tag länger liegen bleiben, als wir wünschten, weil es dem Herrn Postmeister des Orts nicht gefiel, uns früher fortzuschaffen; und wir würden vielleicht noch da sein, wenn meine Gefährten nicht endlich selbst herumgegangen wären, um Pferde aufzutreiben. Dies war daher auch der einzige Ort auf unserer bisherigen Reise, wo unsere gute Laune uns einige Augenblicke verließ, weil wir, nach mancher vergeblichen Bitte, nicht umhinkonnten, dem Herrn Postmeister etwas Unverbindliches zu sagen. Er wolle uns dies zu Gute halten, so wie wir von unserer Seite ihm auch schon lange verziehen haben.

Wir kamen gegen Abend nach Lippstadt, dem ersten blühenden, lachenden und niedlichen Orte, der uns in Westphalen vorgekommen ist. Er ist regelmäßig gebaut, und hat so reinliche und schön gepflasterte Straßen, als ich außer den Neustädten zu Kopenhagen und Kassel bis dahin noch nirgends gefunden hatte. Der bloße äußere Anblick dieser Stadt läßt auf Wohlhabenheit, bürgerliche Glückseligkeit und eine gute Verwaltung schließen. Auch macht der Menschenschlag, den man hier sieht, mit dem im Paderbornschen und in einigen andern Westphälischen Landschaften, einen sehr angenehmen Abstich. Hier sieht man einmahl wieder Gesichter mit unverzerrten menschlichen Zügen, und Augen, aus welchen aufgeheiterte, muntere, thätige und verständige Seelen blicken. Dem Reisenden wird hier wieder wohl;

er wünscht, sich länger daselbst verweilen zu können.

Und woher dieser Wohlstand, diese größere Ausbildung und Thätigkeit? Aus zwei Ursachen: aus der kirchlichen und der bürgerlichen Verfassung dieses Orts.

Die Einwohner sind größtentheils Freigläubige oder Protestanten, und es ist eine bekannte und ausgemachte Wahrheit, daß das protestantische Kristenthum, alles Uebrige gleich, für die Aufklärung und Betriebsamkeit der Menschen, also für den gesammten Flor der Städte und Länder, vortheilhafter ist, als das katholische. Dies zeigt sich überall, wo die eine oder die andere dieser beiden Kirchen die herrschende ist, unter sonst gleichen Umständen, ohne Ausnahme.

Was die bürgerliche Verfassung dieses Orts betrifft, so gehört er dem Könige von Preußen, als Grafen von der Mark, und dem Grafen zur Lippe gemeinschaftlich zu, doch so, daß der Preußische Einfluß — wie dies gewöhnlich der Fall ist, wo ein Starker und ein Schwächerer etwas in Gemeinschaft besitzen — den Lippischen überwiegt. Nun hat diese Stadt vor andern unter Preußischer Hoheit stehenden Städten den großen Vorzug; daß sie nichts von Handelseinschränkungen weiß, wofür sie dem Könige jährlich bloß eine gewisse, ein für allemahl festgesetzte Summe zahlt. Wo aber Freiheit überhaupt und Handelsfreiheit insbesondere herrschen, da blühen auch Nahrung und Gewerbe aller Art, und die Menschen befinden sich wohl.

Die vornehmsten Nahrungszweige dieses freundlichen Orts sind der Ackerbau, der Kornhandel und die Viehzucht, besonders die der Schweine. Er liegt an der Lippe und war ehemahls stark befestiget. Seit dem Frieden aber, welcher den siebenjährigen Krieg beendigte, sind seine Festungswerke gänzlich geschleift wor-

den, so daß es jetzt ein offener Ort ist. Man sagt, daß der große Friedrich diese Schleifung aus Unwillen gegen die Englische und Hannoversche Regierung befohlen habe, weil diese, indem sie eher Frieden machten, als er mit dem seinigen zu Stande kommen konnte, ihn damahls im Stiche ließen. Lippstadt war nämlich, als Festung, eine gute Schutzmauer des Kurfürstenthums Hannover, so oft es von Westen her einen Angriff zu besorgen hatte und mit Preußen in Bündniß stand; jetzt hat es auf dieser Seite nur noch seine eigene Festung Hameln.

Wir fuhren nach eingebrochener Nacht wieder von dannen, und erreichten am folgenden Morgen die Preußische Stadt Hamm in der Grafschaft Mark, wovon sie die Hauptstadt ist. Wir hielten uns hier nicht länger auf, als nöthig war, um die Postpferde zu wechseln und ein derbes Frühstück von Pumpernickel und Westphälischem Schinken einzunehmen. Wir ließen uns diese nahrhaften Landeserzeugnisse sehr wohl schmecken; aber zwei von uns fanden in der Folge Ursache, zu wünschen, daß sie ihnen weniger geschmeckt haben möchten.

Auch dieser Ort, der sonst eine Festung war, ist nach dem siebenjährigen Kriege geschleift worden. In ebendiesem Kriege fiel zwischen Hamm und dem Dorfe Villingshausen eine Schlacht zwischen den Verbündeten und den Franzosen vor, worin die letzten geschlagen wurden. Das siegreiche Heer wurde auf dem rechten Flügel von unserm Herzoge Ferdinand, auf dem linken von unserm regierenden Herzoge, der damahls noch Erbprinz war, angeführt.

Die Folgen des hier genossenen Westphälischen Früh-

stücks, woran unsere Sächsischen Magen noch nicht gewöhnt waren, nöthigten uns, die nächstfolgende Nacht über in einem Dorfe liegen zu bleiben.

Nichts ist für Reisende, deren Weg durch viele kleine Länder von verschiedener Landeshoheit geht, beschwerlicher, als die häufigen Abwechselungen der in jedem derselben gangbaren Münzarten. Hier in diesen Gegenden zeichnen sich besonders die kleinen Münzen durch seltsame Namen aus. Da hat man Füchse, d. i. Pfennigstücke, Fettmännken, d. i. Zweipfennigstücke oder halbe Stüber, Stüber, d. i. Vierpfennigstücke, Petermännken, d. i. Fünfpfennigstücke, und Kassemännken, d. i. Zweigroschenstücke. Besonders in derjenigen Strecke zwischen Hamm und Duisburg, wo man das Kölnische berührt, werden einem diese sonderbaren Namen so oft in die Ohren geschrien, daß ich glaube, wir werden sie in unserm Leben nicht wieder vergessen. Kaum ist man einige hundert Schritte gefahren, so kommt man an einen Schlagbaum, hier zu Lande Purrir — soll heißen Barrière — genannt; und es erschallt die Stimme des Einnehmers: Purrirgeld, meine Herren! So oder so viel Füchse, Fettmännken, Stüber u. s. w.! Wie oft diese Steuer erlegt werden muß, kannst du daraus schließen, daß wir auf einer einzigen Raste oder Station, zwischen Herten und Duisburg, auf diese, des öftern Anhaltens wegen, sehr unangenehme Weise, nicht weniger als 16. Ggr. in lauter Füchsen und Fettmännken abgeben mußten. Du denkst vielleicht, man fahre dafür auf lauter schönen und wohlunterhaltenen Kunststraßen? Ja, hat sich was zu Kunststraßen! Eine kleine Strecke ausgenommen, wo man dergleichen wirklich findet, ist alles Uebrige nur ein ganz gemeiner Weg, auf dem

man die Verbesserungen, wofür das Purrirgeld sein soll, gemeiniglich umsonst sucht.

Duisburg ist, wie Lippstadt und Hamm, eine Stadt von mäßigem Umfange. Sie enthält ungefähr 550 Häuser, und liegt an der Ruhr, die sich in den, nicht weit von hier vorbeifließenden Rhein ergießt. Daß sie in dem Herzogthume Cleve liegt, wird dir bekannt sein. Die hiesige Hochschule ist, unter den protestantischen in Deutschland, eine der kleinsten, weil sie nicht über 60 — 70 Beflissene zählt.

Die Deutsche Sprache verliert sich hier allmählig in die Holländische, so daß man nicht recht mehr weiß, ob Das, was man hört, noch Deutsch oder schon Holländisch sei.

Die Stadt scheint übrigens ein durch Gewerbe und Handel blühender und, nach Maßgabe seines Umfangs, sehr bevölkerter Ort zu sein.

Wir fuhren noch an eben dem Tage, da wir hier angekommen waren, weiter; ließen uns bei Urdingen — einer dem Kurfürsten von Köln *) gehörigen, ziemlich regelmäßig und nett gebauten kleinen Stadt — über den Rhein setzen, und kamen gegen Abend hier in Krefeld an.

Ich nenne dir, indem ich Krefeld hinschreibe, den Namen der niedlichsten, saubersten, freundlichsten und blühendsten Gewerkstadt, die ich je gesehen habe. Der bloße Anblick derselben macht den Fremden, so wie er hineinkommt, heiter und froh. Das schöne, längs der Häuser bunt ausgelegte Straßenpflaster ist so rein, als wenn es täglich gewaschen würde, und so eben, als wenn die Steine abgeschliffen wären. Die Häuser sind alle von Backsteinen und in Holländischem Ge-

*) Jetzt zu dem Königreiche Preußen gehörig.

schmacke, aber doch mit mehr Abwechselung erbaut, als der Holländischen Bauart sonst eigen zu sein pflegt.

Die meisten Häuser sind mit einem Schilde versehn. Dies fällt dem Reisenden, der alle beschildeten Häuser für Gasthöfe nimmt, gewaltig auf; hinterher aber erfährt man, daß ein Schild hier zu Lande nur zur bequemen Unterscheidung der Häuser diene, und keineswegs immer auf Schenken und Wirthshäuser deute.

Diese niedliche und kunstfleißige Stadt enthält 700 Gebäude. Bei einer gewöhnlichen Bevölkerung würde sie also ungefähr 4000 Einwohner zählen. Man rechnet aber die hiesige Volksmenge bis auf 7000 Seelen. Dies würde unglaublich klingen, wenn man nicht dabei in Erwägung zöge, daß die meisten Häuser von Gewerksleuten bewohnt werden, und also nicht bloß eine Familie, sondern auch Werkgesellen und Lehrbursche in sich fassen.

Du hast diesen Sommer bei uns einen Theil der würdigen Familie von der Leyen kennen gelernt, der diese Stadt vornehmlich ihren Flor verdankt; wir machten heute die Bekanntschaft der übrigen Glieder derselben, und brachten in ihrer Mitte den angenehmsten Abend unserer bisherigen Reise zu. Morgen sollen wir ihre großen Fabrikanstalten sehen. Bis dahin, gute Nacht, liebe Lotte!

Krefeld, den 23. Jul. 1789.

Ich eile, mein gutes Kind, dir vor unserer Abreise von hier, die in einigen Stunden vor sich gehen wird, noch von Demjenigen Rechenschaft zu geben, was wir diesen Morgen hier gesehen und erfahren haben.

Wir besahen die bewundernswürdigen Sammt- und Seidenwerkstätten der Herren von der Leyen; eine An-

stalt, die nicht bloß dieser Familie, und nicht bloß diesem Orte, sondern ganz Deutschland Ehre macht. Man glaubt, indem man dieselbe sieht, in einer der blühendsten Gewerkstädte Englands zu sein, so groß ist der Umfang dieser Anstalt, so sinnreich das Maschinenwerk, so musterhaft die dabei überall herrschende Ordnung und Reinlichkeit! Von der Größe derselben wirst du dir einen Begriff machen können, wenn ich dir sage, daß sie gegen 6000 Menschen beschäftiget, und daß, außer einigen palastmäßigen Gebäuden, ganze Straßen kleinerer Häuser dazu gehören, die inwendig durchbrochen sind, so daß man aus einer Werkstatt in die andere tritt, und alle unter Einem Dache zu sein scheinen.

Besonders sehenswürdig ist ein Saal voller Abhaspelungsmaschinen, die von einem einzigen, unter demselben auf einer Scheibe stehenden und unaufhörlich tretenden, aber nie von der Stelle kommenden Pferde in Bewegung gesetzt, und wodurch viele tausend Fäden zugleich abgehaspelt werden. Stelle dir vor, wie viele Menschenhände dadurch erspart werden! Das Pferd steht mit verbundenen Augen an einen Pfeiler gespannt da, und indem es gleich einem, das vor einem Wagen zieht, seine Kräfte anstrengt und dabei einen Fuß nach dem andern aufhebt, so glaubt es immer vorwärts zu schreiten, da es doch wirklich immer auf seiner Stelle stehen bleibt, und nur die unter seinen Füßen liegende Scheibe, als das erste Triebrad der ganzen großen Maschine, in Bewegung setzt. Ich dachte mir hiebei, daß wir armen blinden Menschen in den Augen des lieben Gottes, der die große Weltmaschine übersieht und regiert, oft mit diesem Pferde wol nur einerlei Rolle spielen mögen. Wir glauben oft, wunder was zu thun,

und thun im Grunde und für das Ganze doch wol etwas ganz Anders, als wir meinen; arbeiten im Grunde doch wol zu ganz andern Zwecken, als wir uns dabei einbilden. Mancher meint wol mächtig weit vorwärts zu schreiten, und bleibt doch, wenn man es beim Lichte besieht, an wahrer sittlicher Vervollkommnung auf der nämlichen Stelle stehen, auf der er schon vor Jahren stand. Mancher ist auch wol mit seinem Schicksale unzufrieden, weil er nicht gerade so wirken kann, wie er zu wirken wünschte, und bildet sich ein, daß er, indem er sein ihm vorgeschriebenes mechanisches Tagewerk verrichtet, etwas sehr Unbedeutendes, fürs Ganze Unnützes verrichte, indeß er vielleicht, wie dieses Pferd, durch seine geringfügig scheinende Arbeit, ohne es zu wissen oder zu ahnen, ein mächtiges Triebrad in Bewegung setzt, welches zum Besten des Ganzen unendlich viel Gutes bewirkt. Dies zu unserm Troste, wenn wir kleinmüthig, jenes zu unserer Demüthigung, wenn wir stolz und eingebildet werden wollen! Laß uns, liebe Tochter, an jedem Tage thun, was Beruf und Pflicht von uns fodern, es sei so klein und so groß als es wolle; so können wir versichert sein, daß wir in der großen Werkstatt Gottes gewiß etwas Nützliches und Verdienstliches verrichten, und daß uns das, ohne unser Wissen, wird in Rechnung gebracht und zu seiner Zeit vergolten werden!

Die hiesigen Damastwebereien zogen meine Aufmerksamkeit ganz vorzüglich auf sich. Aber ungeachtet die dazu erfoderlichen Handgriffe so einfach sind, daß bei jedem Stuhle gerade zu Dem, was das Künstlichste in der Sache zu sein scheint, nur ein Knabe gebraucht wird, so begriff ich doch nichts davon, so konnte ich doch mit der schärfsten Aufmerksamkeit den Zusammen-

hang zwischen Dem, was der Knabe that, und Dem, was daraus erfolgte, mir nicht deutlich machen. Der Knabe steht nämlich bei einem, neben dem Weberstuhle herabhangenden Fadenwerke, der Harnisch genannt, welches aus unzählbaren Fäden besteht, die theils senkrecht herabhangen, theils wagerecht laufen, und in der Kunstsprache durch die beiden Ausdrücke schwarz und weiß unterschieden werden. Indem er nun wechselsweise bald schwarz, bald weiß greift, entsteht dadurch das Muster des Gewebes, welches zu eben der Zeit der auf dem Stuhle sitzende Meister zu Stande bringt.

Als ich diesen Zusammenhang vergebens zu begreifen mich bemühte, und am Ende unwillig über meinen Blödsinn ward, erzählte mir einer der Herren von der Leyen, der die Güte hatte, uns herumzuführen, folgenden Geschichtsumstand, der mich wieder mit mir selbst aussöhnte:

»Der große Friedrich war auch einst hier, und es ging ihm, wie Ihnen. Auch er wollte die Damastweberei nicht bloß ansehn, sondern auch begreifen. Er that deßwegen manche Frage an den Werkmeister; und dieser glaubte, ihm die Verfahrungsart so klar zu machen, daß ein Kind sie begreifen könnte, indem er sich dabei der ihm, aber nicht dem Könige, gewöhnlichen Kunstsprache bediente. »Sehen Sie, Herr König,« sagte er, »jetzt greift der Junge schwarz, nun weiß, dann wieder schwarz u. s. w.« Gut, antwortete Friedrich, aber was ist denn schwarz und weiß? »Ja, sagte hierauf der Werkmeister etwas unwillig, wenn Sie das nicht einmahl wissen, so kann ich Ihnen nicht helfen.« Der König lachte, und ging weiter.

Einige Jahre danach kam die Schwester des Königs, die Prinzessinn Amalie, durch diesen Ort, be-

sah gleichfalls die Fabriken, und wollte sich die nämliche Sache von dem nämlichen Werkmeister erklären lassen. Dieser sagte nach seiner Weise ihr wieder Vieles von schwarz und weiß vor; allein die Prinzessinn mußte am Ende gleichfalls gestehn, daß sie nichts davon begriffe. »Ich glaube es,« erwiederte der Weber, »Ihr Bruder konnte es ja auch nicht begreifen!«

Wenn man von hier aus einen Blick in einige östlichere Westphälische Gegenden zurückwirft, und den Unterschied bemerkt, der in Ansehung der Bildung, der Betriebsamkeit und der gesammten Entwickelung der menschlichen Anlagen zwischen jenen und dieser blühenden Gewerkstadt herrscht, so sollte man es kaum für möglich halten, daß Beide in einem und ebendemselben (ehemahls) Deutschen Kreise liegen. Man geräth vielmehr in Versuchung, sich einzubilden, daß man von da bis hieher wenigstens einige hundert Meilen zu einem glücklichern Himmelsstriche zurückgelegt haben müsse. So auffallend groß ist der Abstich zwischen jenen und dieser! Hier ist Alles munter, Alles thätig, Alles betriebsam! Hier ist überall Wohlstand und bürgerliche Glückseligkeit! — Und woher denn dieser abermahlige Unterschied, den wir schon bei Lippstadt bemerkten? Der Aufschluß dieser Frage liegt in den beiden Worten: Freiheit und Duldung! Wo diese herrschen, da geht Alles gut, da blühen Staaten und einzelne Familien, da entfaltet sich jeder Keim zu menschlicher Vollkommenheit und Glückseligkeit! Beide gesellschaftlichen Güter — die größten, die es giebt, und wovon das erste das andere einschließt, oder vielmehr überflüssig macht, weil da, wo wahre bürgerliche Freiheit herrscht, auch Jeder glauben darf, was sein Gewissen ihm zu glauben befiehlt, und es also keiner Duldung mehr bedarf —

beide sind dem guten Krefeld in vorzüglichem Grade zu Theil geworden; und auch dieses Glück verdankt es zum Theil der Weisheit und Fürsorge eben der edlen Familie, der es seinen Flor überhaupt verdankt.

Als der große Friedrich die hiesigen Gewerkanstalten in Augenschein genommen hatte, und seine höchste Zufriedenheit darüber an den Tag legte, fügte er hinzu: »Ich wünsche, ihr guten Leute, daß ihr fortfahren möget, so betriebsam zu sein; um euer selbstwillen wünsche ich das, nicht um meinetwillen, denn was ich von euch habe, ist blutwenig, ist nicht des Nennens werth — wißt ihr, wie viel es beträgt?« Einer der Herren von der Leyen nahm das Wort und sagte: Wir wissen, Sire, wie viel wir jährlich aufbringen müssen; aber wie viel davon bis in Ihre Kassen kommt, das wissen wir nicht. »Gut«, antwortet der König, »ich wills euch sagen;« und nun nennt er ihnen eine sehr unbeträchtliche Summe — »nur das, fügte er hinzu, nicht einen Pfennig mehr, bringt ihr mir jährlich ein.« Möchten Ew. Majestät dann geruhen, erwiedert hierauf Jener, diese Summe oder auch eine größere künftig von uns selbst anzunehmen, und uns dagegen mit Steuerbedienten, Durchsuchern und andern dergleichen Handelsbürden zu verschonen! — Dem Könige gefällt der Vorschlag, er genehmiget ihn auf der Stelle, und seit der Zeit genießt Krefeld, für eine sehr mäßige jährliche Abgabe, die es selbst aufbringt, einer völligen Handelsfreiheit.

Warum mögen doch die Regenten dieses leichte Mittel, ihren Unterthanen aufzuhelfen und ihre Staaten blühend zu machen, nicht überall anwenden? Warum die Millionen, welche das Heer von Einnehmern, Aufpassern und Durchsuchern kostet, nicht lieber für sich und

für ihre Unterthanen ersparen, und diese letzten dadurch von einem so beschwerlichen Zwange und von der Versuchung zum Betruge befreien wollen? Daß man eine so vernünftige Maßregel ehemahls, da man aus den Staatseinkünften noch ein so großes Geheimniß zu machen suchte, vermied, ist begreiflich; warum man sie aber noch jetzt verschmäht, da die Staatskundigen den Königen und Fürsten ihre Einkünfte beinahe bei Heller und Pfennig nachzurechnen verstehn: das läßt sich wol nur durch den Umstand erklären, daß die Minister an Einfluß, Macht und Ansehn verlieren würden, wenn sie nicht mehr, wie bisher, so viele Stellen mit Einnehmern und Aufpassern zu besetzen hätten, indem jede Landschaft und jeder Ort Das, was sie dem Staate entrichten müßten, nun ohne jene Leute selbst zusammenbrächten und in die Staatskassen lieferten. Diese werden sich also wol hüten, ihren Herren einen Vorschlag zu thun, wobei zwar der Herr und das Land gewinnen, sie selbst aber an Macht und Einfluß merklich verlieren würden.

Was die Duldung, oder vielmehr die Glaubensfreiheit betrifft — denn es ist Zeit, das übermüthige Wort Duldung, in diesem Sinne genommen, aus der Sprache jedes Volks, das auf Bildung und Aufklärung Anspruch macht, gänzlich auszumerzen — so genießen die Krefelder auch dieses kostbarsten Schatzes der Menschheit in einem ganz vorzüglichen Grade. Ehemahls war dies nicht der Fall. Zwar wurden hier Leute von allen Glaubenszünften aufgenommen, und ihnen öffentlicher Gottesdienst, Jedem nach seiner Weise, verstattet; allein die unverständigen Leute haßten und verfolgten sich, wie gewöhnlich, unter einander, bis endlich der obenerwähnte Herr von der Leyen einen Einfall hatte,

welcher der Sache auf einmahl eine andere Wendung gab. Er lud, ohne sein Vorhaben merken zu lassen, eine große Gesellschaft von Leuten aller Glaubenszünfte zusammen, und sorgte dafür, daß man recht von Herzen froh und lustig werden mußte. Beim Eintritt in den Versammlungssaal machte freilich Mancher ein langes Gesicht, und begriff nicht, wie man die Unschicklichkeit begehen könne, einen Lutheraner mit Reformirten, einen Reformirten mit Katholiken, und diese wiederum mit Mennoniten und andern Glaubensgenossen zusammen zu bitten. Man war indeß einmahl da, und konnte also nicht umhin, sich in eine gesellschaftliche Unterhaltung einzulassen. Hier machte nun schon Mancher nach und nach die Entdeckung, daß Dieser und Jener, den er vorher für einen abscheulichen Menschen gehalten hatte, weil er ein Lutheraner, ein Katholik, ein Mennonit u. s. w. war, doch, wider seine Erwartung, ein ganz umgänglicher und guter Mann zu sein schien. Nach und nach ward man lustiger, mithin auch offener, vertraulicher, herzlicher. Endlich sah man hier einen Reformirten einem Katholiken, dort einen Lutheraner einem Mennoniten brüderlich die Hand drücken und Freundschaft mit ihm machen. Das Eis war gebrochen; Andere ahmten dieses schöne Beispiel von kristlicher Duldung nach, und jetzt leben Alle als Brüder mit einander. Bei jeder feierlichen Gelegenheit, z. B. bei Beerdigungen, sieht man nunmehr Leute allerlei Glaubens, sogar die Geistlichen derselben, als liebende Kinder Eines himmlischen Vaters, bunt durch einander gehen.

Ich habe alle diese Umstände, die der edlen Familie von der Leyen so viel Ehre machen, nicht von ihr, sondern von andern Personen, welche die großen Verbind-

lichkeiten, die Krefeld diesem Hause hat, mit Dank und Rührung erkannten.

Die hiesigen Mennoniten machen eine der freiesten Religionsgesellschaften aus, die ich je gesehen habe. Sie stehen unter keinem sich in Glaubenssachen mischenden Kirchenrathe, hangen von keinem die Gewissen beherrschenden Konsistorium ab, wissen von keinen Glaubensvorschriften, nehmen zur Richtschnur ihres Glaubens nichts als die Bibel und ihr eigenes Gewissen an — kurz, sie sind wahre Freigläubige oder Protestanten, welche gegen jeden Glaubenszwang sich verwahren oder protestiren. In Ansehung der Taufe unterscheiden sie sich von den strengern Mennoniten dadurch, daß sie Jedermann die Freiheit lassen, sein Kind entweder in der Wiege, oder, nach dem Gebrauch der ersten kristlichen Kirche, dann erst taufen zu lassen, wenn es zu Verstande gekommen und fähig geworden ist, sein Glaubensbekenntniß nach reiflicher Prüfung freiwillig abzulegen.

Daß der Name Krefeld im siebenjährigen Kriege durch eine Schlacht berühmt geworden ist, worin unsere braven Deutschen die viel zahlreicheren Franzosen, unter Anführung der Helden aus unserm Fürstenhause überwanden, darf ich einer Braunschweigerinn nicht erst sagen.

Ungern verlasse ich einen Ort, wo noch so viel für mich zu beobachten und zu lernen wäre. Aber wir müssen eilen, wenn uns die Pariser nicht zuvorkommen, und den Drachen der willkührlichen Zwangsherrschaft völlig todtschlagen sollen, ehe wir bei ihnen werden angekommen sein. Das Posthorn ruft — ich umarme dich, mein liebes Kind.

Dritter Brief.

Aachen, 25. Juli. 1789.

Wir kamen gestern Morgen hier wohlbehalten an, und hatten die Freude, unsere wackern Freunde, den G. R. v. D. und unsern lieben St. viel gesunder zu finden, als wir ersten vor zwei Jahren bei uns in Salzdahlum sahn, und als letzter vor zwei Monaten war, da er hieher reisete, um das Aachener Wasser zu gebrauchen. Es ist doch eine köstliche Sache ums Wiedersehn; und wie reichlich wird nicht der vorhergegangene Schmerz der Trennung dadurch vergütet! Auch wir, mein gutes Kind, werden dies von neuen erfahren, wenn ich, nach glücklich zurückgelegter Reise, mit einem neuen Maß von Gesundheit und Heiterkeit in eure Arme fliegen werde.

Wir fuhren ehegestern Nachmittag von Krefeld nach Jülich.

Das Herzogthum Jülich ist ein flaches Land, reich an sehr ergiebigen Kornfeldern, aber arm an Naturschönheiten. Auch die Einwohner dieses Landes scheinen ärmer zu sein, als man von den Bebauern eines so fruchtbaren Kornbodens erwarten sollte. Woher dies rühre? darüber muß ich mein Urtheil zurückhalten, weil ich nicht Zeit hatte, die Frage zu ergründen. Wie schwer indeß die Abgaben hier zu Lande sein müssen, kannst du ungefähr daraus schließen, daß wir in einer Strecke von fünftehalb Meilen für einen zweispännigen Wagen an Weggelde — jedoch mit Inbegriff des Sperrgeldes in Jülich — nicht weniger als zwei und einen halben Thaler erlegen mußten, ungeachtet die Wege gerade nicht musterhaft waren.

Jülich ist eine befestigte, aber nicht sehr blühende Stadt von mittelmäßigem Umfange. Sie liegt an der Roer oder Ruhr. Wollte ich dir mehr davon erzählen, so müßte ich es von Andern entlehnen und auf Treue und Glauben nachsagen. Aber dazu fühle ich keinen Beruf. Eigene Beobachtungen konnten wir nicht machen, weil wir nur ein paar nächtliche Stunden allda verweilten, und mit Anbruch des Tages weiter fuhren.

Auf dem Wege von Jülich nach Aachen begegnete uns ein Mensch, dessen seltsamer Anzug unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Er trug nämlich über seinem Rocke einen kleinen Mantel von Wachstuch, der nur bis über die Brust reichte, und dieser war theils mit Muschelschalen, theils mit bleiernen Heiligenbildern überall reichlich besetzt. Wir ließen still halten, um von ihm selbst zu hören, was dieser wunderbare Aufzug zu bedeuten habe. Und nun gebe ich dir drei Tage und drei Nächte Bedenkzeit, um zu errathen, was für eine Bewandtniß es damit hatte? Aber du würdest deinen Kopf umsonst anstrengen; ich wills also nur lieber gleich selbst sagen.

Der Mann war ein Wallfahrer, der von einer heiligen Wanderschaft, nach St. Jago in Spanien, zu einem daselbst befindlichen wunderthätigen Marienbilde, zurückkehrte. Daselbst hatte man ihn mit dem beschriebenen seltsamen Mantel beschenkt, der ihm zum Wahrzeichen dienen sollte, daß er wirklich dagewesen sei. Der Mann war aus Schwaben. Wir fragten ihn: warum er denn eigentlich diese weite Reise unternommen habe? Und er war ehrlich genug, zu bekennen, daß irdische Beweggründe an seinem Entschlusse mehr Antheil gehabt hätten, als die Sorge für sein Seelenheil. Es

sei vergangenen Herbst in Schwaben so theuer, und so wenig zu verdienen gewesen! Da habe er gedacht: sollst eine Wallfahrt nach St. Jago unternehmen, so muß man dir doch überall, wo Kristen, d. i. Katholiken, wohnen, forthelfen. — Ich suchte ihn jetzt zu bewegen, mir seinen Mantel zu verkaufen; allein der war ihm für kein Geld feil, weil er ihm eine geheime Kraft zutraute, ihn hier glücklich, dort selig zu machen.

Indem man sich der freien Reichsstadt Aachen nähert, bekommt man zum ersten Mahl wieder eine Gegend zu Gesicht, welche durch ihre Größe, Mannichfaltigkeit und Schönheit anzieht. Es ist ein großes Thal, in welchem sich verschiedene Hügel sanft erheben, auf welchen und zwischen welchen die ansehnliche Stadt mit ihren glänzenden Schieferdächern hervorschimmert. Gegen Südwesten, Westen und Norden ist sie mit mäßigen Bergen und Hügeln umgeben; gegen Südosten aber dehnt der höckerige Kessel, worin sie liegt, sich zu einer weiten, sehr fruchtbaren und vortrefflich angebauten Ebene aus, die in der Ferne von einem schwarzen Gebirge begrenzt wird.

An Volksmenge kommt diese Stadt ungefähr mit unserm Braunschweig überein, ungeachtet sie, ihrem Umfange nach, kleiner ist. Sie hat nämlich zwischen 3 bis 4000 Häuser, und zählt gleichwol ungefähr 25,000 Einwohner *). Die Häuser sind von Backsteinen, die Straßen, wie in allen alten Städten, zum

*) Daß Aachen während der 25 Jahre, wo es Französisch war, und noch mehr seit 1815, wo es Preußisch geworden ist, sich ungemein gehoben hat, erhellt schon aus dem einzigen Umstande, daß seine Einwohnerzahl sich jetzt (1829) auf 35,000 beläuft.

Theil krumm und unregelmäßig, das Pflaster ziemlich schlecht, und das Gehen auf demselben, wegen der hügeligen Lage des Orts, sehr ermüdend.

Zu den größten natürlichen Reichthümern dieser Stadt zählt man die in derselben und nahe bei ihr, zu Burscheit, befindlichen Heilquellen, die eine Menge von Fremden, und mit ihnen viel Geld in ihren Schooß locken. Ich bin aber sehr geneigt, zu glauben, daß gerade dieser Umstand der guten Stadt mehr zum Unglück als zum Segen gereicht. Man weiß nämlich, daß da, wo Gesundbrunnen sind, sich nicht bloß hülfsbedürftige Kranke, sondern auch schlechtes Gesindel aller Art und aus allen Ständen — Spieler, Gauner, üppige Tagediebe und Wollüstlinge beiderlei Geschlechts — einzufinden, und eine seuchenartige Ansteckung der Sitten zu verursachen pflegen. Wie sehr dies leider! auch zu Aachen der Fall sei, ist allgemein bekannt. Auch leuchtet es aus ihrer zerrütteten Verfassung, aus ihrem gänzlichen Mangel an Anstalten zur Bildung und Veredelung der Menschheit, aus ihren innern Gährungen, aus der Armuth eines Theils ihrer Einwohner, aus der auf ihren Straßen und in ihren Kirchen herrschenden fürchterlichen Bettelei, und aus ihrem ganzen öffentlichen Verfall so deutlich hervor, daß es nicht verkannt werden kann. Gelderwerb ist zwar an und für sich recht gut; aber wo er auf Kosten der Sitten und ohne Fleiß und Mühe geschieht, da macht er weder reich, noch glücklich. Er macht vielmehr arm und elend.

Um zu bemerken, was für eine Menschenzucht hier aus allen Gegenden und Ländern her zusammenströmt darf man nur in die sogenannte neue Redoute gehn. Dies ist ein zum Spiel und zu andern Vergnügungen für die Brunnengäste errichtetes prächtiges Gebäude,

worin das leidige Handwerk, sich einander durch Hülfe der Glücksspiele zu plündern und an den Bettelstab zu bringen, unter obrigkeitlichem Schutze geübt wird. Hier sieht man in Sälen, die mit königlicher Pracht verziert sind, große Gesellschaften beiderlei Geschlechts und aus allerlei Volk um große grüne Spieltafeln versammelt, und darunter Gesichter, welchen weiter nichts, als der eingebrannte Galgen fehlt, um gleich beim ersten Anblicke mit völliger Ueberzeugung zu wissen, zu welcher verworfenen Klasse von Menschen sie gehören. Es ist für Jeden, der am sittlichen Gefühl nicht selbst schon gänzlich abgestumpft ist, unmöglich, es in dem Kreise dieser Leute lange auszuhalten.

Die innern Gährungen der Stadt waren vor einigen Jahren so weit gediehen, daß der Kaiser und das Reich zutreten mußten, um ihrem Untergange vorzubeugen. Seit dieser Zeit hat sie eine Besatzung von Pfälzischen Truppen; und drei Minister der kreisausschreibenden Fürsten und Obwalter oder Directoren des Westphälischen Kreises — des Königs von Preußen, des Kurfürsten von Köln und des Kurfürsten von der Pfalz — sind hiehergesandt worden, um die eingerissenen großen Mißbräuche und Unordnungen abzustellen. Von Preußischer Seite ist unser Freund, der Hr. Geheime-Rath von Dohm hier. Man weiß, daß dieser, der durch seinen Kopf, durch seine großen und lichtvollen Staatseinsichten und durch seine edle Sinnesart eben so sehr, als durch seine Sendung den unmittelbaren Beruf dazu hat, an einer neuen, auf Vernunft und Recht gegründeten Verfassung für diesen kleinen Freistaat arbeitet, die aller Wahrscheinlichkeit nach ein Muster von vortrefflicher Staatsverfassung werden, und den gesunkenen Wohlstand von Aachen wieder herstellen wird.

Das Gebiet dieser Stadt macht nicht völlig zwei Geviertmeilen aus; allein sein prächtiger Name ersetzt, was an Umfang ihm abgeht. Es wird das Reich oder das Reich von Aachen genannt. Die Staatseinkünfte dieses Reichs betragen 100,000 Thlr. Die Staatsschulden desselben wären eines noch größern Reiches würdig; sie belaufen sich nämlich auf eine volle Million. Wozu dieses Geld verwandt sei? — läßt sich schwer errathen. Oeffentliche Anstalten zur Verbesserung der Erziehung, zur Beförderung des Kunstfleißes, zum Flor der Stadt und ihrer Bürger überhaupt, können wol wenig Antheil daran gehabt haben; denn nach diesen sieht man sich hier vergebens um. Nicht einmahl den für einen so beträchtlichen Ort so nöthigen Aufwand einer nächtlichen Erleuchtung hat man hier gemacht. Woher doch also eine ganze Million Schulden?

Man sieht, daß Das, was ich oben sagte, wahr ist, daß alles Geld, ohne redlichen Fleiß und auf Kosten der Sittlichkeit erworben, nicht einmahl reich, viel weniger glücklich macht.

Hätte Aachen keinen Gesundbrunnen; strömten ihm also auch nicht so viele Taugenichtse aus der Nähe und aus der Ferne zu; oder kehrte es sich an diese Taugenichtse nicht, und verkaufte ihnen nicht das Recht, Bürger und Ausländer innerhalb seiner Mauern unter obrigkeitlichem Schutze zu plündern; suchte es vielmehr seinen wichtigen Gewerken durch Wegräumung der denselben im Wege liegenden Hindernisse aufzuhelfen; und sorgte es endlich für eine bessere Erziehung und Unterweisung seiner Jugend: so würde es reich und glücklich sein. Dies Alles wird nun auch vermuthlich durch die neue Verfassung, der man entgegensieht, bewirkt werden. In Ansehung der schändlichen Spiele hat man

schon jetzt, so weit es dermahlen möglich war, einen glücklichen Anfang gemacht. Man hat sie nämlich, bis zum Ablauf der Pachtjahre, dahin eingeschränkt, daß nur Fremde, aber nicht die Einwohner der Stadt, und auch jene nur zu gewissen festgesetzten Zeiten, diesem unsittlichen Geschäfte obliegen dürfen.

Die wichtigsten Gewerke dieses Orts, und welche noch viel wichtiger sein könnten, als sie bis jetzt waren, sind vornehmlich Tuch- nud Nadelwerkstätten. Das hiesige Tuch ist von vorzüglicher Güte, und wohlfeiler als das Französische und Holländische. Daher kommt, daß es von Französischen und Holländischen Handelsleuten in beträchtlicher Menge gekauft, und dann unter ihrem eigenen Namen, als Französische und Holländische Waare, nach den entferntesten Ländern, besonders nach Rußland, stark versandt wird. Allein des großen Absatzes ungeachtet, können diese Werkstätten in Aachen selbst doch nicht sehr emporkommen. Zwei Haupthindernisse liegen dem Flor derselben im Wege, nämlich: Unduldsamkeit und unvernünftiger Zunftzwang. Der herrschende Glaube des Orts ist der katholische oder Zwangsglaube; und den freigläubigen oder protestantischen Gewerkern wird der Aufenthalt hieselbst so sehr erschwert und verleidet, daß sie ihren Fleiß und ihr Vermögen lieber nach den angrenzenden freien holländischen, sogenannten Generalitätslanden tragen, als sich zu Aachen drücken und verfolgen zu lassen. Der unvernünftige und schädliche Zunftzwang aber, dem hier alle Arbeiter unterworfe sind, besteht darin, daß jeder Meister, Schuster, Schneider u. s. w. nicht mehr als vier Gesellen halten, jeder Tuchweber nur auf vier Stühlen arbeiten lassen darf. Wenn man sich ganz eigentlich in der Absicht hinsetzte, um etwas recht Widersiuniges, allen

Kunstfleiß Tödtendes und den Wohlstand einer Stadt Beschränkendes auszugrübeln, so zweifle ich, daß man etwas Zweckmäßigeres, als diese Zunftgesetze, dazu ersinnen könnte. Und doch hat man sie nun schon so lange und bis auf diesen Tag unabgeändert beibehalten! Die Folge davon war, daß die begüterten Unternehmer, die bei ihren Gewerken ins Große zu gehen wünschten, sich gezwungen sahen, auszuwandern und ihre Anlagen in der Nachbarschaft, auf Holländischem Grunde und Boden zu machen. So entstand z. B. zu Vaels, einem nicht weit von hier, in den Generalitätslanden liegenden Dorfe, das große und überaus sehenswürdige Tuchgewerk des Herrn von Clermont, wohin wir diesen Nachmittag eine sehr angenehme Fahrt in Gesellschaft unserer gütigen Freunde machten. So entstanden andere Werkhäuser an andern benachbarten Orten, die Aachen, wenn es gewollt hätte, alle innerhalb seiner Mauern hätte vereinigen können. Welch ein Eigensinn, dieses nicht gewollt zu haben! Aber auch diesem großen Gebrechen der hiesigen Verfassung wird nunmehr vermuthlich abgeholfen werden.

Wir besahen heute auch noch den hiesigen Münster, d. i. die Domkirche, und das Rathhaus. Beide sind sehr sehenswürdige Gebäude. Jenes besteht aus zwei Theilen, einem noch von Karl dem Großen herrührenden hohen Rundgebäude, als dem eigentlichen Dom, und einem daran gebauten Kor, welches so groß ist, daß es eine ansehnliche Kirche für sich ausmachen könnte. Dieses letzte zeichnet sich durch eine so außerordentliche Erleuchtung aus, daß man geneigt ist, es innerhalb dieses hohen Gebäudes heller, als unter freiem Himmel mitten im Sonnenschein zu finden. Die Täuschung rührt vermuthlich von dem Abstiche her, der in

dieser Betrachtung zwischen dem schwächer erleuchteten runden Hauptgebäude und diesem länglichen Kore herrscht, dessen Seitenwände mehr Fenster als Mauer sind.

So betroffen man hier durch den ungewöhnlich hohen Grad von Licht ist, eben so sehr, nur auf eine andere Weise, wird man in dem ehrwürdigen und erhabenen Dom zu Metz durch das heilige Dunkel gerührt, welches denselben erfüllt, und welches daher rührt, daß die sämmtlichen Fensterscheiben bemahlt, und die Wände unter dem Pinsel der Zeit beinahe schwarzgrau geworden sind. Hier zu Aachen glaubt man, beim Eintritt auf das besagte Kor, in eine höhere Lichtgegend, dort in das verhüllte Allerheiligste zu treten, wo es dem Sterblichen noch nicht vergönnt wird, klar zu sehen. Durch Beides fühlt man sich, ich weiß nicht wie, bewegt und zu höhern Empfindungen gestimmt, welche der Absicht des Gebäudes angemessen sind.

Die Bettler haben hier, wie zu Köln, in den Eingängen und Hallen der Kirchen ihre gepachteten oder gar erblichen Stellen, auf welchen ihnen erlaubt ist, die Eingehenden und Ausgehenden bis zur höchsten Unverschämtheit zu belästigen.

Das Rathhaus ist gleichfalls ein sehenswürdiges Gebäude, obgleich nicht im heutigen Geschmacke. Ein Thurm desselben soll noch von dem Bruder des Kaisers Nero herrühren, welcher bekanntlich in der Mitte des ersten Jahrhunderts lebte; so daß dieser Thurm, wenn es mit der Sage seine Richtigkeit hätte, nicht weniger als siebzehn Jahrhunderte zählte. Sicherer als dieser Geschichtsumstand ist der, daß die Mauer, womit Karl der Große diese Stadt vor ungefähr tausend Jahren umgab, zum Theil noch jetzt, wiewol im Verfall und innerhalb der Stadt zu sehen ist, die seit jener Zeit

ihre Grenzen ansehnlich erweitert hat. In dem Rathhause sieht man den Saal, in welchem im Jahre 1748 der berühmte Aachener Friede geschlossen wurde. Er ist mit den Bildnissen aller der Gesandten geziert, welche bei diesem Friedensschlusse beschäftiget waren.

Vielleicht wirst du dir gefallen lassen, auch noch dieses für eine Merkwürdigkeit von Aachen anzunehmen, daß der Rathhausaufwärter, der uns herumführte, im vergangenen Jahre — Rathsherr gewesen war. Dieser Fall ist hier gar nichts Ungewöhnliches. Die Glieder des Raths werden alle Jahr von neuen gewählt; und jeder Bürger, weß Standes er auch immer sein mag, ist wahlfähig. Dies mag nun an sich recht gut sein; allein einige vornehme Familien wußten es durch Bestechungen und ungebührlichen Einfluß dahin zu bringen, daß sie selbst jedesmahl zuerst, dann nach ihnen größtentheils solche armselige Leute gewählt wurden, die sie lenken und leiten konnten, wohin sie wollten. Dieser schreiende Mißbrauch veranlaßte endlich einen Aufstand der Bürgerschaft, wobei es zu blutigen Auftritten kam, und dieser bewirkte die Herkunft der Bevollmächtigten, die die verwirrten Angelegenheiten der Stadt nunmehr wieder in Ordnung bringen sollen.

Diejenigen, welche bei diesem Aufstande sich am thätigsten bewiesen, waren die sogenannten Knüppelleute, d. i. die armseligen Bewohner der Jakobsstraße, die von dem Werkzeuge, womit sie so geschickt und nachdrücklich umzugehen wissen, den Namen erhalten haben: ein furchtbares Geschlecht, das zum Zanken und Zuschlagen bei jeder Gelegenheit bereit ist, und dem daher Jedermann, wenn er klug ist, gern aus dem Wege geht.

Ich sagte oben, daß es schwer zu begreifen sei, wo

zu dieser kleine Staat die Million angewandt habe, die er bei einer Einnahme von hunderttausend Thalern schuldig geworden ist. Einen Posten kann ich indeß nachweisen, und der ist dieser. Man stellt alljährlich einen feierlichen Umgang an, wobei ein Bild Karls des Großen herumgetragen wird. Diese Figur ist so eingerichtet, daß sie, sobald der Zug auf dem Marktplatze angekommen ist, den Kopf — ich weiß nicht durch welches Getriebe — nach dem Rathhause dreht. Sie ist mit einer ungeheuren Perucke geziert, und diese muß alle Jahr zu besagter Feierlichkeit neu gekräuselt werden. Der Haarkräuseler, der dies zu verrichten die Ehre hat, empfängt dafür, nach einmahl angenommenem Satze, wenn ich recht gehört habe, zehn Reichsthaler; und diese Ausgabe steht in den jährlichen Staatsausgaben oben an. Die Berechnung derselben hat daher immer zur ersten Rubrik:

Karls des Großen Perucke zu kräuseln 10 Thlr.

So klein übrigens das Reich von Aachen auch ist, so hat es doch, was vielen größern Reichen fehlt, auch Bergwerke, nämlich Eisen-, Blei-, Schwefel-, Galmei- und Steinkohlengruben. Diese Bergwerke könnten aber, wie man sagt, noch viel besser benützt werden, als sie bisher benützt worden sind; eine Sache, die ich dahin gestellt sein lasse. Die hiesigen Steinkohlen werden übrigens zu den besten gezählt.

Dies von Aachen. Das nächste Mahl schreibe ich dir aus Spaa, wohin wir morgen abreisen.

Vierter Brief.

Spaa, den 27. Juli 1789.

Ich fahre fort, mein liebes Kind, in jeder Stunde, die ich dem Schlafe und unserer Reise abkürzen kann, Dasjenige für dich aufzuschreiben, was mir des Anmerkens würdig scheint, und wovon ich glauben darf, daß du es nicht ungern lesen werdest.

Wir kamen hier gestern Abend um neun Uhr an, nachdem wir von Aachen bis hierher den anmuthigsten Weg zurückgelegt hatten, der uns bis dahin auf unserer Reise vorgekommen war. Aber dieser Weg verdient, daß ich ihn in Gedanken noch einmahl mache. Um dies zu thun, will ich ihn kurz beschreiben.

Sobald man Aachen verlassen hat, erhebt sich das Land zu einer beträchtlichen Höhe, von der man in das sogenannte Reich dieser Stadt, und in die umliegende, von Bergen und Hügeln begrenzte Gegend, wie in einen großen, doch nicht sehr tiefen Kessel hinabschaut. Da diese ganze schöne Landschaft mehr aus Gärten, Wiesen, Bäumen und Hecken, als auf's offenliegenden Feldern besteht, so scheint sie, von oben herab gesehn, mit schwarzbläulicher Farbe gezeichnet und dabei stark in Schatten gelegt zu sein, indeß die Stadt selbst, theils durch die hellern Farben ihrer Häuser, theils durch ihre glänzenden Schieferdächer, theils durch den hügeligen Grund, der sie trägt, aus diesem düster gehaltenen Grunde abstechend emporsteigt. Der Anblick hat für Den, der durch Niedersachsen und Westphalen kam, wo er keine ähnliche Landschaft fand, etwas Neues und Angenehmes.

Man fährt nicht lange, so erreicht man das Limburgische Gebiet, welches bekanntlich größtentheils zu den Oesterreichischen Niederlanden gehört. Einen kleineren Theil derselben besitzen die Holländer *). — Hier fängt die erste schöne Kunststraße an, die von hier bis nach Paris ununterbrochen fortläuft. Diese ist zwar gepflastert, und nicht mit kleingeschlagenen Steinen oder Flußkies überschüttet; allein die Steine des Pflasters sind so regelmäßig gelegt, und machen eine so vollkommene Ebene aus, daß man mit unbeschreiblicher Leichtigkeit darüber hinrollt.

Ungefähr drei Stunden von Aachen liegt an dieser schönen Straße ein Gasthof, Bel-oeil (Schönauge oder Schönsicht) genannt. Bis hieher begleiteten uns unsere Freunde aus Aachen. Die Aussicht, welche man aus diesem, in einer hohen Gegend belegenen Hause genießt, und wovon es den Namen hat, ist unbeschreiblich schön. Auf der östlichen Seite desselben übersieht man das Limburgische, auf der westlichen die Generalitätslande nach Mastricht hin. Alle diese reichen Gegenden, welche fast gar kein Ackerland, sondern lauter Wiesen, Gärten und Gehölz enthalten, scheinen, von diesem hohen Orte her gesehn, ein tiefes, unermeßlich großes Thal zu sein, welches durch unzählbare Hecken, die es netzförmig durchschneiden, und durch die Menge von Obstbäumen, welche man überall angepflanzt hat, in einer gar sonderbaren schwärzlichen, und doch zugleich bunten Farbenmischung erscheint. Gegen Südosten hin

---

*) Jetzt macht das Ganze einen Theil des Königreichs der Niederlande aus.

Anm. z. neuesten Ausgabe.

sieht man die Hauptstadt des Landes, Limburg, auf einem Hügel liegen, und weiter hin begrenzt der hohe Ardenner-Wald — ein bis in diese Gegend fortlaufendes Gebirge, welches gegen dreißig Meilen lang ist — den Gesichtskreis. Der große Reichthum dieses Landes besteht in fetten Wiesen und Weiden. Daher die schöne hiesige Butter und der fette Limburger Käse, der dir nicht unbekannt ist.

Nachdem wir an diesem angenehmen Orte eine vergnügte Mittagsmahlzeit gehalten hatten, mußten wir uns von unsern Freunden trennen. Sie fuhren nach Aachen zurück, und wir verfolgten unsern Weg nach Spaa. Hier muß man zugleich Abschied von unserer Muttersprache nehmen; denn von hier an hört man nichts mehr, als Französisch, oder die Flamändische und Lüttischer oder Luiker Sprechart.

Der Weg läuft noch einige Stunden lang auf dem Rücken der nämlichen Anhöhe fort; und so oft die hohen Hecken, mit welchen er eingefaßt ist, sich öffnen, genießt man jedesmahl von neuen der großen, sonderbaren und schönen Aussicht in die auf beiden Seiten liegenden schwarzbunten Ebenen und Thäler, die ich dir oben beschrieben habe.

Da, wo die Anhöhe sich zu senken beginnt, fährt man bei dem Rittergute Libot vorbei, dessen schöne, ganz zinnoberrothe Gebäude, mit blauen Schiefersteinen gedeckt und mit weißen Staketen umgeben, zwischen grünem Gebüsch und Bäumen so grell und, ich möchte sagen, so lautlachend hervorschimmern, daß man, so lange man sie sehen kann, die Augen nicht davon loszureißen vermag.

In einem engen und ziemlich tiefen Thale zwischen dem Berge, auf dessen Rücken man bis hieher gekom-

men ist, und einem andern, der unmittelbar darauf folgt, liegt die Lüttichsche Stadt Verviers *), die volkreichste Gewerkstadt, die ich je gesehen habe. Die unglaubliche Menge von wohlgekleideten Menschen, welche die Straßen der Stadt und die Spaziergänge neben derselben am Fuße des Berges erfüllten, ließ uns vermuthen, daß man eben mit irgend einem feierlichen öffentlichen Aufzuge beschäftiget wäre, an dem die Bewohner der ganzen umliegenden Gegend Antheil nähmen, so unglaublich schien es uns, daß dieser kleine Ort eine so ungeheure Volkszahl enthalten sollte. Aber wir irrten uns. Es waren wirklich nur die Bewohner dieses einzigen Orts, die, weil es Sonntag war, ihre Häuser verlassen hatten, um auf den Straßen und Wandelbahnen der frischen Luft zu genießen. Man zählt in dieser kleinen Stadt, die wol nicht über 5 — 600 Häuser enthalten kann, wirklich, wie man uns hier versichert, gegen 10,000 Menschen; eine Bevölkerung, die wol schwerlich ihres Gleichen hat, und die ich auf die Aussage der Einwohner hin anzunehmen Bedenken tragen würde, wenn nicht Das, was ich mit eigenen Augen davon sah, mir den Glauben aufgedrungen hätte, daß die Angabe wenigstens nicht weit von der Wahrheit abweichen könne.

Dieser Ort verdankt seine blühenden Tuchgewerke und den dadurch bewirkten Wohlstand, zum Theil wenigstens, dem in meinem vorigen Briefe erwähnten unvernünftigen Zunftzwange, den die Stadt Aachen sich aufgelegt hat. Dieser hat manchen Tuchgewerker, der seine Anlagen dort zu machen wünschte, aber nicht machen durfte, weil er ins Große gehen wollte, hierher

*) Seit 1815 Niederländisch.

gelenkt. Die Zahl derselben beläuft sich daher auf nicht weniger als achtzig. Der ausgebreitete Kunstfleiß und die ausnehmende Bevölkerung dieses Orts scheinen unsern Erdbeschreibern noch nicht recht bekannt geworden zu sein, weil sie seiner so obenhin erwähnen, ohne sich auf eine nähere Beschreibung desselben einzulassen.

Nachdem man von hier aus einen ziemlich hohen, langen und kahlen Berg zurückgelegt hat, senkt die Straße sich zu einem engen und überaus mahlerischen Thale hinab, welches ununterbrochen bis nach Spaa führt. Man fährt hier zwischen einer doppelten Reihe kleiner, aber rauhbewachsener und wilder Felsenberge hin, zwischen welchen an mancher Stelle nur eben so viel Raum geblieben ist, als die Straße und ein neben ihr hinrieselnder klarer und gaukelnder Forellenbach erfoderten. Gegen Spaa zu wird diese Straße fast bis zur Ueppigkeit schön. Sie hat zwar auch hier, wie vorher, ein Pflaster; aber ein Pflaster, wie man es sonst nirgends sieht. Es besteht aus völlig gleichen Steinen, ungefähr von der Größe eines Geviertfußes, die so regelmäßig gelegt sind, daß die Fugen derselben sich überall in geraden Linien durchkreuzen, und die dabei eine so platte und ebene Oberfläche haben, als wenn sie alle geschliffen wären.

Unser Einzug in Spaa hatte etwas Lustiges. So wie wir uns den ersten Häusern näherten, stürzte eine ganze Schar von Menschen beiderlei Geschlechts auf unsern Wagen zu, um uns ihre Dienste anzubieten. Einige schrien, ob wir einen Haarkünstler, Andere ob wir einen Bedienten, eine Wäscherinn, eine Flickerinn, einen Bartputzer u. s. w. beföhlen? Vergebens dankten wir ihnen für ihre zuvorkommende Güte; vergebens versicherten wir ihnen, daß wir alle diese Künste selbst

besäßen und keiner Hülfe dabei bedürften; nicht Einer ließ sich dadurch abschrecken; man verfolgte uns vielmehr, man hing sich an unsern Wagen, und fuhr fort, seine Dienste immer von neuen wieder anzubieten; und so begleitete uns der Schwarm bis an, ja sogar bis in unser Absteigehaus und bis zu den uns angewiesenen Zimmern hinauf, wo man uns noch eine gute Weile unaufhörlich beunruhigte. Unglückliche Menschen, die es für ein Almosen ansehen müssen, wenn Jemand ihre Dienste anzunehmen beliebt!

Spaa liegt in einem Thale von felsigen Bergen umgeben, die diese kleine Gegend ungemein mahlerisch machen. Zwei derselben, welche einen Winkel bilden, und so einen Theil des Orts ganz nahe einschließen, sind durch eingehauene Stufen verschönert worden, auf welchen man künstliche Gartenstücke angelegt hat. Das Erdreich dazu mußte erst hinaufgetragen werden. Diese mit einem zierlichen Flechtwerk eingefaßten Erdstufen, nebst einer Hütte, die auf dem Gipfel des einen Berges und einem Tempel, der auf dem andern hervorragt, geben diesen wilden Steinmassen ein angebautes, überaus angenehmes Ansehn. Die eben erwähnte Hütte, nebst der darunter befindlichen Gartenanlage, wird Annette et Lubin genannt.

Die freigebige Natur hat diesen Ort — der ungefähr 200 Häuser enthält — mit fünf Heilquellen begabt, deren jede etwas Eigenthümliches hat, wodurch die eine diesem, die andere jenem Kranken vorzüglich heilsam wird. Nur Eine derselben ist in dem Orte selbst, die andern alle liegen in einer Entfernung von ungefähr einer halben Stunde an und zwischen den Bergen umher. Fast alle Brunnengäste beiderlei Ge-

schlechts pflegen den Weg dahin zu Pferde zu machen. Die Landleute der Gegend unterhalten zu dem Ende eine Menge kleiner und niedlicher Klepper, die so munter, und dabei so bequem und sicher traben, daß selbst der ungeübteste Reiter bergauf bergab über Stock und Stein damit jagen kann.

Bei einer der Quellen sieht man eine kleine Englische Gartenanlage, die deßwegen merkwürdig ist, weil königliche Kinder sie, zum Theil wenigstens, eigenhändig gemacht haben. Als nämlich vor einigen Jahren die Prinzessinn von Orleans das Wasser dieser Quelle trank, und dadurch wieder hergestellt wurde, wollten die Kinder derselben, die sie bei sich hatte, ihre Dankbarkeit dadurch an den Tag legen, daß sie die wilde Waldgegend um die Quelle her durch Anlagen verschönerten, die zum Theil ihr eigen Werk sein sollten. Sie nahmen daher Schaufel, Spaten und andere Werkzeuge zur Hand, und brachten, mit Hülfe einiger Tagelöhner, die nach ihrer Anweisung mit ihnen zugleich arbeiten mußten, einen kleinen Englischen Garten zu Stande, bei dessen Eingange sie ein Denkmahl mit einer Inschrift errichteten, worin sie ihre Dankbarkeit ausdruckten.

Auch hier, wie an den meisten Orten, wo Gesundbrunnen sind, herrscht das Unwesen der Glücksspiele, und zugleich eine so ausgelassene Ungebundenheit der Sitten, daß man zweifelhaft wird, ob man dem Lande, dem die Natur das Geschenk einer vorzüglich wirksamen Heilquelle machte, dazu Glück wünschen, oder vielmehr sein Beileid darüber bezeigen soll. Hier wird jenes Unwesen dadurch noch viel auffallender, daß ein fürstlicher Priester — der Bischof von Lüttich, dem

Spaa gehört *) — es nicht nur erlaubt, es nicht nur schützt, sondern auch einen beträchtlichen Erwerbzweig für sich selbst, ja sogar einen Alleinhandel daraus macht, und mit seinen Ständen, die ihm das Recht zu diesem Alleinhandel streitig machen, in weit aussehende Händel darüber verwickelt ist, die, wenn sie sich auch zu seinem Vortheil endigen sollten, welches nicht wahrscheinlich ist, ihm doch nimmermehr einen neuen Zuwachs, weder an geistlicher Würde, noch an weltlicher Ehre bringen können. Welch ein Abstich in dem Betragen dieses fürstlichen Seelenhirten mit dem Betragen Desjenigen, dessen Stelle er vertreten soll! Kristus stieß die Tische der Wechsler um, welche noch lange keine Farotische waren; und seine Stellvertreter errichten Spieltische, woran die frommen Kristenleute sich nach Gefallen einander plündern dürfen, wenn nur ein Theil des Raubes in die Tasche ihrer Seelenhirten fällt! Kristus sagte: selig sind die Armen, und blieb selbst arm; seine Nachfolger sagen auch: selig sind die Armen; aber sie sagen es nur für Andere, um das Geld derselben in ihre eigene Hirtentasche zu locken. Kristus lehrte: man kann nicht Gott und dem Mammon dienen; seine Stellvertreter zeigen das Gegentheil; sie dienen Gott oder vielmehr dem Aberglauben am Altar, und dem Mammon, indem sie Farotische verpachten. Ich mag die traurige Vergleichung nicht weiter fortsetzen.

Die Gebäude, welche man hier zum Behuf der Glücksspiele und zugleich für die unschuldigen Vergnügungen der Brunnengäste errichtet hat, und deren eins das Vauxhall, ein anderes die neue Redoute

*) Seit 1815 sind Lüttich und Spaa Niederländisch.

heißt, enthalten Säle, die an Größe, Pracht und Geschmack einem königlichen Palaste keine Schande machen würden. Hier versammeln sich Vormittags und Abends die Brunnengäste, ohne Unterschied des Standes, und Jeder findet daselbst, was seinem Herzen gelüstet — Erfrischungen aller Art, Tonspiel, Tanz, Gesellschaft, Spiel. Das bunte Gewimmel in diesen Sälen, die mannichfaltigen Gesichtsbildungen, Trachten und Sitten, besonders der Ausdruck der Leidenschaften auf den Gesichtern der Glücksspieler, gewähren dem Beobachter ein sehr unterhaltendes Schauspiel.

In der benachbarten Abtei Stablo schielte man lange schon mit neidischen Augen auf die Goldklumpen hin, unter welchen die großen Spieltafeln dieser Säle sich krümmen. Man sann auf Mittel, wenigstens einen Theil davon über die Grenze des Bisthums in die Abtei zu leiten, die, weil sie gleichfalls geistlich ist, wol auch einen gegründeten Anspruch darauf machen zu dürfen glaubte. Das Mittel wurde gefunden; ob es aber die gehoffte Wirkung thun werde, steht noch dahin. Man erbaute nämlich auf der Grenze, ungefähr eine Stunde von Spaa, mitten auf einem flachen, kahlen Berge, eine neue Redoute, und widmete dieselbe den nämlichen sittlichen und unsittlichen Vergnügungen, für welche die zu Spaa bestimmt sind. Die Eröffnung dieses Hauses fiel gerade in die Zeit unsers Hierseins. Stelle dir den sonderbaren Anblick vor, in einer sehr unfruchtbaren, öden und kahlen Gegend, wo der magere und steinige Boden nicht einmahl Gesträuch und wilde Bäume hervorzutreiben vermag, ein einzelnes großes Spiel- und Tanzhaus zu finden, das von Tonspiel erschallt. —

Oerter, wo berühmte Gesundbrunnen sind, bieten

Demjenigen, der seine Menschenkenntniß zu erweitern wünscht, sehr bequeme Standpunkte dar. Hier sieht man Menschen aller Stände, aller Kirchen, jegliches Alters, aus mancherlei Völkern und von jeglicher Gemüthsart. Hier herrscht zugleich eine solche Ungebundenheit und eine so ausgedehnte Duldsamkeit in Ansehung der Sitten, daß man sich wenig Mühe giebt, sich anders zu stellen, als man ist, und daß man daher Manche wirklich so zu sehen bekommt, wie sie sind, nicht so, wie sie zu Hause und in ihren gewöhnlichen Verhältnissen zu scheinen sich bemühen. Hier sieht man zugleich alle Arten von menschlichem Elend, und zwar im schauderhaften Abstiche mit allen Arten von Ueppigkeit und Uebermuth — schimmernde Pracht und ekelhafte Lumpen; Gesunde, welche nur des Vergnügens wegen hier sind, und mitleidswürdige Kranke und Gebrechliche aller Art; heitere und fröhliche Vollmondsgesichter, und Wangen, welche von Kummer blaß, von Schmerzen und Verzweiflung verzerrt und entstellt sind; Leute, die ihre Gesundheit durch Ausschweifungen jetzt erst untergraben wollen, und Andere, die ihre vergangenen Ausschweifungen beseufzen, und die Leiden, die sie sich dadurch zugezogen haben, durch das Minerwasser wegzuspülen suchen; Reiche, die in Ueberfluß darben, und Arme, die bei aller ihrer Dürftigkeit oft viel glücklicher sind, als sie. Unter den Bettlern, deren es hier, wie an allen dergleichen Oertern, eine gar große Menge giebt, fiel besonders Einer auf, der zu Esel war, und auf diesem die Vorübergehenden verfolgte. Ein anderer, der auch nicht gut zu Fuß sein mochte, ließ von seinem Gefährten sich den Leuten auf einem Schubkarkarren nachschieben.

Die Preise der Lebensmittel und anderer Bedürf-

nisse sind hier ungemein hoch gestiegen. Für eine Mahlzeit an öffentlicher Wirthstafel bezahlt man 1 Thaler, den Wein ungerechnet; läßt man sich aber das Essen auf sein Zimmer bringen: so muß man — es sei Mittag oder Abend — zwei Gulden dafür erlegen.

Von Kunstfleiß habe ich hier, außer einer Lackierfabrik, worin man Büchschen, Dosen, Kästchen und dergleichen macht, nichts bemerken können. Die Heilquellen, und die dadurch herbeigelockten Fremden, ernähren den Ort.

So viel von Spaa. Morgen mit dem Frühesten reisen wir nach Lüttich ab. Da wir dort zu übernachten gedenken, so schließe ich diesen Brief noch nicht, sondern nehme ihn mit dahin, um erst noch diejenigen Bemerkungen hinzuzufügen, die wir morgen zu machen Gelegenheit haben werden.

Lüttich, den 27. Juli 1789.

Der Weg von Spaa bis hier gehört gerade nicht zu den angenehmsten. Er beträgt nur 7 Stunden — denn in allen diesen Gegenden diesseits des Rheins wird nicht mehr nach Meilen, sondern nach Stunden oder Französischen Meilen *) gerechnet — allein er kam uns beinahe so lang vor, als wenn er eben so viele Meilen betragen hätte. Das rührte nun zwar theils von dem kalten und regnerischen Wetter, welches uns die Fenster aufzuziehen nöthigte, theils aber auch von den unfruchtbaren und kahlen Bergen her, über welche unsere Straße lief. Die Armuth dieser nackten Berggegenden an reizenden Naturgemählden, und die nebelige Luft, welche uns jede Aussicht in die Ferne ab-

*) Fünf Französische Meilen (Lieues) machen drei Deutsche.

schnitt, ließen es uns nicht sehr bedauern, daß wir den größten Theil dieser kleinen Tagereise bei zugemachten Fenstern machen mußten. Der Weg selbst ist, wie hier alle Wege sind, eine schöngepflasterte Kunststraße.

Je langweiliger aber diese Fahrt, ihrem größern Theile nach, für uns war, destomehr wurden wir durch den Anblick der großen, ungemein prächtig in die Augen fallenden Stadt Lüttich, und der ganzen herrlichen Gegend überrascht, worin sie liegt. Stelle dir ein fruchtbares, reizendes, ringsumher mit lachenden Bergen und Hügeln, auf welchen Lusthäuser, Klöster und Schlösser prangen, schön-begrenztes Thal vor, durch welches ein prächtiger Strom, die Maas, sich windet; vor dir, und zwar an einen Berg gelehnt, die große Stadt Lüttich, die ihre unzählbaren Thürme gen Himmel streckt; das ganze, ungefähr eine Geviertmeile in sich fassende Thal und die Seiten der dasselbe umgebenden Berge und Hügel mit schimmernden Gebäuden besäet, welche beinahe der ganzen Gegend das Ansehn einer einzigen, unermeßlich großen Stadt geben! Doch dies Alles wird sich nachher besser von oben herab beschauen lassen. Jetzt führe ich dich in die Stadt.

Hier wird dir um Luft bange. Die Straßen sind großentheils so eng, so schmutzig und so volkreich, die Gebäude so hoch und so schwarz von Kohlendampf, daß Einem wirklich ganz beklommen darin wird. Die Zahl der Einwohner wird auf 80 — 100,000 *) geschätzt. Es giebt hier Gassen, in welchen kaum zwei Fußgänger, die etwas wohlbeleibt sind, neben einander vorbeikommen können; viele andere haben nur eben so viel Breite, als erfodert wird, um zwei Wagen, die sich einander

*) Im Jahr 1829 nur auf 47,000.

begegnen, durchzulassen. Die ganze Stadt scheint im Rauch gehangen zu haben, und noch jetzt darin zu hangen. Dies rührt von den Dämpfen der Steinkohlen — der gewöhnlichen Feuerung des Orts, und dem vorzüglichsten Naturerzeugnisse dieser Gegend — her, die, weil sie öliger, dicker und schwerer, als Holzrauch sind, nicht so leicht in die Höhe steigen, und sich stärker und schwärzer an die Gebäude hängen.

Das Volksgetümmel in den engen Straßen dieser Stadt ist sehr groß, noch größer die Armuth, die darin zu herrschen scheint. Selbst für uns, die wir doch über Paderborn, Aachen und Spaa gekommen waren, wo wir schon die höchsten Muster schlechter Armenanstalten gesehen zu haben glaubten, hatte dieser Anblick noch etwas Auffallendes: wie muß er nicht erst solchen Reisenden vorkommen, welche minder darauf vorbereitet wurden? Man sieht sich nicht bloß überall von Bettlern verfolgt, sondern es scheinen hier auch ganze Straßen von Leuten bewohnt zu sein, deren Zustand nahe an den der Bettler grenzt. Wir erstiegen z. B. diesen Nachmittag den Berg, auf dessen Gipfel die Beifeste oder Citadelle liegt. Eine lange, steile und scheußlich gepflasterte Straße der Stadt, welche sehr mühsam zu ersteigen ist, führt dahin. Die Bewohner dieser Straße scheinen größtentheils vom Kantenklöppeln zu leben. Da dieses Geschäft nicht gerade innerhalb der Häuser verrichtet werden muß, so sieht man fast vor jedem Hause die Familie, mit ihren Klöppelkissen, vor der Thür auf dem Straßenpflaster gelagert. Alle diese Familien nun schienen, nach ihrer Bekleidung und ihrem ausgehungerten Ansehn zu urtheilen, sich in einem Zustande von großer Dürftigkeit zu befinden. Kaum hatten wir diese armselige Bergstraße zu ersteigen ange-

fangen, als die Kinder aus den Häusern mit großem Geschrei auf uns eindrangen, und um Almosen flehten. Meine Gefährten hatten den Einfall, sie die Gabe, die sie verlangten, erst verdienen zu lassen. Sie setzten daher Preise für Diejenigen unter ihnen aus, welche die lange und steile Straße am geschwindesten hinauflaufen, und den Gipfel des Berges zuerst erreichen würden. So entstand ein Wettlauf, der die Einwohner nicht wenig zu belustigen schien, und der uns von der lästigen Zudringlichkeit dieser kleinen Bettler einstweilen befreite.

Auf den Bollwerken der Beifeste sieht man ringsumher in eine Landschaft hinab, welche die Einbildungskraft selbst wol nicht mannichfaltiger, reicher und prächtiger mahlen kann. Die weitläufige Stadt mit ihren hundert Kirchen und Klöstern, der bischöfliche Palast in derselben, die prächtig gebaute und reiche Abtei St. Laurent auf einer Anhöhe zur Rechten, das ganze lachende Thal rings um die Stadt herum, mit Meiereien, Lusthäusern und Klöstern besäet, die mahlerischen Krümmungen der Maas, die zwischen Bergen hervorschleicht und, nachdem sie die Stadt in zwei Hälften getheilt hat, die durch eine hohe steinerne Brücke zusammenhangen, sich wieder hinter Bergen verliert, der schönbebaute Kranz von Anhöhen und Bergen ringsumher — dies Alles zusammengenommen macht ein so reiches, großes und schimmerndes Naturgemählde aus, daß man Stunden lang dastehn und es anstaunen kann, ohne sich satt zu sehen.

Ich weiß nicht, wie es kommt, daß viele der schönsten Gegenden in Deutschland von Seiten der Anmuth ihrer Lage oft am wenigsten bekannt sind; dahingegen andere, welche nicht halb so viel Naturschönheiten auf-

zuweisen haben, nicht selten allgemein gepriesen und bewundert werden. Dies ist z. B. der Fall mit Mainz und Lüttich. Erstes steht überall in dem Ruf einer bewundernswürdigen Lage; letztes habe ich, so viel ich mich erinnern kann, von dieser Seite niemahls loben hören. Und doch verdient jenes mit diesem kaum verglichen, geschweige denn ihm gar vorgezogen zu werden. Nähme man jenem den Rhein, so wäre seine Herrlichkeit dahin; bei diesem hingegen könnte seine schönste Zierde, die Maas, allenfalls fehlen, und die Gegend, worin es liegt, würde immer noch zu den vorzüglichsten gezählt zu werden verdienen. Aber ich merke, es geht den Landschaften wie den Menschen: ihr größerer oder geringerer Ruf und die größere oder geringere Achtung, worin sie stehen, hängt oft weniger von ihren Vorzügen, als von zufälligen Ursachen ab. — In einer kleinen Entfernung von dieser Beifeste sieht man das Dorf Rocour, wobei 1746 eine Schlacht zwischen den Franzosen und ihren Verbündeten, unter dem Marschall von Sachsen und dem Herzoge von Cumberland vorfiel.

Beim Herabsteigen von der Nebenstraße mußten wir durch die nämliche armselige, lange Straße, durch welche wir hinaufgestiegen waren, wieder zurückkehren. Das Bild der Dürftigkeit stellte sich uns hier abermahls so oft und so mitleidswürdig dar, daß es uns nothwendig zum Nachdenken und zu Nachforschungen über die Ursachen derselben einladen mußte, und diese liegen hier so tief eben nicht versteckt. Der katholische Kirchenglaube, der überall, wo er herrschend ist, die Bettelei befördert, indem er die Faulheit durch eine übertriebene Menge von Festtagen begünstiget, und die mißverstandene Lehre von guten Werken häufig genug nur auf

das Almosengeben und auf die den Klöstern und Kirchen zu machenden Geschenke einschränkt; ferner die fürchterliche Menge von Klöstern in dieser Stadt, in welchen ein Heer von Müßiggängern, auf Kosten des arbeitsamen Theils der Einwohner, sich mit dem Marke des Landes mästet; und endlich die fehlerhafte Verfassung dieses Staats, der seit hundert Jahren unter dem Drucke der geistlichen Willkühr seufzt — diese drei Ursachen zusammengenommen, sind mehr als hinreichend, einen völlig befriedigenden Aufschluß darüber zu geben. Seit 1684, da die bessere Verfassung dieses Völkchens von einem damahls regierenden ehrsüchtigen Bischof umgestoßen wurde, lebt der Bürger- und Bauernstand in einem Zustande der Unterdrückung, den er wahrscheinlich nicht lange mehr aushalten wird. Die Geduld der Völker hat einen gewissen Punkt, bis auf welchen sie sich spannen läßt. Unter demselben erträgt sie Alles, weil die Menschen von Natur gutmüthig, besonders gegen ihre Beherrscher sind; wird dieser Grad aber überschritten, dann bricht sie Knall und Fall, und es ist um die ungerechte Herrschaft geschehn. Dieser Zeitpunkt scheint für Lüttich nicht mehr fern zu sein, denn die Unzufriedenheit und die innern Gährungen in diesem kleinen Staate sind schon sehr hoch gestiegen.

Bei aller Armuth, welche hier unter der niedrigsten Volksklasse herrscht, faßt diese Stadt doch sehr vielen Reichthum in sich, den man aber nur in den Häusern der höheren Geistlichkeit, in den Klöstern und bei den großen Kaufleuten und Gewerksherren suchen muß. Unter diesen soll es mehr als Einen Millionenbesitzer geben. Der Handel, welcher hier getrieben wird, ist sehr beträchtlich. Unter den Dingen, welche vorzüglich gut und in sehr großer Menge verarbeitet werden, zeich-

nen sich besonders allerlei Messing- und Eisenwaaren, besonders Flinten, Degen und andere Gewehre, und gegerbtes Leder aus. Damit wird ein sehr weiter und ansehnlicher Handel, sogar nach andern Welttheilen hin, getrieben. Die rohen Stoffe liefert das Land selbst.

Ueberhaupt muß man diesem Völkchen das Lob widerfahren lassen, daß es sehr arbeitsam und kunstfleißig ist. Wäre dieses nicht, so würden die Beschränkungen, die es seit hundert Jahren an seinen Rechten und Freiheiten gelitten hat, seinen Gewerks- und Handelsfleiß schon längst erschlafft haben, und diese Stadt würde dann kaum halb so bevölkert sein, als sie wirklich ist. Man rechnet, daß der Flächeninhalt des Landes nur etwas über 100 Geviertmeilen beträgt, und die Zahl seiner sämmtlichen Bewohner wird auf 220,000 geschätzt. Mithin fallen auf eine Geviertmeile gegen 2200 Bewohner, welches für einen geistlichen Staat und für ein Land, in welchem der dritte Stand unter einem harten Drucke seufzt, schon eine sehr ansehnliche Bevölkerung ist.

Du kennst, meine ich, den berühmten Tonkünstler Gretry; aber vermuthlich hast du bisher eben so wenig, als ich, gewußt, daß Lüttich seine Vaterstadt ist. Ich lernte dies hier, indem ich zugleich erfuhr, daß die Stadt, um sich für die Ehre, die dieser ihr Bürger ihr gemacht hat, dankbar zu beweisen, ihm ein Ehrendenkmahl errichtet hat. Es besteht dasselbe aus seinem Brustbilde, aus weißem Marmor gehauen, das auf der hiesigen Bühne aufgestellt worden ist. Es macht doch den Lüttichern Ehre, daß sie die Verdienste ihrer Landsleute zu schätzen wissen. —

Ein Gebrauch, der bei Todesfällen in ansehnlichen Familien hier beobachtet wird, und den man schon zu

Aachen steht, verdient vielleicht, in Ermangelung anderweitiger Beobachtungen über die Sitten und Gebräuche dieses Orts, die ich, unsers kurzen Aufenthalts wegen, nicht anstellen konnte, hier einen kleinen Platz. An dem Hause, worin Jemand gestorben ist, hängt hier — ich glaube ein ganzes Jahr lang — ein Schild aus, worauf das Wappen der Familie mit den Worten steht: obiit (er starb) an dem oder dem Tage. Ob diese öffentliche Anzeige bloß bei dem Tode des Hausvaters, oder auch bei dem Absterben anderer Glieder der Familie Statt findet, weiß ich nicht.

Um dir, mein liebes Kind, an einem Beispiele zu zeigen, was in gewissen Ländern, wo der gesunde Menschenverstand den Nebel der Vorurtheile und des Aberglaubens noch nicht zerstreuen konnte, heutiges Tages noch Alles als *wahrhafte Geschichte* verkauft, gelesen und geglaubt wird, will ich den Platz, der mir noch übrig ist, dazu anwenden, dir einige Brocken aus einer neuern Geschichte von Lüttich mitzutheilen. Dieser *wahrhaften Historie* zufolge leitet das Bisthum Lüttich seinen Ursprung unmittelbar von dem *Apostel Petrus* her. »Als dieser,« sagt mein Geschichtschreiber, »*den päpstlichen Stuhl zu Rom errichtet hatte*, so sandte er seine Jünger nach verschiedenen Theilen der Welt aus, um die Heiden zu bekehren und die Kirche zu gründen. Unter diesen befanden sich auch der heil. *Eucharius*, der heil. *Valerius* und der heil. *Maternus*, welche drei nach Trier gesandt wurden. Als nun diese heiligen Personen auf dem Wege dahin waren, fügte es sich, durch Zulassung Gottes, *der seine Ehre vergrößern wollte*, daß der heil. Maternus an einem Fieber starb. Der Zufall wurde dem heil. Petrus nach Rom

gemeldet, und dieser schickte hierauf seinen Hirtenstab, mit dem Bedeuten, daß man des Verstorbenen Leichnam damit berühren möchte. Dies war nicht so bald geschehen, als der heil. Maternus, ungeachtet er schon seit vierzig Tagen im Grabe gelegen hatte, flugs wieder ins Leben und zu einer vollkommenen Gesundheit zurückkehrte. Dieses Wunder bewirkte denn natürlicher Weise die Bekehrung vieler Heiden, die auf der Stelle getauft zu werden verlangten.«

»Die drei frommen und heiligen Männer kamen nun zu Trier an, und errichteten daselbst ein Bisthum. Der erste Bischof war der heil. Eucharius; auf diesen folgte der heil. Valerius, und auf diesen endlich der heil. Maternus. Letzter bekehrte von da aus die Heiden in der Stadt Tongern und legte allda ein neues Bisthum an, welches in der Folge nach Mastricht, und endlich nach Lüttich verlegt wurde. Mit der Verlegung des Bisthums von Tongern nach Mastricht ging es so zu.«

»Einer der Nachfolger des heil. Maternus, der heil. Valentin, legte, da er sterben wollte, seinen Bischofsstab auf den Altar, und gebot seiner Herde, ihm nicht eher einen Nachfolger zu ernennen, bis ihnen Gott eine Offenbarung darüber geben würde. Diese Offenbarung verspätete sich indeß ganzer sieben Jahre lang, und der bischöfliche Stuhl blieb also auch, vorgeschriebener Maßen, so lange unbesetzt. Endlich erfolgte das erwartete Wunder. Ein Engel nahm den Bischofsstab vom Altar, und brachte ihn dem heil. Servatius. Dieser wurde also Bischof. Nicht lange, so bekam derselbe ein wahrsagendes Gesicht. Er sah im Traume, daß barbarische Völker hereinbrechen,

und die Stadt Tongern in einen Steinklumpen verwandeln würden, um ein ewiges Denkmahl des göttlichen Zorns daraus zu machen! Klug und heilig, wie er war, suchte er sich und die gebenedeieten Knochen seiner heiligen Vorfahren in Sicherheit zu bringen; er verlegte daher sein Bisthum von Tongern nach Mastricht, und nahm die heiligen Knochen mit. Es geschah, was er voraus gesehn hatte; er aber und das heilige Gebein waren in Sicherheit. Dieser heil. Servatius war ein Vetter unsers Heilandes. Denn Anna, die Mutter der gebenedeieten Jungfrau, hatte bekanntlich eine Schwester, Namens Esmeria; diese gebahr Elisabeth, die Mutter des Täufers, nebst einem Sohn, den sie, wie Jedermann weiß, Eliud nannte. Dieser zeugte den Emu, und dieser den Servatius, wie fünf lateinische Verse, Gott weiß von wem, klar bezeugen, die unser Geschichtschreiber zum Beweise anzuführen nicht verabsäumt hat.«

Hast du Lust, noch mehr von dieser wahrhaften Historie zu hören? Gut, ich bringe sie dir mit; da magst du dich denn nach Belieben daraus erbauen. Du denkst vielleicht, es werde ein im funfzehnten oder sechzehnten Jahrhunderte geschriebenes Heiligenmährchen sein, das man heutiges Tages allenfalls nur dann noch liest, wenn man lachen will; aber mit nichten! Es ist eine Geschichte, die hier erst vor fünf Jahren das Licht der Welt erblickt hat. Ihr Titel lautet: Abbrégé chronologique de l'histoire de Liège, jusqu'à l'année 1784. A Liège, chez D. de Boubers, 1784. Schande über die Feder, die unserm aufgeklärten Jahrhunderte einen solchen Klecks anhängen konnte!

Diese Nacht fahren wir von hier nach Brüssel ab. Schlaf du unterdessen wohl, liebe Lotte! Wenn

du erwachst, sind wir schon in Brabant. Ich umarme dich mit väterlicher Innigkeit.

Fünfter Brief.

Brüssel, den 29. Juli 1789.

Wenn wir etwas furchtsamer wären, als wir sind, so schriebe ich dir, liebe Tochter, heute nicht von hier. Wir wären dann entweder in Lüttich geblieben, oder gar wieder umgekehrt. Höre, wie das zusammenhängt.

Gestern Abend um zehn Uhr kam die Brüsseler Post zu Lüttich an, und brachte fürchterliche Nachrichten von den Empörungen des Volks in Brabant mit. In zwei Städten, über welche der Weg von Lüttich nach Brüssel geht, zu Tirlemont nämlich und zu Löwen, war der Aufruhr ausgebrochen. In beiden hatte der Pöbel verschiedene Häuser der Kaiserlichgesinnten geplündert, und in letzter, worin eine Besatzung liegt, hatten die Soldaten acht Bürger, und unter diesen einen Fremden erschossen, der weiter nichts gethan hatte, als daß er von einem Hause zu einem andern quer über die Straße ging, weil ihm das Verbot, daß Niemand ausgehen sollte, nicht zu Ohren gekommen war. Die Schilderung der furchtbaren Anstalten, die man in den genannten beiden Städten und zu Brüssel vorgekehrt hatte, um den Aufruhr zu dämpfen, klangen wirklich sehr bedenklich.

Aber nicht für uns. Unsere Begierde, das Ringen der Völker nach Freiheit, und ihr Bestreben, sich wieder in den Besitz der ihnen geraubten Menschenrechte

zu setzen, mit eigenen Augen zu beobachten, war zu stark, als daß sie nicht jede kleinmüthige Betrachtung leicht hätte überwiegen sollen. Das Jahr 1789 wird in der Geschichte der Menschheit einen neuen Zeitpunkt machen. Was jetzt in Frankreich geschieht, und was in den Oesterreichischen Niederlanden nächstens geschehen wird, kann nicht ohne große Folgen für die gesammte Menschheit in allen fünf Welttheilen bleiben. Wer wollte durch ein wenig Gefahr sich abschrecken lassen, solche merkwürdige Auftritte, wenn er Gelegenheit dazu hat, in der Nähe zu sehn?

Um indeß nicht leichtsinnig zu Werke zu gehn, hatten wir uns nicht nur zu Aachen und Lüttich von den Preußischen und Französischen Gesandten mit Pässen versehen lassen, sondern wir beschlossen auch, uns von Lüttich bis Brüssel der ordentlichen Eilpost (Diligence) zu bedienen, in der Voraussetzung, daß man diese mehr, als ein eigenes Fuhrwerk, achten werde. Und so reiseten wir denn noch vor Anbruch des Tages in Gottes Namen ab.

Diese Fahrt war nicht die bequemste. Zwar sind die Wege hier überall so schön bepflastert, daß sie den Reisenden kaum noch etwas zu wünschen übrig lassen; zwar gehören die Länder, durch welche man fährt, an Fruchtbarkeit, Anbau und Bevölkerung zu den reichsten und schönsten in Europa; allein unser Fuhrwerk war mit Menschen aller Art dergestalt überladen, daß wir wirklich mehr auf einander und in einander gepreßt, als neben einander saßen. Es ist doch gar nicht recht, daß man auf manchen Posten die Menschen für Häringe hält, sie wenigstens so behandelt, als hielte man sie dafür. Man hat, auch wenn man kein Postbeamter ist, doch auch Gefühl; und es will wahrlich etwas sa-

gen, zwanzig Französische Meilen hinter einander, besonders an einem sehr warmen Tage, so eingepreßt zu sitzen, daß man kein einziges seiner Glieder nach Willkühr bewegen, oder nur in eine andere Lage bringen kann. Dies war unser Fall. Wir ertrugen indeß diese Beschwerde mit Geduld, theils weil sie nun einmahl unvermeidlich war, theils weil wir es ganz billig fanden, daß wir, indem wir nach Ländern reiseten, wo man dem Drucke, worunter man bisher geseufzt hat, sich zu entwinden sucht, doch auch erst einen kleinen Vorschmack von dem Zustande bedrückter Menschen hätten. Wer mit den Fröhlichen sich freuen will, der muß erst mit den Leidenden gelitten haben.

Sobald wir die Grenze von Brabant erreicht hatten, stellte sich uns das unnatürliche Bild einer Regierung, die mit ihren Unterthanen im Kampf begriffen ist, um sie zu unterjochen, in seiner ganzen Unwürdigkeit dar. Wir fanden die Spannung der einander entgegenarbeitenden Kräfte auf beiden Seiten bis auf einen Grad getrieben, der ein nahes Brechen verkündiget. Ueberall die höchste Erbitterung über gewaltsam entrissene Rechte und Freiheiten auf der einen, und überall drohende soldatische Gewalt, welche diese Erbitterung durch Erbitterung dämpfen will, auf der andern Seite. Weil ein zweiter Wetterstrahl, wie man sagt, oft wieder auslöschen soll, was der erste entzündet hatte, so hofft die hiesige Regierung, daß auch sie durch fortgesetzte Ausübung einer willkührlichen Gewalt, den Brand, den der Gebrauch einer solchen Gewalt erregt hat, wieder werde löschen können. Eitle Hoffnung! Die Zeiten sind vorbei, da ein Volk, welches seine Schmach und seine Kräfte zu fühlen angefangen hat, und nun jene zu tilgen, diese für sich selbst zu gebrau-

chen den Einfall bekommt, durch Gewalt zurückgehalten werden könnte. Die Vernunft ist erwacht, mit ihr das Gefühl der Menschheit und ihrer Rechte, mit ihr die Einsicht in das natürliche Verhältniß, welches zwischen Volk und Herrscher Statt finden muß, wenn der Zweck der Gesellschaft erfüllt werden soll, mit ihr die Unmöglichkeit, den Druck der Zwangsherrschaft länger auszuhalten. Weise Fürsten, welche den gegenwärtigen Zustand der Menschheit zu beobachten und zu schätzen verstehn, werden die Zügel ihrer Regierung, wenn sie zu straff waren, freiwillig und noch zu rechter Zeit nachlassen, und sie werden dann an der Liebe und Treue ihrer Unterthanen gewinnen, was sie an unrechtmäßiger Alleingewalt aufgaben; unweise Fürsten, die das nicht wollen, werden sich dazu gezwungen sehn. —

Zu Tirlemont und Löwen fanden wir gegründet, was man uns gestern Abend davon verkündiget hatte. An beiden Orten stand eine Anzahl Häuser, welche kaiserlichgesinnten Eigenthümern gehörten, ausgeplündert, mit eingeschlagenen Fenstern und Thüren da, ein warnendes Beispiel von der Wuth des Volks, die durch Ungerechtigkeiten gereizt wird! Beide Städte, besonders Löwen, scheinen, den fürchterlichen Zwangsanstalten nach zu urtheilen, Plätze zu sein, die man so eben erst erobert hat. Ueberall menschenleere öffentliche Plätze und Straßen, überall ausgestellte Schildwachen zu Fuß und zu Pferde, die ihre Schwerter in der Sonne blitzen lassen, überall aufgepflanzte Kanonen, welche in völliger Bereitschaft stehen, auf den ersten Wink Tod und Verwüstung in die Stadt zu speien! Hier in Brüssel fanden wir es eben so. In Löwen hatte man sogar, damit kein Abschreckungsmittel fehlen möge, auf dem Marktplatze Galgen errichtet, an wel-

chen Leitern standen und Stricke hingen, um die strengen Maßregeln, die man anzuwenden beschlossen hat, sogleich vollführen zu können. Aber wie wenig Abschreckendes hat der Tod für Leute, welchen man das Leben verleidet hat!

Tirlemont oder Tienen ist eine ganz artige und ziemlich beträchtliche Landstadt, die besonders einen so geräumigen und schönen Marktplatz hat, als man selten in den größten Städten findet. Man schätzt die Zahl ihrer Einwohner auf 7000. Außer dem Ackerbau sind die vorzüglichsten Nahrungszweige dieses Orts: Bierbrauereien, Wollarbeiten, Salz- und Salpetersiedereien und Oelmühlen.

Löwen oder Louvain ist eine Stadt von größerer Wichtigkeit, und war es ehemahls noch mehr. Sie liegt an dem Flusse Dyl und an einem Kunstflusse, den man von hier aus in die Rupel und durch diese bis in die Schelde fortgeführt hat. Die Zahl ihrer Einwohner, die von Einigen, vermuthlich zu hoch, auf 40,000 geschätzt wird, kann jetzt, besonders nach dem Abzuge der Hochschule, wol nicht über 30,000 sein. Mehre große prächtige Gebäude, die sie in sich faßt, ziehen die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich. Dazu gehören vornehmlich das außerordentlich schöne, obgleich in Gothischem Geschmack erbaute Stadthaus und der prächtige Palast, den der Kaiser erst vor einigen Jahren zum Behuf des von ihm angeordneten neuen theologischen Seminariums bauen ließ; ein eben so schönes als weitläufiges, aus drei großen Vierecken bestehendes Gebäude, welches für 4000 Menschen Raum hat. Jetzt steht es leer, weil die Bischöfe des Landes sich dieser neuen Einrichtung widersetzten. Das schöne Stadthaus hat vor ähnlichen Gothischen Gebäuden das

Eigenthümliche, daß es, trotz der vielen Schnörkel und Zierrathen, womit seine Antlitzseite von unten bis oben ganz bedeckt ist, doch einen sehr einfachen, großen und angenehmen Eindruck sogar auf Denjenigen macht, dessen Geschmack nur bescheidene Zierrathen ertragen kann, und Einfachheit als die erste Bedingung seines Beifalls verlangt. Die Festungswerke dieser Stadt sind so unbedeutend, daß sie nicht genannt zu werden verdienen.

Die vorzüglichsten jetzigen Nahrungszweige von Löwen sind: einige Wollengewerke, starke Bierbrauerei und besonders der Zwischen- oder Speditionshandel, welcher darin besteht, daß die Kaufleute die auf Anderer Rechnung ihnen zugeschickten Waaren in Empfang nehmen, um sie nach dem Orte ihrer eigentlichen Bestimmung zu befördern, wofür ihnen denn eine gewisse Vergütung (Spesen) zu Theil wird.

Ehemahls war Löwen eine außerordentlich volkreiche und blühende Stadt; jetzt ist sie es nicht mehr. In einigen Erdbeschreibungen wird versichert, daß sie im vierzehnten Jahrhundert über 150,000 Wollarbeiter in sich gefaßt habe, die aber gegen das Ende des genannten Jahrhunderts auswanderten, weil man sie, eines Aufstandes wegen, den sie vorgenommen hatten, strafen wollte. Wäre dies gegründet, so müßte dieser Ort damahls wenigstens noch einmahl so groß gewesen sein, als er jetzt ist *). In der Folge war die hohe Schule

*) In Crome's statistisch-geographischer Beschreibung der Oesterreichischen Niederlande wird zwar behauptet, daß Löwen größer als Brüssel sei; allein das habe ich nicht so gefunden. Dem ungefähren Augenmaße nach zu urtheilen, ist Brüssel wenigstens um ein Drittel größer.

die vorzüglichste Nahrungsquelle desselben. Aber auch diese wurde ihm vor einigen Jahren genommen, weil der Kaiser sie nach Brüssel verlegte. Löwen verlor dadurch 3 bis 4000 Menschen — denn so stark war diese ansehnliche Hochschule — und mit ihnen die beträchtlichen Summen, die sie in seinem Schooße verzehrt hatten. Auch dieser Umstand wurde dem Kaiser sehr zur Last gelegt, ungeachtet seine Absicht dabei gut war.

Einen eigenthümlichen Gebrauch dieser hohen Schule, den, so viel ich weiß, keine andere, wenigstens keine in Deutschland hat, kann ich hier nicht unberührt lassen. Er betrifft den sogenannten Ersten von Löwen — le premier de Louvain — mit dem es sich so verhält.

Alle Jahr, und zwar im Herbstmonde, wurde unter den hiesigen Beflissenen ein großer Wettstreit — Concours — angestellt, um zu erfahren, wer von ihnen sich die meisten Geschicklichkeiten erworben habe. Wer daran Theil nehmen wollte, mußte vorher erst den siebenjährigen philosophischen Lehrgang vollendet haben. Um die bestimmte Zeit nun setzte man eine Menge von Fragen auf; Diejenigen, welche zum Wettstreite sich einfanden, mußten dieselben, und zwar Jeder für sich, und zwar schriftlich, und zwar jede in einer Zeit von vier bis fünf Minuten beantworten. Alle diese schriftlichen Antworten wurden nachher geprüft und mit einander verglichen, und derjenige junge Mann, der sich hiebei vor Andern auszeichnete, wurde für den Ersten von Löwen erklärt und als solcher gekrönt. Diese Feierlichkeit geschah mit außerordentlichem Pomp, und die Ehre, welche dem jungen Menschen dabei widerfuhr, war so groß und so ausgezeichnet, daß sie einen Mannskopf hätte schwindeln machen können. Man führte ihn

nicht nur in feierlichem Umgange und unter Glockengeläut und Tonspiel in Löwen herum, und stellte ihm zu Ehren mehre Tage nach einander prächtige Feste an, sondern, wenn er etwa von einem andern Orte, auch außerhalb Landes, gebürtig war, so wurde er, in Begleitung der ganzen philosophischen Zunft, auch dahin geführt, um den Dank und die Ehrenbezeigungen seiner Landsleute einzuernten. Diese schätzten die Ehre, die ihnen dadurch widerfuhr, so hoch, daß sie dieselbe sogar in ihren Ortsgeschichtsbüchern unter die merkwürdigsten Begebenheiten des Orts aufzeichnen ließen. So findet man in der Geschichte von Lüttich, deren ich in meinem vorigen Briefe erwähnte, daß dieser Stadt und dem Lande das Glück, einen aus ihrer Mitte zum Ersten von Löwen gekrönt zu sehen, seit 1426 vier und dreißigmahl widerfahren sei, und die Namen der Gekrönten sind darin eben so sorgfältig, als die der Bischöfe und der regierenden Bürgermeister aufbewahrt worden. Ja, zum Beweise, wie wichtig dieser Umstand geschienen habe, ist er sogar auf dem Titel des Buchs angegeben worden: avec la liste des Bourguemestres, depuis leur origine, et celle des Couronnés de Louvain.

Der Zug, der einen solchen Gekrönten nach seiner Vaterstadt führte, war ein wahrer Triumph. Alle saßen zu Pferde, und an jedem Orte, durch welchen sie kamen, bewillkommte man sie durch Glockengeläut und mit andern Festlichkeiten. Indem man sich endlich dem Geburtsorte des jungen Menschen näherte, gingen Obrigkeit und Bürger ihnen in feierlichem Zuge entgegen, hielten Reden an den Jüngling, und führten ihn unter dem Geläute der Glocken und dem allgemeinen Frohlocken des Volks triumphirend durch die Stadt, nach

dem Rathhause, wo er mit Achtungsbezeigungen und Geschenken überhäuft wurde. Dieser Tag des Einzuges war ein allgemeines Volksfest, und der Name de Msr. le Premier wurde, gleich dem Namen eines Helden, überall mit Ehrfurcht und Bewunderung genannt. So lange er nachher noch in der hohen Schule zu Löwen blieb, wurde er in allen Stücken frei gehalten.

Man muß freilich gestehn, daß dieser Gebrauch für junge ehrgeizige Gemüther ein mächtiger Sporn zum Fleiße war; aber wenn man den Schaden erwägt, den er zugleich, und zwar in sittlicher Rücksicht, fast nothwendig stiften mußte, so kann man doch nicht umhin, ihn sehr verwerflich zu finden. Die Ehre, welche einem solchen Jünglinge widerfuhr, war viel zu groß, viel zu auszeichnend, und stand mit der Dürftigkeit seiner etwanigen jugendlichen Verdienste zu sehr im Mißverhältniß, als daß sie ihn nicht zu einer ungebührlichen Schätzung seines Werths und seiner Vorzüge vor Andern hätte verleiten sollen. Der Kopf mußte ihm nothwendig davon schwindeln, ungeheuere Ansprüche auf eine Achtung, die über seine Verdienste ging, mußten sich nothwendig in sein Herz einnisten. Er mußte eitel und ruhmsüchtig werden. Trat er nachher aus der Schule in die große Welt, und fand er dann, wie er dies nothwendig finden mußte, daß der Erste von Löwen nicht überall der Erste, sondern oft einer der Letzten sei, so wähnte er sich verkannt, so fühlte er sich an seiner Ehre gekränkt, so war er unglücklich! Ich wollte wetten, daß von zehn Gekrönten wenigstens neune diesem Schicksale nicht entgangen sind. —

Wir kamen hier zu Brüssel diesen Abend gegen 9 Uhr an. Vom langen und unbequemen Stillsitzen ermüdet, wünschten wir, sobald wir unsere Wohnung einge-

nommen hatten, erst noch ein wenig auszugehen, um die steifgewordenen Beine zu vertreten. Allein man widerrieth uns dies, weil wir Gefahr laufen würden, in Verhaft genommen zu werden. Die Regierung hat nämlich seit einigen Tagen den Befehl ergehen lassen, daß um 9 Uhr die öffentlichen Häuser geschlossen, die öffentlichen Plätze der Stadt durch ausgestellte Wachen gesperrt sein sollen, und daß auch auf den Straßen zu gehen nur Denen erlaubt sein soll, die noch Geschäfte halber auszugehen nöthig haben. Durch solche und ähnliche Einschränkungen schmeichelt man sich, das noch unter der Asche glimmende Feuer des Aufruhrs dämpfen zu können; aber aller Wahrscheinlichkeit nach werden sie eine entgegengesetzte Wirkung thun.

Morgen mehr von Brüssel.

Brüssel, den 30. Juli 1789.

Nach Allem, was ich von Paris weiß, verdient Brüssel ein Gemählde im Kleinen davon genannt zu werden; denn die Häuser und Straßen haben hier ungefähr das nämliche Ansehen, was sie, wie ich mir habe sagen lassen, dort haben sollen, und die hiesige Lebensart scheint von der in Paris sich nicht viel weiter, als die hiesige Französische Mundart von jener zu entfernen. Auch hier ist das unterste Geschoß der allermeisten Häuser entweder ein Kramladen, oder eine Putzbude, oder eine Werkstatt, worin bei offenen Thüren und Fenstern gearbeitet wird. Auch hier haben fast alle Häuser Inschriften, welche die ganze Breite des Hauses einnehmen, deren einzelne Buchstaben eine halbe Elle lang sind, und welche kund thun, was in jedem Hause verkauft, gearbeitet und getrieben wird. Der

Putzbuden, worin oft nicht weniger als ein Dutzend junger Frauenzimmer, gleichfalls an der Straße, sitzt und mit der Nadel arbeitet, sieht man hier eine solche Menge, daß es wol nicht möglich ist, deren irgendwo noch mehr zu sehen. Der vierte Theil derselben würde für den Ort selbst mehr als hinreichend sein. Ich vermuthe daher, daß eine Menge der weiblichen Putzwaaren, womit Europa angeblich von Paris aus überschwemmt wird, hier in Brüssel verfertiget, und von hieraus in andere Länder versandt werde.

Die Stadt ist groß, prächtig und volkreich. Sie liegt an der Senne und an einem Kunstflusse, welcher von hieraus bis in die Rupel, und mit dieser in die Schelde führt. Die Form der Stadt ist eiförmig; ihre ehemahligen Festungswerke sind geschleift. Die Zahl ihrer Einwohner wird von Einigen auf 80,000, von Andern auf 120,000 angegeben. Die Mittelzahl wird vermuthlich die rechte sein *). Sie enthält eine Menge schöner Paläste von großer und edler Bauart. Einzelne Straßen und Plätze in dem obern Theile der Stadt gehören unstreitig zu den schönsten, die man in Europa sehen kann. Dies ist derjenige Theil der Stadt, welcher den ungemein prächtigen Königsplatz (Place royale), die daran liegende Kaudenberger-Kirche, ferner das unregelmäßige Residenzschloß der Generalgouverneurs, einen reizenden Park, das Versammlungshaus des jetzt abgeschafften hohen Raths von Brabant, die Rechnungskammer, und eine Menge anderer Paläste enthält, welche Fürstensitze zu sein scheinen, unge-

*) In der Description de la ville de Bruxelles, à Brux. 1782, werden 112,000 angegeben.

achtet sie zum Theil nur von Privatpersonen bewohnt werden.

Der Boden, worauf die Stadt liegt, ist sehr ungleich; man muß daher in einigen ihrer Theile bergauf und bergab steigen, welches das Umhergehen, besonders an so heißen Tagen, als wir jetzt haben, sehr beschwerlich und ermüdend macht. Aber die hiesigen Köche, die auf diesen Umstand zu rechnen scheinen, sorgen auch wieder — das müssen wir ihnen dankbar nachrühmen — für die Stärkung und Erquickung der Erschöpften, mehr als an irgend einem andern Orte, den ich kenne. Wirklich habe ich einen solchen Ueberfluß an gut zubereiteten und schmackhaften Speisen, als einem hier in öffentlichen Häusern vorgesetzt wird, noch nirgends gefunden; und doch ist der Preis in Verhältniß der köstlichen Bewirthung gar nicht hoch. Man hat berechnet, daß hier Alles um ein Drittel wohlfeiler als zu Paris, und um die Hälfte wohlfeiler als zu London sei.

Einige Plätze und Gebäude dieser großen und ansehnlichen Stadt muß ich dir doch, da man sie vielleicht nächstens, bei dem zu erwartenden Ausbruche der Empörung, oft in den Zeitungen nennen wird, etwas näher zeigen.

Den Anfang unserer heutigen Besichtigungen machten wir mit der Collegiatkirche der heiligen Gudula. Dies ist ein hoher, weiter und prachtvoller Gothischer Tempel, in welchen man nicht hineintreten kann, ohne sich von einer Empfindung des Staunens überrascht zu fühlen. Man fing in den ersten Jahren des elften Jahrhunderts an, ihn zu erbauen, und erst im Jahre 1273 wurde er vollendet, so daß der ganze, freilich zuweilen auf längere Zeit unterbrochene Bau

drittehalb Jahrhunderte erfoderte. Daraus magst du auf die Größe und Majestät dieses Gebäudes schließen. Die hohen Fenster desselben sind alle, und zwar zum Theil so künstlich bemahlt, daß die darauf befindlichen Schildereien von Kennern bewundert werden. Die Erleuchtung scheint durch diese Mahlereien nicht gelitten zu haben. Das Ganze bildet, wie bei vielen ältern Kirchen, die Figur eines Kreuzes. Das Schiff — d. i. der innere größere Theil der Kirche, abgesondert von den ihn umgebenden Hallen und von dem Kore — ist ein sehr erhabenes Gewölbe, welches auf beiden Seiten von sechzehn Pfeilern getragen wird. Es war ein eben so neuer, als angenehmer Anblick für uns, zwischen diesen Pfeilern auf beiden Seiten eine Reihe natürlicher Orangenbäume in Kübeln hingestellt zu sehen, welche in die Empfindung von Ehrfurcht und Erhabenheit, die das Ganze einflößt, etwas Freundliches und Fröhliches mischen.

Nicht so erfreulich, sondern vielmehr ärgerlich war es uns, in ebendiesem Tempel eine elende Mähre durch Bilder verewiget zu sehen, deren Aufbewahrung und Aufstellung an einem so heiligen Orte keinen andern Zweck, wenigstens keine andere Wirkung haben kann, als die, den Glaubensingrimm der Kristen gegen ein unglückliches Volk zu unterhalten, dessen ganzes Verbrechen doch nur darin besteht, daß es dem Glauben seiner Väter, troz der unmenschlichen Verfolgungen, die es deßhalb erduldet hat, mit einer Gewissenhaftigkeit und Standhaftigkeit treu geblieben ist, die ihm Bewunderung, nicht Haß zuziehen sollten. Die armselige Mähre lautet so: Im Jahre 1270 hatte eine Gesellschaft Juden sich — ich weiß nicht wie — einiger geweihten Hostien bemächtigt; und um ihren Abscheu gegen den dadurch

vorgestellten Gekreuzigten an den Tag zu legen, entweiheten sie, wie das Mährchen sagt, d. i. verletzten sie diese Oblaten mit Messerstichen. Aber, o Wunder! in dem nämlichen Augenblicke entquoll den durchlöcherten Oblaten das klare Blut, und in dem nämlichen Augenblicke schoß ein Wetterstrahl herab, und streckte die verruchten Hostienmörder zu Boden! — Sollte man es für möglich halten, daß die dumme Blindgläubigkeit der Menschen jemahls so weit gegangen sei, ja noch jetzt in unsern Tagen so weit gehe, um sich Fratzen dieser Art für eine wahre Geschichte aufbinden zu lassen? Und doch ist dies hier, wie an tausend andern Orten mit ähnlichen Lügen, wirklich der Fall. Ich möchte hier Der nicht sein, der dem Pöbel das Abgeschmackte und Unsinnige darin begreiflich machen wollte. Ja, ich möchte es nicht einmahl wagen, ohne einen besondern Beruf dazu zu haben, den hiesigen Geistlichen einen bescheidenen Zweifel darüber zu äußern. Denn diese würden — auch wenn sie selbst weder Gott noch Teufel glaubten, wie solches bei der höhern katholischen Geistlichkeit in manchem Lande nur zu oft der Fall ist — wahrscheinlich nicht ermangeln, den Bezweifler solcher geheiligten Lügen, die eine so mächtige Stütze der Priesterherrschaft sind, für einen Gottesläugner zu erklären, und ihn als einen Solchen dem Haß und den Mißhandlungen des blindgläubigen Pöbels in allen Ständen Preis zu geben.

Von dem Augenblicke an, da ich die achtzehn Bilder, welche die verschiedenen Auftritte dieser abgeschmackten und ärgerlichen Mähre darstellen, gesehen hatte, war es um den Eindruck von Ehrfurcht, den ich beim Eintritte in die Kirche empfangen hatte, geschehen. Unwille und Bedauern traten an seine Stelle.

Ich hätte von Stund' an in diesem Tempel kein Gebet verrichten können. Er hörte auf, für mich ein Tempel zu sein; die Bilder hatten ihn mir entweiht; für mich war es forthin nur ein Haus zum Besehn, nicht zur Andacht. Und so gestimmt trat ich an die Kanzel hin.

Diese ist ein merkwürdiges Stück von Bildhauerarbeit, welches ich dir beschreiben muß. Am Fuße derselben sieht man Adam und Eva in natürlicher Größe; hinter ihnen einen Engel, der sie aus dem Wonnegarten treibt, und den Tod, der sie verfolgt. Jene scheinen den über ihren Köpfen befindlichen Erdball zu tragen; und dieser Erdball macht die Kanzel aus. Eigentlich aber ruht dieser Ball auf einem Baume, der sich zu einer beträchtlichen Höhe erhebt. Ueber der Kanzel steht ein Engel und eine weibliche Figur, die Wahrheit vorstellend, welche den Himmel (Baldachin) halten; über diesem und über dem Gipfel des Baums sieht man die heilige Jungfrau und das Kind Jesus, beide auf einem halben Monde stehend, auf welchem auch der Kopf der Schlange erscheint, den das Kristuskind mit einem in der Hand habenden Kreuze zerschlägt. Der halbe Mond wird von einem Gewölk getragen, auf welchem verschiedene Engel schweben. Noch sind am Fuße der Kanzel verschiedene Thiere, und zwar neben Adam ein Strauß und ein Adler, neben Eva ein Pfau, ein Papagei und ein Affe zu schauen. Was der schalkhafte Künstler, der es nicht unschicklich fand, an heiliger Stätte ein Späßchen anzubringen, damit sagen wollte, brauche ich dir wol nicht erst zu erklären. — Diese zwar künstlich gearbeitete, aber doch auch sonderbare Kanzel wurde vor ungefähr hundert Jahren zu Antwerpen von dem Bildhauer Ver-Brugge für die Jesuiten zu Löwen gemacht. Nach Aufhebung des Je-

suitenordens schenkte die Kaiserinn Maria Theresia sie der Kirche der heiligen Gudula. Ob sie die daran befindliche schalkhafte Anspielung auf ihr Geschlecht wol gekannt haben mag?

Von den vielen, zum Theil sehr schätzbaren Gemählden, die man in dieser Kirche und in den rings umher befindlichen Kapellen sieht, will ich dir nur eins nennen. Es ist von Rubens, und wird, wie ich glaube, mit Recht zu den besten Stücken dieses großen Meisters gezählt. Es stellt den Apostel Petrus, begleitet von zwei andern Aposteln, dar, indem er aus Jesus Händen die Schlüssel — des Himmelreichs empfängt. Die Farben des Stückes sind noch so lebhaft und frisch, als wenn sie erst seit gestern aufgetragen wären, und der Ausdruck in den Köpfen — geht über meine Beschreibung. Wenn du einmahl selbst nach Brüssel kommen solltest, so vergiß nicht, dies sehenswürdige Stück mit eigenen Augen zu bewundern.

Von hier gingen wir nach dem Königsplatze (Place royale), den ich dir schon oben nannte. Es ist ein längliches Viereck, von acht planmäßig gebauten und ebenmäßig gestellten Palästen, dem Prachtthore der Kaudenberger Kirche, und an den vier Ecken von Säulengängen — Arkaden — eingeschlossen. In der Mitte dieses Platzes steht die schöne Fußbildsäule des Prinzen Karls von Lothringen, welcher Statthalter in den Oesterreichischen Niederlanden unter Maria Theresia war, und durch eine gerechte und milde Verwaltung sich die Liebe des Volks in hohem Grade erwarb. Sie ist von Erz, und schön gearbeitet. Die Inschriften des Fußgestells erzählen, ohne Uebertreibung, die wahren Verdienste dieses Prinzen.

Das herrliche Prachtthor der Kaudenberger Kirche

ist ein Muster von schöner und großer Baukunst, so wie das Innere dieser Kirche durch eine so erhabene Einfalt überrascht, als man in katholischen Kirchen anzutreffen nicht gewohnt ist. Sie ist durchaus ohne allen Schmuck, durchaus schlicht und weiß, die Orgel nebst der nicht sehr geschmackvollen Kanzel ausgenommen, welche von unangestrichenem Holze, also braun sind. Aber gerade diese Schlichtheit, diese gänzliche Abwesenheit aller kleinlichen und prahlenden Verzierungen macht, in Verbindung mit der edlen Form des Tempels, auf Den, der für Einfachheit und wahre Erhabenheit Sinn hat, einen Eindruck, den keine auch noch so große Pracht zu bewirken vermag. Ich erinnere mich, nur einmahl in meinem Leben etwas Aehnliches, aber im Kleinen gesehen zu haben. Dies ist die Schloßkirche zu Karlsruhe, die das nämliche Gepräge von edler Einfalt und schlichter Erhabenheit hat. Beim Eintritt in die prachtvolle Kirche der heiligen Gudula standen wir da und staunten, vergaßen über das Angaffen der vielen bunten, schimmernden und glänzenden Dinge, die uns von allen Seiten her entgegenstrahlten und uns betäubten, des Zwecks, den das Alles haben sollte; hier fühlten wir uns von einer sanften Rührung und von einer so ehrfurchtsvollen Empfindung übernommen, daß wir unwillkührlich hätten hinsinken mögen, um anzubeten. — Beim Eingange in die schöne Kirche stehen an der Außenseite der Thür, unter dem Prachtthore, zwei Standbildsäulen in übermenschlicher Größe, welche Moses und David vorstellen, und das Stirnfeld oder Fronton ist mit vortrefflich gearbeiteten, halb erhobenen Bildern geziert.

Eins der palastmäßigen Gebäude, welche den Königsplatz einschließen, ist das Lottohaus — denn auch

Brabant ist von dieser bürgerlichen und sittlichen Pest, dieser teuflischen Erfindung und allgemeinen Landplage unserer Zeiten, nicht verschont geblieben. Hier hat man indeß, um den ganzen wahren Gräuel der Sache unter einem lieblichen Anstriche zu verbergen, eine Anstalt von Wohlthätigkeit damit verbunden, welches zwar den Kurzsichtigen, dessen Blicke nur an der Oberfläche der Dinge kleben, aber keinesweges den nachdenkenden Beobachter, der ein wenig zu rechnen versteht, zu täuschen vermag. Man hat nämlich die neunzig Nummern einer jeden Ziehung unter eben so viele arme Mädchen vertheilt, so daß fünfe derselben jedesmahl gewinnen müssen, und dieser Gewinn besteht in einer Ausstattung von 156 Gulden. Dieses Losspiel stattet also jährlich ungefähr 80 arme Mädchen aus und giebt dazu jährlich ungefähr 13,000 Gulden her. Das klingt nun freilich gar schön und löblich; aber beim Lichte besehen, ist diese angebliche Großmuth doch so groß eben nicht; denn, genau betrachtet, läuft sie bloß darauf hinaus, daß man dem Volke, und zwar größtentheils den ärmsten Klassen desselben, jährlich wenigstens 300,000 Gulden abnimmt *), und ihm zum Ersatz 13,000 Gulden,

*) Daß diese Annahme keinesweges übertrieben sei, erhellet unter andern aus den Berechnungen des reinen Lottoertrags, die von verschiedenen Oertern her bekannt geworden sind. So betrug z. B. der reine Vortheil, den die Zahlenlosung zu Kopenhagen, nach Abzug aller Gewinne und Kosten, von 1773 bis 1787, also in vierzehn Jahren, ausgeworfen hat, 2,787,027 Thaler 77 Schillinge, welches für jedes einzelne Jahr nahe an 200,000 Thaler schwer Geld, also mehr als 300,000 Brabantische Gulden betrug. S. Nr. 13. des Hamb. unparteiischen Korrespondenten und der Hamb. neuen Zeitung von 1790.

also ungefähr den vier und zwanzigsten Theil des Abgenommenen, mit der Miene der Wohlthätigkeit zurückgiebt; oder daß man jährlich tausend Bettler und in ihnen eben so viel schlechte, zu Betrug und Diebereien verleitete Menschen macht, um achtzig armen Mädchen einen kleinen Brautschatz zuzuwenden, den nachher sie und ihre Gatten vielleicht zu der nämlichen Quelle wieder zurücktragen, woraus er ihnen zugeflossen war. Ist es nicht himmelschreiend, daß so viele Regierungen, und darunter zum Theil solche, die in dem Ruf der Gerechtigkeit und einer vorzüglichen Milde stehen, sich noch immer den Umstand, daß ihre Unterthanen nicht rechnen können, zu Nutze machen, um ihnen die Sechslinge, Dreier und Pfennige, die andere Auflagen ihnen etwa übrig ließen, aus der Tasche, die Betten aus ihren Sponden, den letzten dürftigen Hausrath aus ihren armseligen Hütten zu *spielen*? *) Grausam! — Doch wozu mich über eine Sache ereifern, die wir Beide nicht ändern können, und das in einem Briefe an dich, den Diejenigen, welche dies angeht, niemahls lesen werden? Und überdas — wer weiß, ob nicht auch dieses Uebel eins von denen ist, deren die Vorsehung sich bedient, um so manchem schwer bedrückten Volke die Augen über seine unglückliche Lage und über die Nothwendigkeit zu öffnen, auf die endliche Abstellung schreiender

*) Man sieht aber auch hieraus und aus so vielen ähnlichen Veranstaltungen, warum es mancher Regierung, die sich dergleichen erlaubt, ganz und gar kein Ernst ist, oder sein kann, für einen bessern Unterricht und eine größere Aufklärung der Unterthanen zu sorgen. Da müßten sie ja auch die Lotto's und alle ähnliche Erpressungsmittel aufgeben!

Mißbräuche einmahl mit Nachdruck zu dringen? In Frankreich hatte man ja auch Lotto's; und nun — wird man Freiheit und eine vernünftige Verfassung daselbst bekommen *). Zuweilen muß ein Kranker, wenn er genesen soll, erst noch kränker gemacht werden; und die Zwingherren verstehen sich auf das Heilen vielleicht besser, als sie selbst es wissen. —

Nicht fern vom Königsplatze tritt man in den Pferch oder Park, einen Lustgarten von ansehnlichem Umfange und voll reizender Anlagen, den Versammlungsplatz der schönen Welt in den Stunden der Abendkühle. Wenige Städte können sich rühmen, einen so ansehnlichen und angenehmen öffentlichen Wandelplatz innerhalb ihrer Thore zu besitzen. Er wird gegen Abend durch Scheinwerfer (Reverberes), und zu gewissen Zeiten durch unzählbare Lämpchen zum sogenannten Vauxhall erleuchtet. In verschiedenen Zelthäusern (Pavillons) findet man zu jeder Stunde des Tages Eis, Limonade, Thee, Kaffee, Schokolade und andere Erfrischungen. Neben diesem Park ist das Kinderschauspiel, welches von einer Gesellschaft wohlgeübter Kinder bedient wird, deren Spiel vortrefflich sein soll. Wir haben nicht Gelegenheit gehabt, es zu sehen. Innerhalb des Gartens zog uns eine prahlerische Inschrift an einem kleinen Häuschen an sich. Wir traten näher und lasen:

Hier ist das Weitergehtsnicht!
Hier hat man die Natur bis zur höchsten Aehnlichkeit nachgeahmt!

Dies auf Lateinisch. Weiter unten stand in Französischer Sprache: »Das allgemeine Weltgebäude, oder Vorstellung der Gegenfüßler, so anschaulich dargestellt,

*) So schien es im Jahre 1789.

als wenn man den Erdball von einem Pole zum andern durchlöchert hätte.« Diese marktschreierische Inschrift war genug, um uns von dem Weitergehtsnicht (non plus ultra), das hier verheißen wurde, einen vorläufigen Begriff zu geben. Weil wir indeß hoffen durften, hier ein Pröbchen von Französischer Marktschreierei zu finden, wie wir es in Deutschland vielleicht noch nie gesehen hätten, so wollten wir doch hineintreten, um uns das Ding zeigen zu lassen. Allein zum unersetzlichen Verlust für unsere Wißbegierde mußte der große Mann, der hier die Natur bis auf die Nägel (ad unguem) darzustellen versteht, gerade nach Antwerpen gereiset sein, von wannen man ihn erst in einigen Tagen zurückerwartet. Wir mußten also auf das Anschauen dieses Wunderwerks der Kunst für dasmahl Verzicht thun.

Von hier stiegen wir nach dem großen Marktplatze (la grande place) hinab. Ein sehenswürdiger Theil der Stadt! Es ist ein geräumiges Viereck, von lauter hohen, palastmäßigen Gebäuden eingeschlossen. Das größte und prächtigste darunter ist das Stadthaus; ein erhabenes und mächtiges Gothisches Gebäude, dessen Anblick Ehrfurcht gebietet. Schade, daß es durch einen einzigen Fehler verunstaltet wird, der so auffallend ist, daß man nicht begreift, wie ein Schüler der Baukunst, geschweige denn ein Meister ihn machen konnte, der den Plan zu einem so großen und schönen Ganzen entwarf. Da nämlich, wo der Eingang ist, und wo die Mitte der Antlitzseite sein sollte, steigt ein Thurm gen Himmel, welcher 364 Fuß hoch ist, und auf dessen Spitze eine den Erzengel Michael im Kampfe mit dem Drachen vorstellende, siebzehn Fuß hohe Bildsäule von vergoldetem Kupfer steht, die sich nach dem

Winde dreht. Nun ist aber dieser Thurm, der in der Mitte stehen müßte — vermuthlich wegen innerer Einrichtungen — nicht in die Mitte, sondern um einige Fächer weiter nach der linken Seite hin, als nach der rechten Seite gekommen. Dies macht einen sehr großen Uebelstand, weil die dadurch geschehene Verletzung des Ebenmaßes gleich beim ersten Hinblicke auf die unangenehmste Weise in die Augen fällt. Man sagt, der Baumeister habe bei der Entwerfung des Plans auf die ansehnliche Breite des Gebäudes gerechnet, und gehofft, daß diese den Mangel des vollkommenen Ebenmaßes unmerklich machen würde; da ihn aber nachher der Augenschein vom Gegentheile überzeugte, sei er voll Verzweiflung den Thurm hinaufgestiegen, und habe sich von der Spitze desselben herabgestürzt, um seine Schande nicht zu überleben.

Die übrigen, zum Theil prächtigen Gebäude, welche diesen Marktplatz einschließen, sind das sogenannte Königshaus — maison du Roi — und die Zunfthäuser der verschiedenen Zünfte und Gilden — maisons des corps et métiers. — Erstes ist für einige besondere Gerichtshöfe bestimmt, letzte dienen den Zünften und andern Gesellschaftskörpern zu ihren Versammlungshäusern. Jede derselben, z. B. die der Schneider, der Schuster, der Becker, der Brauer u. s. w., hat ihr eigenes; und einige darunter haben in der That ein so prächtiges Ansehen, daß man eher Fürsten, als Handwerksleute darin suchen sollte. Auf dem der Brauer, welches mit Säulen und andern Bauzierrathen geschmückt ist, hat man dem schon genannten vielgeliebten Prinzen Karl von Lothringen ein Denkmahl errichtet, welches in einer Bildsäule zu Pferde von übergoldetem Kupfer besteht. Es ist mir immer ein rührender An-

blick, der meinen Glauben an die Güte der menschlichen Natur jedesmahl von neuem stärkt, wenn ich die Beweise von Liebe und Dankbarkeit sehe, welche die Völker jedem guten und gerechten Herrscher zu geben noch niemahls ermangelt haben; aber wenn ich mir auf der andern Seite von der alten und neuen Geschichte erzählen lasse, wie klein von jeher die Zahl der Regenten war, welche die Liebe und die Dankbarkeit ihrer Unterthanen zu verdienen wünschten, so muß ich dies aus meinem Gedächtniß wieder los zu werden suchen, wenn ich in jenem Glauben, den ich mir ungern möchte rauben lassen, nicht wankend gemacht werden soll.

Von hier verfügten wir uns nach dem alten, und von da nach dem neuen Kornmarkte. Der letzte ist ein sehr artiger, zu seiner jetzigen Bestimmung erst kürzlich überaus zweckmäßig eingerichteter Platz. Ein ansehnlicher Raum auf demselben ist durch ein Geländer eingeschlossen; und dieser ist wiederum in viele kleinere Räume eingetheilt worden. In jedem der letzten ist eine Säule mit einem Schilde errichtet, worauf die Kornart, die daselbst feil geboten wird, z. B. Weizen, Gerste, Erbsen u. s. w. geschrieben steht.

Nicht weit von hier kommt man an den Kunstfluß oder Kanal, der, wie ich schon oben angemerkt habe, von hier bis in die Schelde führt, und welcher hinlängliche Tiefe hat, um von ziemlich beträchtlichen Schiffen bis in die Stadt hinein befahren zu werden. Das Ausgraben dieses Kanals kostete 1,800,000 Gulden, und man gebrauchte 41 Jahre, um damit zu Stande zu kommen. Aber nun ist er auch für den Handel von Brüssel von ganz unschätzbarem Werthe. Diese Anlage geschah im sechzehnten Jahrhundert. Es giebt neuere Kunstflüsse in Europa, die mehr als noch einmahl so

viel kosteten, und die dem Lande, welches die schweren Kosten tragen mußte, fast gar keinen Nutzen schaffen. — Es gehen von hier alle Tage, und zwar Vormittags und Nachmittags, Eilböte oder Jachten auf diesem Kanale nach Antwerpen und andern Städten ab, worauf man sich einschiffen kann. Die Kajen (les quais) auf beiden Seiten des Kanals hangen durch fünf Drehbrücken (ponts tournants) zusammen, die, so oft ein bemastetes Schiff durchlaufen will, mit leichter Mühe zur Seite gedreht werden. Die Aussicht, diesen Kanal entlang, ist, wegen der herrlichen Baumreihen, womit man nicht bloß die Ufer desselben, sondern die ganze Gegend, durch welche er führt, zu den anmuthigsten Wandelbahnen eingerichtet hat, eine der fröhlichsten und schönsten, die man haben kann.

Wir beschlossen die Arbeit dieses Vormittags — denn wol ist es Arbeit, in dieser bergigen Stadt bei heißem Wetter stundenlang umherzulaufen, um Beobachtungen zu machen — damit, daß wir dem Aufzuge der Wache beiwohnten. Die hiesige Besatzung ist zahlreich, und besteht aus den größten und schönsten Leuten, die ich jemahls sah. Dies gilt auch von allen den übrigen kaiserlichen Truppen, die uns seit unserm Eintritte in Brabant vorgekommen sind. Du erinnerst dich der ersten königlichen Garde zu Potsdam; aus eben solchen großen, schlanken und schöngeformten Männern bestehen hier alle Regimenter und alle Glieder derselben, vom ersten bis zum dritten. Jammer und Schade, wenn diese wackern Leute, bei der nur gar zu wahrscheinlich bevorstehenden Empörung, als unschuldige Opfer der willkührlichen Herrschaft fallen sollten! Und doch wird dieser traurige Fall vermuthlich eintreten, wofern nicht die Soldaten, welche größtentheils Landeskinder

sind, sich, gleich der Französischen Leibwache, erinnern werden, daß sie eher **Bürger**, als **Soldaten** waren.

Unser Mittagsmahl war köstlich, und wir hatten von unserm fünfstündigen Umherlaufen einen solchen Heißhunger mitgebracht, daß ich mich nicht erinnere, jemahls mit mehr Eßlust gespeiset zu haben. Gegen die Zeit des Nachtisches fand sich eine tonkünstige Familie unter unserm Fenster ein, um uns, nachdem wir die gröbern Bedürfnisse des Magens befriediget hatten, nun auch noch einen Augen-, Ohren- und Geistesschmaus zu geben. Es waren Vater, Mutter, zwei Töchter und ein Sohn; jedes spielte ein Tonwerkzeug und sang dazu, und was man spielte und sang, das wurde zu gleicher Zeit bühnenmäßig, und zwar so lustig vorgestellt, daß sie uns gar nicht aus dem Lachen kommen ließen.

Wie diese es mit uns machten, so machten meine leichtfertigen Gefährten es mit den Scharen von Bettlern, die einen hier, wo man nur geht und steht, umringen und verfolgen. Sie gaben ihnen nichts; aber sie machten sie durch die artigen Sachen, die sie ihnen sagten, so aufgeräumt und froh, daß sie in lautes Lachen ausbrachen und zufriedener mit uns waren, als wenn wir ihnen das größte Geschenk gemacht hätten. Es ist übrigens im eigentlichen Verstande wahr, wenn ich dir versichere, daß die Gassenbettler einen hier **bei Dutzenden** anfallen. Armer Kaiser Joseph! wie gröblich müssen deine Schmeichler dich hintergangen haben, wenn sie dir lügenhafter Weise vorspiegelten, daß für deine angeerbten Unterthanen schon hinreichend gesorgt sei, daß sie alle schon völlig beglückt wären, und daß du neue Länder erobern müßest, um neue, noch nicht beglückte Unterthanen zu bekommen, die du, wie jene,

glücklich machest! Ach, warum kannst du nicht so durch deine Staaten reisen, und so sie sehen, wie Unsereiner! Wie würde dein Kaiserherz, das nichts als Gutes will, über die Größe und den Umfang der Arbeit erschrecken, die hier noch überall dem weisen Völkerbeglücker übrig ist; und wie würdest du, von gerechtem Unwillen entbrannt, jene nichtswürdigen Schmeichler, zusammt ihren eitlen Eroberungsplänen, zum — großen Mogul oder an die Türkische Grenze gehen heißen, um die guten Böhmischen Naturgläubigen oder Deisten abzulösen, jene schuldlosen und friedfertigen Staatsbürger, zu deren Verbannung sie dich schändlicher Weise zu verleiten wußten! *)

Wir fuhren diesen Nachmittag nach Schoonberg einem erst kürzlich vollendeten Lustschlosse der Statthalter, die, wie du weißt, die Schwester des Kaisers und ihr Gemahl sind. Es liegt auf einer kleinen Anhöhe, eine halbe Meile vor der Stadt. Der Weg dahin führt durch ein Paradies — denn so muß man die ganze Gegend rings um Brüssel herum nennen, wenn man ihr nicht Unrecht thun will. Sie scheint ein einziger großer Garten zu sein. Ueberall majestätische Baumreihen, welche die schönsten und anmuthigsten Wandelbahnen, für Fußgänger und für Fahrende oder Reitende, beschatten; überall lachende Anlagen, welche Augen und Herz entzücken; überall Beweise von Wohlstand und Behaglichkeit! Die Natur selbst hat hiebei nicht viel gethan; es ist fast Alles das Werk des Flei-

---

*) Dieses wurde im Jahre 1789 geschrieben und gedruckt, da Joseph noch lebte! Bedarf es einer andern Lobrede auf ihn?

Anm. z. neuesten Ausgabe.

ßes und der Kunst. Und unter dieser Einschränkung muß ich bekennen, daß ich noch nie eine Stadt sah, deren umliegende Gegend sich mit der von Brüssel vergleichen ließe.

Das neuerbaute Schloß Schoonberg mit dem dazu gehörigen Pferch oder Park, verdient in Ganzen genommen den Namen (Schönberg) recht sehr, ungeachtet ein Beurtheiler, der es etwas genauer damit nehmen wollte, in Ansehung einzelner Theile, auch hier, wie überall, Manches zu erinnern haben dürfte. So könnte man vielleicht bemerken, daß das Gebäude, für seine mäßige Größe und für den Zweck seiner Errichtung, da es ein Lustschloß sein soll, ein zu schwerfälliges, zu anmaßendes Ansehn, und nicht ganz die bescheidene, zur Fröhlichkeit einladende leichte Zierlichkeit habe, die Gebäude dieser Art, ihrer Bestimmung gemäß, doch eigentlich haben sollten. Das Verhältniß der Fenster unter einander und zu dem schönen Prachtthore der Auffahrtseite scheint auch nicht richtig zu sein; und die Auffahrt selbst hat den Fehler, daß sie nicht gerade, sondern schief auf den Eingang zuläuft. Allein wie bald vergißt man diese kleinen Flecken, wenn man an die entgegengesetzte Gartenseite des Palastes kommt, und nun von hieraus den Hügel hinab in den herrlichen Garten, und über denselben hin in die weite, schöne, mannichfaltige und reiche Landschaft blickt, die sich hier auf einmahl dem entzückten Auge darbietet! Warum kann ich doch das ganze reizende Gemählde, welches diese Landschaft, die ein einziger unermeßlich großer Lustgarten zu sein scheint, in meiner Einbildungskraft abgedruckt hat, dir nicht so wahr und warm auf das Papier hinlegen, als ich es empfing und als es mir noch in diesem Augenblicke vor der Seele schwebt! Aber

ich bin kein Mahler; und mit Worten zu schildern, was der Pinsel kaum darzustellen vermöchte, ist für den Beschreiber vergebliche Mühe, für den Leser langweilig. Ich begnüge mich daher, nur zu sagen, daß man von dieser Anhöhe herab Alles, was eine durch Kunst und fleißigen Anbau verschönerte Gegend Reizendes haben kann — alle Arten von Englischen Gartenanlagen, gewundene Gänge, sanft anschwellende Hügel mit frischem Grün überzogen, Gebüsch und Waldung von allerlei Holzarten, offene Grasplätze, Wasserfälle, Bildsäulen, Denkmähler, Tempel, Zelthäuser, Kunsthöhlen, Bäche, Inseln, Teiche mit niedlichen Gondeln u. s. w. — in unübersehbarer Mannichfaltigkeit vor sich liegen sieht. Noch größer und mannichfaltiger wird dies schöne Landschaftsgemählde, wenn man den Chinesischen Thurm von 231 Stufen ersteigt, der sich in einem von dem Pferch abgesonderten Blumengarten erhebt. Denn von da aus übersieht man zugleich die Stadt, sammt der ganzen reichen und lachenden Landschaft, in deren Schooße sie liegt, auf viele Meilen weit.

Sehr vergnügt über das viele Angenehme und Reizende, was wir hier gesehen hatten, kehrten wir wieder zur Stadt zurück und besuchten das Schauspiel. Man führte Zemire und Azor auf, dies Singspiel, woran man sich schon so satt gesehn und gehört hat, daß es mich nicht sehr angenehm mehr unterhalten konnte, ungeachtet die Tonspieler sowol, als auch die Schauspieler ihr Bestes thaten, um den Ueberdruß zu verscheuchen. Auch hatten die kriegerischen Vorkehrungen, die ich auf dem Platze beim Schauspielhause fand, und wodurch man die unzufriedenen Bürger im Zaume zu halten vergeblich hofft, mich so nachdenkend gemacht, daß auch wol ein anziehenderes Stück den Zweck, zu belustigen,

diesen Abend an mir verfehlt haben würde. Es waren nämlich zwei Kanonen, mit allem Zubehör versehn, gegen das Schauspielhaus gerichtet, und, außer den gewöhnlichen Wachen, noch Reiter zu Pferde mit gezogenen Schwertern ausgestellt. Die nämlichen drohenden Anstalten hat man hier auf den meisten öffentlichen Plätzen getroffen.

Was wir morgen hier noch sehen und bemerken werden, davon — morgen! Ich küsse dich, mein liebes Kind, und wünsche dir und deiner guten Mutter einen sanften Schlaf.

Brüssel, den 31. Juli 1789.

Unser erster Gang war heute nach dem Michaelisplatze (Place de St. Michel), der vor einigen Jahren erst fertig geworden ist. Nach einer Abbildung, die wir davon gesehen hatten, erwarteten wir etwas recht Großes und Prächtiges zu sehn, fanden es aber nicht. Es geht diesem Platze, wie vielen andern schönen und berühmten Dingen in der Welt; er macht sich besser im Bilde, als in der Natur. Zwar bilden die neuen, an sich ganz sehenswürdigen Gebäude, die ihn einschließen, ein ebenmäßiges Ganzes; aber sie haben zum Theil ein zu kasernenmäßiges Ansehn, und der schon an sich nicht große Platz, den sie umgeben, ist dadurch, daß man ihn mit Bäumen bepflanzt hat, für das Auge und die Einbildungskraft noch kleiner geworden.

Von hier begaben wir uns nach der petite place du Sablon, einem der unbedeutenderen Plätze von Brüssel, an welchem ein Barfüßerkloster liegt. Dies zog uns eigentlich hieher; doch nicht das Kloster selbst, noch we-

niger die Bewohner desselben, sondern ein in ihrer Kirche befindliches ungemein kostbares Gemählde von Rubens. Es ist eine Himmelfahrt der heiligen Jungfrau. Man erblickt zuvörderst das Grab der Maria, woraus sie so eben erstanden ist; neben demselben zwei Weiber, welche das Leichentuch halten, worin der Körper gelegen hatte. Auf der andern Seite stehn die Apostel, deren Einige sich nach dem Grabe drängen, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß es wirklich leer sei, indeß die Andern voll Erstaunen und Freude die Köpfe in die Höhe richten, um das Wunder zu betrachten, welches in der Luft sich zeigt. Dies ist die erstandene Jungfrau selbst, die, auf einem leichten Gewölke emporschwebend, von den Engeln gen Himmel gehoben wird. Die Majestät dieser schwebenden Figur, besonders die übermenschliche Schönheit des Gesichts, und der Ausdruck von himmlischer Seligkeit, Güte und Würde, welcher darauf ruht, gehn über alle Beschreibung. Wenn ich aus der Wirkung, welche dieses bezaubernde Stück auf uns that, auf seinen Kunstwerth schließen darf, so kann ich keinen Augenblick anstehen, es für Rubens Meisterwerk zu erklären.

Aber ich bin es müde, dir Dinge zu beschreiben, die man, wenn sie Vergnügen machen und durch eine Uebung des Geschmacks und der Beurtheilungskraft Nutzen schaffen sollen, selbst sehen, nicht sich beschreiben lassen muß. Auch rückt die Stunde heran, die wir zu unserer Abreise bestimmt haben, und es giebt noch allerlei in Ordnung zu bringen. Aber ehe ich schließe, muß ich dir doch noch eine Merkwürdigkeit von Brüssel erzählen, die den Fremden, als etwas Sonderbares, hier zuerst aufzufallen pflegt.

Dies ist eine Art von Fuhrwerk, welches man hier

auf allen Straßen sieht. Es besteht solches aus einem Wagen mit kleinen Rädern, der von — Hunden gezogen wird, und man bedient sich desselben zur Fortschaffung aller Lasten, welche den Kräften dieser Thiere angemessen sind. Die Hunde, die man dazu gebraucht, und die von mittler Größe sind, haben ein wolfmäßiges und dabei ein so ausgehungertes Aeußere, daß man sie ohne Mitleid nicht ansehen kann. Man legt ihnen ein ordentliches Geschirr an, und spannt ihrer zwei, drei oder viere neben einander. Ich hätte nimmermehr geglaubt, daß die Kräfte dieser Thiere so viel vermöchten, als man sie hier bewerkstelligen sieht. Mit Verwunderung sah ich unter andern, daß ein Gespann von drei dergleichen Hunden eine Last von Muscheln zog, die einem Pferde zu schaffen gemacht haben würde, weil sie zwei große Waschkörbe voll betrug. Und damit rannten sie noch ziemlich schnell eine abschüssige Straße hinauf. Man mag hier, wohin man will, gehen, so begegnen einem dergleichen Fuhrwerke; und wenn sie nicht beladen sind, so sitzt doch gemeiniglich der Fuhrmann darauf, und läßt sich von seinen Hunden im Schnellauf zurückfahren.

Auch die mit Pferden bespannten Lastwagen haben hier und im ganzen Lande eine Einrichtung, die ich anderwärts noch nicht gesehen hatte. Da nämlich die Wege überall so schön gepflastert sind, daß man nichts von tiefen Spuren weiß, so hat man an den Frachtwagen auch denjenigen Theil derselben zu benützen gesucht, der sich unter dem Wagen zwischen den Rädern befindet. Hier hängt entweder in Ketten oder in einem langen Korbe ein Theil der Fracht — Fässer, Kisten, Säcke, Holzkloben u. s. w. — bis nahe an die Erde hinab. Ein auf diese Weise beladener Wagen kann

daher ein Drittel mehr als ein anderer fortschaffen.

Wir sind mit unserm kurzen Aufenthalte in Brabant überhaupt, und in Brüssel insonderheit, recht sehr zufrieden. Das Land ist eins der fruchtbarsten, angebautesten und volkreichsten, die man sehen kann *). Die Bewohner desselben stehen in dem Rufe, brave, treue und rechtliche Leute zu sein; und wir fanden in unsern eigenen Beobachtungen nichts, was diesem Lobe widersprach. Man sagt, daß grobe Verbrechen, mithin auch die Bestrafung derselben, hier etwas äußerst Seltenes seien; wirklich habe ich auch auf dem ganzen Striche, durch den wir gekommen sind, nicht ein einziges Hochgericht bemerkt. Die Brabanter, sagt man, sind arbeitsam, wenn sie müssen, aber kunstfleißig (industriös) aus Neigung. Sie lieben ihre Fürsten, so lange ihre Abgeordneten es nicht gar zu arg mit ihnen machen; aber ihre Anhänglichkeit an Allem, was ihnen angeerbt wurde, besonders an ihrer alten, ihnen über Alles theuern Verfassung, ist noch größer. Veränderungen und Neuerungen sind ihnen ein Gräuel. Dies und der starke Einfluß einer hier noch sehr mächtigen und sehr unduldsamen Priesterschaft hat das Licht der Aufklärung

*) Wie ergiebig dieses Land, und wie unerschöpflich es an Hülfsquellen sein müsse, kann, wer es nicht selbst gesehen hat, schon daraus schließen, daß man überall Wohlhabenheit sieht, ungeachtet bisher jährlich 4,600,000 Gulden über die Grenze gingen und niemahls wiederkehrten. Denn so hoch beliefen sich, einer für zuverlässig gehaltenen Berechnung zufolge, die reinen Einkünfte, welche der Kaiser aus seinen Niederlanden zog. Wie stark muß also das Uebergewicht der Niederländer im Handel sein, da sie eine solche jährliche Abgabe aushalten konnten, ohne arm dabei zu werden!

an Brabants Grenzen zurückgehalten. Man ist daher hier noch sehr abergläubig, und wird es vermuthlich noch lange bleiben, weil der Mönchs- und Pfaffengeist hier noch wenig oder nichts von seinem allgewaltigen Einflusse verloren zu haben scheint. Dies läßt von der hier bevorstehenden Staatsumwälzung für die Menschheit überhaupt nicht viel Erfreuliches und Großes hoffen. Die Pfaffen werden eine Hauptrolle dabei spielen; und diese werden sich wohl hüten, dem menschlichen Geiste mehr Freiheit auszuwirken oder zu verwilligen, als mit den Ansprüchen ihrer geistlichen Herrschgier bestehen kann. Die Brabanter werden ihr Blut und Leben daran wagen, die bürgerlichen Ketten, von welchen sie jetzt gefesselt sind, zu zersprengen, um sich — geistliche dafür anlegen zu lassen. Dann wird man Herr Gott dich loben wir! singen, und sich frei wähnen, weil Hände und Füße frei geworden sind, indeß man Kopf und Gewissen in neue Fesseln legte. O Menschheit! O Volk! Wie wird euch mitgespielt! — Aber auch dies wird und kann, wenn die bürgerliche Freiheit wirklich erobert werden sollte, nur eine Zeit lang währen. Ein Volk, das in unsern Tagen frei wird, kann nicht lange mehr abergläubig, also auch nicht lange mehr die Blindekuh der Pfaffen bleiben. Der freie Mensch sieht die Dinge um sich her gar bald in einem andern Lichte und mit andern Augen an, als der unterjochte. Er hat mehr Veranlassung und mehr inneres Bedürfniß zum Nachdenken, als vorher, und die Schreckenbilder, die ihn davon abhielten, verschwinden. Es könnte sich also doch wol fügen, daß die Priesterschaft dieses Landes eben dadurch, wodurch sie ihre geistliche Allgewalt noch fester zu gründen meint, ihr das Grab bereitete. Sage: Amen! liebe Lotte; ich sage

es auch, und jeder Menschenfreund, der da weiß, was Priesterherrschaft zu bedeuten hat, sagt es mit uns.

In einer Stunde reisen wir ab. Meinen nächsten Brief erhältst du aus Paris; denn bis dahin werden wir, ohne uns irgendwo aufzuhalten, Tag und Nacht mit Eilpost gehn. Lebe wohl, liebe Tochter! In einigen Tagen werden wir vor einer Bühne stehn, wo wir Schauspiele zu sehen hoffen, wie wir sie noch niemahls sahen.

Sechster Brief.

Paris, den 3. August 1789.

Wol hat die Hoffnung uns nicht getäuscht! Wol stehen wir hier vor einer Bühne, wie es, in diesem Jahrhunderte wenigstens, in Europa keine gab, und sehen Schauspiele aufführen, die an Größe und Wunderbarkeit kaum jemahls ihres Gleichen hatten! — Aber da ich über Alles, was die merkwürdige Weltbegebenheit betrifft, welche sich hier zu entwickeln angefangen hat, unsern Freunden T* und St** insbesondere schreiben werde *), so unterdrücke ich in meinen Briefen an dich die dahin gehörigen Bemerkungen, und verweise dich darüber an Jene. Theilt euch einander mit, was ihr der Mittheilung werth achtet; dann werde ich, was

---

*) S. Briefe aus Paris, zur Zeit der Französischen Staatsumwälzung geschrieben, von J. H. Campe. Braunschweig 1790.

ich Jedem von euch insbesondere schreibe, für euch Alle geschrieben haben. Jetzt begleite mich, meine liebe Tochter, von Brüssel nach Paris.

Diese Strecke beträgt noch 71 Französische oder 43 Deutsche Meilen, welche man, wenn man will, und die nöthigen Anstalten dazu getroffen hat, innerhalb 24—30 Stunden fahren kann; so musterhaft vollkommen ist das Französische Postwesen! Die erfoderlichen Anstalten sind, daß man einen eigenen Wagen habe, und einen Eilboten vorausschicke, der die Posthalter benachrichtige. Dann findet man vor jedem Posthause die benöthigten Pferde zur bestimmten Stunde, oder vielmehr zur bestimmten Minute in völliger Bereitschaft; in zwei Minuten ist umgespannt, und in jeder halben Stunde ist man um eine Deutsche Meile weiter. Wir, die wir diese Anstalten nicht getroffen hatten, konnten völlig so geschwind nun freilich nicht fortkommen. Das lag aber nicht an der Art, wie die Posthalter uns bedienten; denn so wie wir bei einem Posthause vorfuhren, hatte der ankommende Postknecht den daselbst versammelten Leuten des Hauses nicht sobald: deux chevaux! (zwei Pferde!) zugerufen, als man diese schon dem Stalle zufliegen sah; und noch ehe wir uns aus unsern Mänteln loswickeln und aussteigen konnten, traten oft schon die verlangten beiden Pferde völlig aufgeschirrt aus dem Stalle hervor; — es lag auch nicht an dem guten Willen der Postknechte, noch an der Geschwindigkeit ihrer Pferde; denn wir sind wirklich mehrmahls in einer halben Stunde eine gute Deutsche Meile gefahren, — und nirgends fanden wir Ursache, unsere Führer anzutreiben; — es lag vielmehr bloß an dem Umstande, daß wir keinen eigenen Wagen mitgebracht hatten. Dies verursachte auf jeder Raste oder Station, die hier alle klein, die meisten nur

zwei Französische Meilen, also nicht viel über eine Deutsche lang sind, einen beträchtlichen Aufschub, weil der neue Wagen jedes Mahl erst vorgeführt und geschmiert, das Gepäck umgepackt werden mußte. Ebendieser Umstand, daß wir keinen eigenen Wagen mitbrachten, führte noch eine andere und zwar größere Unbequemlichkeit für uns herbei; diese nämlich: man findet auf den Französischen Posten höchstselten eine Kutsche oder einen Reisewagen; das einzige Fuhrwerk, welches man haben kann, ist ein sogenanntes Kabriolet, eine zweiräderige Maschine, nicht um ein Haarbreit größer, und ganz so eingerichtet, wie unsere Kariolen, nur daß sie ein halbes Verdeck haben und — für vier Menschen eingerichtet sind. Aber wehe den vier Menschen — wofern sie keine Franzosen sind, oder wie Franzosen sich zu behelfen wissen — die in solches Kästchen kriechen, und sich wie Häringe oder Stockfische einpacken lassen müssen, um eine etwas lange Reise darin zu machen! Dieser unglückliche Fall war der unsrige, ungeachtet unser nur Drei waren. Ich kann dir die Mühe, die es jedes Mahl kostete, bevor wir mit unsern Personen, mit unsern Päckereien und Mänteln, besonders mit unsern Beinen in Ordnung kamen, unmöglich so anschaulich machen, als sie mir noch jetzt vor dem Gedächtniß schwebt. Und diese Mühseligkeit ging alle Stunden, so oft nämlich umgepackt werden mußte, wieder von vorn an! Und so oft sie jedes Mahl überstanden war, wie wir dann in einandergeschoben und gepreßt da saßen, ohne uns regen oder rühren zu können! Wer dies einmahl erfahren hat, wird, wenn er selbdritte oder vierte ist, nie zum zweiten Mahl eine Reise durch Frankreich machen, ohne entweder seinen Wagen mitzubringen, oder sich des öffentlichen Postwagens zu bedienen. Für eine oder zwei

Personen hingegen ist das Kabriolet ein vortreffliches Fuhrwerk.

Aber trotz den besagten Unbequemlichkeiten bin ich in meinem Lebrn nie so ununterbrochen heiter und vergnügt gewesen, als in dieser drangvollen Lage von der Brabantischen Grenze an bis hier: ein Beweis, daß körperliche Ungemächlichkeiten und Beschwerden, wenn sie auch noch so drückend sind, unsere Zufriedenheit nicht stören können, sobald wir ihnen nur ein hinreichendes Maß von Geduld, Standhaftigkeit und guter Laune entgegensetzen.

Die hiesigen Postreiter haben ein leichtes und niedliches Ansehen, und fahren ungebeten darauf los, als wenn jede Fahrt die letzte wäre, die ihre Pferde zu machen hätten. Ungeachtet das eine Pferd zwischen zwei schweren Bäumen geht, die es tragen muß, so haben wir doch manche Fahrt von einer Raste zur andern in ununterbrochenem Schnellaufe gemacht. Der Anzug der Postreiter besteht in einem blauen Reitjäckchen, mit rothen Aufschlägen und Kragen, und in Stiefeln, die ihnen fast bis an den Leib gehn, und die dabei so geräumig, so dick und steif, als ein hölzernes Butterfaß sind. Darin zu gehen ist unmöglich. Sie werden daher, wenn angespannt ist, neben das Sattelpferd hingestellt, und wenn Alles fertig ist, tritt der Postknecht mit seinen Schuhen in dieselben hinein, und schwingt sich dann, nicht ohne große Anstrengung, damit aufs Pferd. Ein Posthorn führen sie nicht; statt dessen aber besitzen sie die Kunst, zu klatschen, in einem Grade der Vollkommenheit, zu der sie wol in keinem andern Lande jemahls ausgebildet wurde. Ohne alle sichtbare Anstrengung bringen sie jedes Mahl einen Knall hervor, der völlig eben so schmetternd und ohrerschütternd, als der

einer losgebrannten kleinen Pistole ist. Es ist der angebornen Lebhaftigkeit eines Französischen Postreiters nicht genug, daß er jägt; jeder einzelne Theil seines Körpers verlangt noch eine besondere Bewegung, ein besonderes Geschäft für sich. Daher knallt seine Rechte unaufhörlich mit der Peitsche, indeß die Linke die Zügel handhabt, die Füße dem Sattelpferde zusetzen, und der Kopf sich alle Augenblicke nach den Reisenden umdreht, um mit ihnen zu schwatzen, zu schäkern und zu lachen.

Auch sind diese Leute, die in andern Ländern sich oft durch Grobheit und Unverschämtheit auszuzeichnen pflegen, hier durchgängig — wenigstens habe ich keine Ausnahme davon gesehn — eben so artig, höflich, rechtlich und ehrliebend *), als das Französische Volk im Ganzen ist. Nie hörte ich ein zankendes Wort von ihnen; nie äußerten sie Unzufriedenheit oder Unwillen über das Maß unserer Freigebigkeit; nie veruneinigten sie sich wegen des Ausweichens, mit Fuhrleuten, die ihnen begegneten, sondern wichen ihnen, wenn diese schwerer geladen hatten, als sie, von freien Stücken und ungebeten aus; nie kam uns auf dieser ganzen Reise ein Strick oder deßgleichen, was man in andern Ländern

*) Auf meiner Rückreise durch die Champagne fuhren wir mit der ordentlichen Eilpost, die mit Sechsen bespannt ist, also auch einen Vorreiter hat. Wir kamen an eine Stelle, wo die Hemmkette angelegt werden mußte, und indem der hintere Postknecht die Pferde anhielt, rief er dem vordern zu: Charles, descends! (steig ab, Karl!) Karl sah sich bei diesem Zuruf mit einem finstern Blicke nach ihm um, und sagte: Rustre, ne peux tu pas dire, s'il me plait? (Ungeschliffener Bauer, kannst du nicht sagen: wenn's mir beliebt?) Der Andere fühlte, daß Karl Recht habe, und erwiederte keine Silbe.

fast bei jedem Pferdewechsel einzubüßen pflegt, abhanden: nie wurden sie, auch bei unangenehmen Vorfällen, übellaunig, unwillig und grob. Dies nämliche Lob müssen wir auch ihren Herren, den Posthaltern, widerfahren lassen. Wir fanden in ihnen lauter artige, bescheidene, gesprächige, und in der Erfüllung ihrer Amtspflichten äußerst sorgfältige und thätige Männer.

Der Deutsche pflegt in der Regel aus Frankreich sehr zufrieden, der Franzose aus Deutschland eben so unzufrieden heimzukehren. Ehemahls glaubte ich, mir Jenes aus dem Hange des Ersten zum Bewundern, Dieses aus dem Hange des Letzten zur Selbstgenügsamkeit und zur Geringschätzung alles Dessen, was nicht Französisch ist, erklären zu müssen. Jetzt begreife ich, daß, auch ohne die Volkseigenschaften auf beiden Seiten, der Erfolg ungefähr der nämliche sein müßte. Der auffallende Unterschied des Postwesens und der Postbedienten in beiden Ländern würde allein schon hinreichend sein, ihn hervorzubringen. Wie sollte der Deutsche, der, in vielen Gegenden wenigstens, keine andere, als erbärmliche Wege, oder grobe und unverschämte Postknechte, und auf mancher Raste keine andere, als eine schnöde Behandlung zu erfahren gewohnt ist, nicht mit Entzücken an ein Land zurückdenken, wo er von dem Allen das angenehme Gegentheil fand? Und wie sollte der an dieses angenehme Gegentheil gewöhnte Franzose sich in einem Lande gefallen können, wo er, wenigstens häufig genug, bald in unergründlichen Wegen stecken bleibt, bald von trägen, unbescheidenen und groben Postbedienten gemißhandelt wird? Die meisten Reisenden beurtheilen die Länder, durch welche sie kommen, nach den Wegen, Postanstalten und Wirthshäusern, die sie vorfinden; die Völker selbst nach den Postbedienten und

Gastwirthen; die Regierung eines Landes braucht also nur in ihrer Aufsicht über diese nachlässig zu sein, und es ist um den guten Ruf ihres Volks im Auslande geschehen. —

Die Grenze zwischen den Oesterreichischen Niederlanden und Frankreich braucht ein Reisender, vornehmlich jetzt, nicht erst auf der Karte nachzusehn, oder durch Erkundigung zu erfahren; er bemerkt sie von selbst, ungeachtet er weder in der Sprache *), noch in den Sitten beider Völkerschaften etwas auffallend Unterscheidendes findet. Er bemerkt sie an der Verwandlung der Reisewagen in Kabriolets; an der größern Lebhaftigkeit, Artigkeit, Redlichkeit und Lustigkeit der Leute, die ihm vorkommen; an dem neuen Freiheitszeichen, der Hutschleife, welche Jung und Alt, Vornehme und Geringe, Bürger und Bauern, Priester und Bettler an ihren Hüten und Mützen tragen; vornehmlich an den Gesichtern, welche unter diesen Hüten und Mützen hervorgucken, und auf welchen der Ausdruck von Freude und Stolz über errungene Selbständigkeit und Freiheit ganz unverkennbar liegt. Endlich erinnert ihn daran auch die Fille (das Mädchen) und der Garçon (der Aufwärter) eines jeden Gasthofes oder Posthauses, wobei er absteigt, und worin er irgend etwas, sei's auch nur ein Glas Wasser, genießt. Denn sobald er wieder einsteigen will, macht ihm jene ihren Knicks und sagt: Mon-

*) Denn die Französische Sprache ist in den Oesterreichischen Niederlanden jetzt bei weiten die herrschende; und statt der Flamändischen Mundart, deren der Niederländische gemeine Mann auf dem Lande sich noch bedient, lassen die Französischen Landleute ihre, nicht sehr davon abweichende landschaftliche Sprechart hören.

sieur souvenez-vous de la fille, gedenken Sie des Mädchens, mein Herr! — und hat er mit dieser sich abgefunden, so tritt der Garçon, der nicht selten schon ein alter Kerl ist, hervor, und ruft ihm auch sein Dasein durch die Worte ins Gedächtniß: Monsieur, n'oubliez pas le garçon — vergessen Sie, mein Herr, des Burschen nicht! — Dies souvenez-vous und dies n'oubliez pas hört man überall und so oft, daß es Einem damit geht, wie mit einem Liede, das man mehrmahls hintereinander absingen hörte, und womit man sich nachher unwillkührlich herumträgt, und ohne daran zu denken oder es zu wollen, es in Gedanken nachsingt. Wenn ich jetzt einen Aufwärter, eine Aufwärterinn oder dergleichen zu Gesicht bekomme, so sumset mir schon ihr souvenez-vous und ihr n'oubliez pas vor den Ohren, noch ehe sie es aussprechen. Dieser Gebrauch ist hier überall herrschend; selbst in den Schauspielhäusern findet man ihn. Hier laufen nämlich vor und nach jedem Aufzuge Leute herum, welche Erfrischungen — Orgeade, Limonade, Eis u. s. w. — feil bieten, indem sie mit durchdringender Stimme die zusammengezogenen und verstümmelten Worte: arschimed e gläss! soll heißen: Orgeat, limonade et glace*) ins Haus schreien. Auch diese sogar ermangeln selten, so oft man bezahlt hat, was man ihnen abnahm, durch die Bitte: n'oubliez pas le garçon an ihre eigene Person zu erinnern. Und so bei jeder andern Gelegenheit.

*) Es ist bekannt, daß die Pariser das a fast wie die Engländer, nämlich ä aussprechen. Man hört daher, indem sie glace sagen wollen, gläss, statt Paris (Pari) Päri u. s. w.

Ein Hauptzug in dem Volkssinne der Franzosen, und zwar nicht der schlechteste, ist der, daß sie bei jeder Schwierigkeit oder Unannehmlichkeit, die sich in Geschäften hervorthut, Alles auf eine leichte, gefällige und rechtliche Weise (d'une manière honnête) beizulegen und abzumachen wissen, wobei sie weder den Eigensinn, noch das Mißtrauen gegen Fremde spüren lassen, die man, indem man durch andere Länder reiset, oft auf die unangenehmste Weise erfährt. Am wenigsten werden sie jemahls die Verlegenheit oder Noth eines Fremden sich zu Nutze machen, um eine niedrige Eigennützigkeit durch Prellereien zu befriedigen; und so wie sie selbst in der Regel weit entfernt sind, diese schmutzige und unwürdige Denkart einem rechtlichen Menschen (einem homme comme il faut, d. i. einem anständig Gekleideten) zuzutrauen, so entrüstet sich auch ihr Herz gegen nichts so sehr, als gegen einen Verdacht, der ihnen, wär's auch nur auf die leiseste Art, bei solchen Gelegenheiten geäußert wird. Dieser ihnen eigene Zug von Zartgefühl und Vertrauen, und jenes leichte und gefällige zu machen wissen (savoir faire) bei jeder sich einstellenden Schwierigkeit, kommen einem Reisenden bei mancher Gelegenheit gar trefflich zu Statten. Hier sind ein paar Beispiele, welche dieser Bemerkung zum Belege dienen können.

Es herrscht jetzt in Frankreich ein großer Mangel, wie an klingender Münze überhaupt, so besonders auch an kleinem Gelde, oder Scheidemünze. Das meiste in Umlauf befindliche Geld besteht in Papier (billets de la caisse d'escompte), und von klingender Münze sieht man fast nur Karolinen, ganze und halbe Kronen oder Laubthaler. Die kleineren Münzarten sind äußerst selten. Man geräth daher auf jeder Post in die Verle-

genheit, daß man Das, was man dem Postmeister und dem Postknechte, nebst der fille und dem garçon, zu bezahlen hat, nicht zu machen weiß, weil man selten Einen findet, der so viel Scheidemünze besitzt, daß er den Ueberschuß zurückgeben könnte. Dies würde in jedem andern Lande die unangenehmsten Weitläufigkeiten und Verdrießlichkeiten verursachen. Hier verursacht es keine. Der Postmeister, der Postknecht, sogar die fille und der garçon, ja sogar der Bettler vor der Thür, versichern sogleich, es habe nichts zu sagen, bitten, daß man sich deßhalb nicht beunruhige, verweisen, was man ihnen schuldig bleibt, an den neuen Postknecht, und sind gleich weit entfernt, diesem die Schelmerei, das für sie Empfangene unterzuschlagen, als dem Fremden die Ehrlosigkeit, ihm das Schuldiggebliebene oder Versprochene nicht zu entrichten, zuzutrauen. Nun fügt es sich aber oft, daß man auf der nächsten Raste es eben so unmöglich findet, sich sowol der alten als der neuen Schuld wegen auseinanderzusetzen, weil es auch hier an Scheidemünze fehlt. Jedoch auch dies hat abermahls nichts zu sagen. Jeder verweiset aufs neue seine eigene und seine übernommene Foderung an den neuen Postknecht, und läßt uns abermahls mit der Bitte, uns deßhalb nicht zu beunruhigen, weiter reisen. Und so könnte man, wenn man wollte, oder wenn es die Noth erfoderte, ohne zu bezahlen, durchs ganze Land reisen, und man brauchte die gesammten Foderungen von allen Posten nur dem letzten Postknechte zu entrichten. Das Auffallendste hiebei ist, daß kein Mensch die geringste Aengstlichkeit, das geringste Mißtrauen äußert, oder die geringste Vorsichtigkeitsregel nimmt, um nicht hintergangen zu werden. Der Postmeister und der Postknecht laufen freilich keine Gefahr dabei, weil das nächste Post-

amt ihnen für ihre übertragene Foderung stehen muß; aber wer steht der fille, wer dem garçon und wer dem Bettler dafür, daß der Reisende ihnen das Versprochene schicken werde? Und dennoch sind diese eben so ruhig dabei. Ihr eigenes Gefühl von Ehre verbürgt sich für das Ehrgefühl des Fremden. Dies ist ihre Sicherheit; und diese ist ihnen genug.

Ein zweites Beispiel. Nach Französischer Postordnung müssen drei Reisende vier Pferde nehmen. Nun ist es aber theils nicht gut möglich, theils völlig unnütz und überflüssig, ein so leichtes Fuhrwerk, als ein hiesiges Kabriolet ist, auf so schönen Kunststraßen, als man hier überall findet, mit so vielen Pferden zu bespannen, da man mit zweien so geschwind und gut als möglich fährt, und da, der brancards — der Bäume — wegen, sich vier Pferde nicht wohl vorspannen lassen. Eigensinnige und eigennützige Posthalter würden indeß, besonders wenn sie so viele müßige Pferde, als die hiesigen, im Stalle stehen hätten *), sich die Strenge der Verordnung zu Nutze machen, um dem Fremden so viel Geld abzunehmen, als das Gesetz ihnen erlaubt. Der Französische Posthalter äußert auch hiebei eine billigere Denkart. Er schlägt dem Fremden von freien Stücken den Weg der gütlichen Auseinandersetzung — la voie de l'accommodement — vor. »Wir wollen uns vergleichen,« sagt er; »Sie bezahlen, meine Herren, statt der gesetzmäßigen vier Pferde, nur drei, und ich lasse Sie mit zweien fahren, womit Sie eben so geschwind fortkommen, als wenn ich Ihnen zwanzig vorlegen ließe. So ist Vortheil und Nachtheil gleichmäßig zwischen uns ge-

*) Wir fanden hier bei Einigen über 50, bei Einem sogar 96 Stück.

theilt.« Wer will, der kann auch hievon noch etwas abdingen, und die folgenden Posthalter richten sich, scheint's, nach dem Vertrage, den man mit dem ersten gemacht hat. Wenigstens mußten wir dies daraus schließen, daß wir auf jeder neuen Raste gemeiniglich gefragt wurden, wie wir uns mit dem vorigen Posthalter verglichen hätten? Unsere Aussage darüber wurde auf Treue und Glauben angenommen, und bei dem neuen Vergleiche zum Grunde gelegt.

Von der zarten Empfindlichkeit der Franzosen, sogar der gemeinen Franzosen, bei einem auch noch so leise geäußerten Verdachte gegen ihre Ehrlichkeit, erlebte ich heute folgendes Beispiel. Ich ließ mir ein Kleid anmessen; und als der Schneider, auf meine Frage, wie viel Zeug er dazu gebrauche? mir die benöthigte Ellenzahl genannt hatte, warf ich, wie man in Deutschland wol zu thun pflegt, und ohne zu beleidigen thun darf, mehr scherzend, als im Ernst die Frage hin: wie viel davon für ihn selbst abfiele? Eine edle Röthe färbte in diesem Augenblicke seine Wangen; sein Blick und alle seine Gesichtszüge druckten ein Gemisch von Schmerzen und Unwillen aus; er betheurte dabei seine Unfähigkeit, zu betrügen, auf eine Weise, die mir keinen Zweifel überließ, daß seine Empfindlichkeit nicht die gewöhnliche Grimasse der sogenannten ehrlichen Leute, sondern wahr und aufrichtig sei. Ich hatte genug zu thun, ihn zu überzeugen, daß ich nur gescherzt hätte; und als ich hierauf das Französische Ellenmaß mit dem unsrigen verglich, fand ich wirklich, daß er keinesweges zu viel gefodert hatte. — Aber was machen wir denn schon in Paris? Ich wollte ja heute dir nur von unserer Herreise schreiben; also wieder zurück zu ihr!

Du weißt, daß ich immer der Meinung war, man

könne den Zustand eines Volks, und ob es lange unter Druck geseufzt, oder einer milden Behandlung sich zu erfreuen gehabt habe, ohne seine Geschichte zu kennen, schon mit großer Wahrscheinlichkeit aus den gangbarsten Gesichtsbildungen desselben schließen. In dieser Meinung bin ich, seitdem ich einen Theil des Französischen Landvolks gesehen habe, von neuen bestärkt worden. Trotz dem natürlichen Leichtsinne dieses Volks, der sie alles Ungemach erstaunlich geschwind und leicht verschmerzen läßt; trotz ihrem unerschöpflichen Vorrathe an guter Laune und der ihnen angebornen überwiegenden Neigung zur Lustigkeit, ist mir doch auf dieser ganzen Reise unter dem eigentlichen Landvolke nicht ein einziges Gesicht vorgekommen, aus welchem Wohlbehagen, Zufriedenheit oder gar Fröhlichkeit hervorleuchtete, ungeachtet wir durch viele Dörfer des Sonntags kamen, mithin die Bewohner derselben in festlicher Kleidung und in dem Zustande der Erholung fanden. Zwar sahen wir hier nicht jene von Dummheit, Aberglauben und Unempfindlichkeit starrenden, von Sklaventücken und verbissenem Sklavengrimm verschrobenen und verunstalteten Zerrgesichter, wie man sie bei andern Völkern, die, wie dieses, seit einer langen Reihe von Jahren zur schmählichen Knechtschaft verdammt waren, zu finden gewohnt ist; aber es kam uns doch auch kaum ein einziges schieres, blühendes, von Glückseligkeitsgefühl gefärbtes, und von Gram und Sorgen noch nicht eingedrücktes, noch nicht zusammengezogenes und verbleichtes menschliches Antlitz vor. Deutliche Spuren von überstandener Bedrückung zeigten Alle; aber der gute Stoff, woraus die Natur diese Menschen formte, hat dadurch doch nicht ganz verderbt werden können. Ihr lebhafter Verstand, ihre natürliche Anlage zur Munterkeit, zur Gutmüthigkeit

und zum feinern Ehrgefühl hat sich durchgeschlagen, hat sich dennoch bis auf einen unter solchen Umständen bewundernswürdigen Grad entwickelt, trotz Generalpächter und Unterpächter, trotz der eisernen Ruthe, womit die Zwangsherrschaft überhaupt, und trotz der Schlangen und Skorpionen, womit die adelige und geistliche Herrschelei sie insonderheit unablässig geißelte. Man sieht daher zwar ausgehungerte, blasse und leidende, aber keine widerwärtige, klotzige, dumme und tückische Gesichtsbildungen unter ihnen. Mir wenigstens sind dergleichen, wie ich sie in andern, auf ähnliche Weise verwalteten Staaten bei Hunderten sah, unter dem Französischen Landvolke nirgends vorgekommen. Diese und ähnliche Bemerkungen zwangen mir schon oft den Ausruf ab: was müßte dieses Volk unter andern Völkern sein, wenn es eben so lange, als es unter dem unnatürlichen und zerstörenden Drucke der willkührlichen Gewalt geseufzt hat, sich einer gesetzlichen, weisen und milden Staatsverfassung zu erfreuen gehabt hätte! — und was kann, was muß nunmehr noch jetzt aus ihm werden, da es jene muthig abgeschüttelt und diese zu errichten angefangen hat! Seit Jahrhunderten gemißhandelt, und doch noch so munter, so rasch, so stark und so gut! — und doch noch so viel Zartgefühl für Ehre und angebornes Menschenrecht aufzuweisen zu haben! — und doch noch im Besitz einer Vollkraft zu sein, wodurch es in diesen Tagen ganz Europa in Erstaunen gesetzt hat! Es kann nicht fehlen, dieses Volk muß, wenn es anders mit dem angefangenen großen Werke seiner bürgerlichen Wiedergeburt zu Stande kommen wird, eins der aufgeklärtesten, edelsten, besten und glücklichsten auf Gottes Erdboden werden!

Die Wohnungen der Landleute in den von der Haupt-

stadt entfernten Landschaften, sind häufig im eigentlichen Verstande Hütten — Ställe könnte ich sagen, ohne daß mich Jemand der Uebertreibung zeihen dürfte; denn ich habe anderwärts wirklich Schweine- und Kuhställe gesehn, die mit den armseligen kleinen, aus Lehm errichteten Hütten, die, wenigstens auf den der Straße zugewandten Seiten, nicht ein einziges Fensterchen oder Luftloch haben, verglichen, für Prachtgebäude gelten könnten. In einem höchstwiderlichen und schauderhaften Abstiche mit diesen armseligen Wohnungen stehen in einigen Dörfern, wie z. B. in dem Markisat Soucou zwischen Peronne und Port St. Marence, die Paläste der üppigen und übermüthigen Tirannen der armen Landleute, mit Prachtgärten und allem Zubehör von Lustanlagen umgeben — gleichsam um dem Elende Derer, durch deren sauern Schweiß dies Alles für sie hervorgebracht wurde, öffentlich Hohn zu sprechen! Und wenn man nun vollends sich hier erzählen läßt, mit welcher Unempfindlichkeit diese kleinen Tirannen, die adeligen Gutsherren und die geistlichen Pfründenbesitzer, den oft so drückenden Mangel ihrer armen Sklaven ansahn, ohne ihnen, zur Erleichterung desselben, von ihrem eigenen Ueberflusse auch nur das Mindeste zufließen zu lassen; und mit welcher Härte und Unmenschlichkeit sie dieselben oft zur Entrichtung ihrer schweren Abgaben und zur Vollbringung ihrer schweren Frohnarbeiten antreiben ließen; — dann empört sich jedes menschlich gesinnte Herz gegen diese schwelgenden und fühllosen Unterdrücker ihrer Brüder; man freut sich der angefangenen Erlösung der Bedrückten, und man möchte gemeinschaftliche Sache mit ihnen machen, um die willkührliche Zwangsherrschaft von Grund aus zu vertilgen!

Die Kleidung des Französischen Landvolks entspricht

seinem Volkssinne. Sie ist leicht und durchgängig von lebhaften Farben. Die weiße Farbe ist für beide Geschlechter die gewöhnlichste, wozu beim männlichen noch rothe oder hellblaue Unterkleider, beim weiblichen rothe Schürzen kommen. Auf dem Kopfe tragen die Weiber durchgängig weiße Hauben.

Ein gewisses Thier, welches bei uns, ich weiß nicht warum, eine so lächerliche und verächtliche Rolle spielt, daß man sich fast scheuet, seinen Namen auszusprechen, wird in Frankreich besser geschätzt. Ich meine den Esel. Dies eben so genügsame als nützliche Geschöpf ist bei den hiesigen Landleuten mit Recht sehr beliebt, und sie scheinen fast alle Geschäfte, wozu man sonst Pferde gebraucht, sehr gut und vortheilhaft damit zu verrichten. Auf den Landstraßen sieht man — die Posten und Frachtwagen abgerechnet, welche durchgängig mit Pferden bespannt sind — keine andere Lastthiere, als diese. Sie bedienen sich ihrer zum Reiten sowol, als auch zur Fortschaffung der Landeserzeugnisse nach den Städten. Selbst rechtliche Männer und wohlgekleidete Frauenzimmer sieht man häufig darauf einherreiten.

Die beträchtlichsten Städte, durch welche wir kamen, sind Valenciennes, Cambray, Peronne und Senlis. Die erste ist die wichtigste. Sie hat beinahe den Umfang unsers Braunschweig; an Volksmenge mag sie es übertreffen. Alle diese Städte haben jetzt ein sehr lebhaftes, kriegerisches und freibürgerliches Ansehen. Erst seit einigen Tagen hat man daselbst zu den Waffen gegriffen und, nach dem Beispiele der Pariser, sich für frei erklärt. Alles ist daher noch in dem Zustande der ungewöhnlichen Seelenerhebung, in einer Art von Rausch; denn der schnelle und kaum gehoffte Uebergang von der Sklaverei zur Freiheit, von der hoffnungslosen Ver-

zweiflung zum überschwänglichen Entzücken, hervorgebracht hat. Die Straßen wimmeln von frohlockenden Weibern und Kindern, die Thore und öffentlichen Plätze von bewaffneten Männern und Jünglingen. Ueberall Trommellärm und Waffengeklirr, überall die eilfertigsten und kräftigsten Vorkehrungen zur Behauptung der neuen Freiheit und zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit. Sogar Knaben — kaum groß und stark genug, eine Flinte zu tragen — unterstützen den Eifer ihrer Väter und nehmen Theil daran. An dem Thore von Senlis fanden wir einen solchen, der wol nicht über zehn bis elf Jahr alt sein konnte, Schildwache stehn; und wir wurden mit einer Vorsicht und mit einem Ernste von ihm befragt, die uns Achtung für ihn einflößten.

Zu Valenciennes hatte man eben zwei unglückliche Bauern aufgeknüpft, die, im Taumel der Freude über den plötzlichen Sturz ihrer Tirannen, sich hatten beikommen lassen, gegen einen benachbarten Hochgeistlichen oder Prälaten, dessen Lehnleute sie waren, Gewaltthätigkeiten zu verüben. Die Hinrichtung war vorbei, aber der große Marktplatz, auf dem man sie verrichtet hatte, wimmelte noch von Bewaffneten und von Volk. Unter demselben ging eine schwarz vermummte Gestalt, ein sogenannter barmherziger Bruder, mit einer Büchse umher und sammelte Almosen für die Seelenruhe der Gehenkten, d. i. für die leibliche Ruhe und Schwelgerei der Mönche, die den Pöbel überredet haben, daß sie die Armesünderseelen durch ihre Messen aus dem Fegefeuer und aus der Hölle selbst loszubeten vermögen. Ein bewaffneter Bürger, der uns am Thore mitgegeben wurde, führte uns durch das Volksgewimmel nach dem Stadthause, allwo wir dem daselbst befindlichen Abgeordneten der Bürgerschaft unsere Pässe

vorzeigen mußten, um sie von demselben unterschreiben zu lassen. Hier wurden wir auch, und zwar auf öffentlicher Straße, und zwar von der Hand eines jungen Mädchens, mit dem Freiheitszeichen, der dreifarbigen Hutschleife, geschmückt. Kaum hatten wir diese am Hute, so sahen wir uns für Schutzgenossen der freigewordenen Völkerschaft an, und gingen als solche, ohne alle Besorgniß, und ohne Begleiter, überall umher, um die Stadt und das wallende Volksgetümmel in Augenschein zu nehmen.

Auf dem Marktplatze steht ein Werk der Schmeichelei, welches mit dem nunmehrigen Zustande dieses Volks einen gar lächerlichen Abstich macht. Es ist eine Bildsäule von weißem Marmor, welche das Andenken des schlaffen, unfähigen und von Lustdirnen beherrschten Ludwigs XV. verewigen soll. Schon der bloße Anblick einer Bildsäule dieses Königs auf einem Platze, der von freigewordenen Menschen wimmelt, hat etwas Auffallendes; aber die übermüthige, stolze, gebietende und fast drohende Stellung, worin der Künstler den schwachen Herrscher dargestellt hat, verglichen mit der Lage, worin sein besserer Nachfolger sich jetzt befindet, giebt ihr vollends ein lächerliches Ansehn. Ich vermuthe, daß diese Bildsäule hier die längste Zeit einem Volke Hohn gesprochen hat, welches Derjenige, den sie vorstellt, in so tiefes Elend stürzen half.

In der hiesigen Lieben-Frauenkirche — l'église de Notre-Dame — fanden wir eine Art von Vestalinn, eine alte, wenigstens siebzigjährige Frau, die eine Art von heiligem Feuer, eine brennende Kerze unter einem Marienbilde, unterhalten muß. Um nicht müßig dabei zu sein, hatte sie ihr Spinnrad bei sich und spann — in der Kirche. Ich glaubte diese geringfügige Bemer-

kung, als ein Pröbchen von Französischer Thätigkeitsliebe, wol auch für dich aufschreiben zu dürfen.

Zu Senlis, einer hübsch gelegenen und ganz artigen bischöflichen Stadt von mäßigem Umfange, wurde uns der erste sinnliche Genuß von den Früchten der neuen Französischen Freiheit gewährt. Man setzte uns nämlich ein gebratnes Kaninchen, aus den jetzt preisgegebenen Forsten des Prinzen Condé, vor, dessen Jagden vormahls als ein Heiligthum bewacht wurden, und worin jeder auch noch so unbedeutende Jagdraub nichts Geringeres als Galeerenstrafe nach sich zog. Jetzt, nachdem der Prinz mit allen übrigen Französischen Unterkönigen die Flucht ergriffen hat, stehn sie offen, und Jeder schießt oder fängt, was er will und kann. Diese herrlichen Waldungen sind Thiergärten im eigentlichsten Sinne des Worts. Denn man hat sie nicht nur durch Baumreihen und Englische Gartenanlagen zu Lustwäldern eingerichtet, sondern sie wimmeln auch von allerlei Arten von Wild. Nach einigen Monaten werden sie nicht mehr davon wimmeln.

Der Weg von Senlis nach Paris, der noch vierzehn Französische Meilen beträgt, ist überaus schön und anmuthig. Eine herrliche Kunststraße, von hohen Ulmen beschattet; überall reiche, vortrefflich angebaute, mit herrschaftlichen Gutshäusern, und mit schimmernden Dörfern, welche Städte zu sein scheinen, dicht besäete Landschaften, in welchen die mit Ulmenreihen bepflanzten Straßen sich durchkreuzen; zur Rechten eine Reihe von Bergen und Anhöhen, mit Schlössern, Klöstern und Dörfern bedeckt, weiter hin die Stadt St. Denys mit ihrer ehrwürdigen Domkirche; dann die Rückseiten der nahe vor Paris liegenden Anhöhen Montmartre und Menilmontant, mit Sommerhäusern zum Ver-

gnügen reicher Pariser bepflanzt, und endlich von Paris selbst, dessen Annäherung man bei jedem Schritte stärker ahnet, ohne es zu sehen, die erhabene Kuppel des Invalidenhauses, die über die ganze Stadt majestätisch emporragt, und die Aussichten zwischen den beiden unabsehlich langen Baumreihen der Kunststraße, auf der man fährt, am fernen Gesichtskreise sehr mahlerisch begrenzt; — alle diese großen, reichen und prächtigen Landschaften, nebst der Erwartung der noch größern und prächtigeren Dinge, die da kommen sollen, spannen und erhitzen die Einbildungskraft des Ankommenden immer stärker, bis er endlich, ohne den eigentlichen Eintritt gemerkt zu haben, sich plötzlich zwischen den ersten, nicht sehr schönen Häuserreihen der Vorstadt sieht, und allmählig sich wieder abzukühlen Gelegenheit findet.

Und nun, liebe Lotte, genug für heute! Eigentliche Briefe mußt du nun künftig nicht mehr, wenigstens so oft nicht mehr, als bisher, von mir erwarten. Wir stehen jetzt am Gestade des großen Pariser Weltmeers, und sehen schwindelnd in dasselbe hinab; morgen stürzen wir selbst, Kopf über Kopf unter, hinein, und überlassen uns den schaukelnden Wogen desselben. Daß da, wenigstens in den ersten Tagen, nicht viel Zeit, noch weniger Lust zum Briefschreiben übrig bleiben werde, kannst du denken. Indeß will ich jede Ruhestunde und jeden Theil der Nacht, den ich dem Schlafe abknappen kann, dazu anwenden, diejenigen Bemerkungen für euch zu Papiere zu bringen, von welchen ich glauben darf, daß ihr sie nicht ungern lesen werdet; und diese werde ich dann wöchentlich, in besondern Auszügen aus meinem allgemeinen Tagebuche, so unter euch vertheilen, wie es mir paßlich scheinen wird. Lebe wohl, mein gutes Kind!

Neunter Brief.

Päris, den 8. Aug. 1789.

Hier, liebe Tochter, hast du die erste Lieferung aus meinem Pariser Tagebuche. Aber damit es deiner Einbildungskraft leichter werde, mich auf meinen Tagereisen durch das Innere dieser riesenmäßigen Stadt zu begleiten, so muß ich dir das Ungeheuer wol erst im Allgemeinen — versteht sich nur mit Kohlenstrichen — ein wenig vorzeichnen.

Wenn man die ehemahligen Wälle von Paris (les boulevards), die aber jetzt nicht Wälle mehr, sondern eine kreisförmige, ungeheuer lange Straße innerhalb der Stadt sind, zur eigentlichen Grenze derselben annehmen wollte, so würde ihr Umriß beinahe zirkelförmig sein. Nimmt man aber Alles, was in neuern Zeiten außerhalb dieser Boulevards, an Vorstädten, einzelnen Straßen und Plätzen hinzugekommen ist, mit dazu, so wird man ihre Form nur dann erst angeben können, wenn das große Werk der Einschließung dieses ungeheuern Orts, durch eine Mauer, ganz vollendet sein wird. Uebersieht man dies erstaunliche Ganze, so wie es jetzt ist, von einer Anhöhe oder von einem Thurme, so kann man gar nicht sagen, wo es anfängt, und wo es aufhört. Die ganze Gegend umher, so weit das Auge reicht, ist dergestalt mit Gebäuden aller Art besäet, daß man fast keine Begrenzung der Stadt unterscheiden kann, und daß man sie beinahe für unermeßlich halten muß. Sogar verschiedene, meilenweit entlegene Lustschlösser, Städte und Dörfer, z. B. Meudon, Seve, St. Cloud, Passy, St. Denys u. s. w., scheinen mit

ihr zusammenzuhangen, und entferntere Theile von ihr zu sein. Versailles selbst ist, wenn man von Paris aus dahin fährt, ungeachtet es vier Französische Meilen weit davon entfernt ist, in diesem Falle, weil man den Weg dahin mehr für eine Stadtstraße, als für eine Landstraße zu nehmen geneigt ist, indem er nicht nur fast überall mit Gebäuden eingefaßt, sondern auch mit Scheinwerfern (Reverbères) zur nächtlichen Erleuchtung behängt ist. Der Durchschnitt zwischen zwei entgegengesetzten Schlagbäumen (Barrières) — den jetzigen Thoren der Stadt — beträgt eine starke Deutsche Meile.

Unsere Deutschen Staatsgelehrten geben die Volksmenge von Paris auf 7 — 800,000 an. Die Pariser selbst nehmen den Mund viel voller. Sie schätzen sich mit Inbegriff der Fremden, die sie im Durchschnitt zu 150,000 annehmen, auf 1,130,452, worunter man nicht weniger als 200,000 Arme zählt *). Man versichert

*) Nouvelle Description des curiosités de Paris. T. I. p. 6. Mercier, im Tableau de Paris, nimmt an einer Stelle auch nur 800,000, an einer andern aber gegen eine Million an. Büffon berechnet die jährliche Zahl der Gestorbenen im Durchschnitt auf 20,000, und bringt hierauf, indem er auf 35 Lebende einen Todten rechnet, nur eine Volksmenge von 700,000 heraus. Allein diese Berechnung ist auf jeden Fall gewiß falsch, weil in einem so ungeheuern Menschenschlunde, als Paris ist, die Sterblichkeit nothwendig viel größer sein muß. Entweder ist also die Zahl der jährlich Verstorbenen im Durchschnitt beträchtlicher, oder die gesammte Volksmenge könnte nicht über 600,000 sein. So wird sie vom Abbé Expilly auch wirklich angegeben, der dabei die Listen der Gebornen zu Grunde legt, indem er sehr willkührlich auf ein neugebornes Kind dreißig Einwohner rechnet, in welcher Rechnung nicht nur die Juden, sondern auch Alle, die schon getauft sich nach Paris verpflanzen, fehlen.

nämlich, daß 780,452 die letzte Kopfsteuer entrichtet haben, und wenn man zu diesen die angegebenen Zahlen der Fremden und der Armen hinzurechnet, so kommt die behauptete ungeheure Summe heraus.

Man zählt in dieser unermeßlichen Stadt gegen 1000 Straßen, über 50,000 Häuser, und unter diesen über 500 Paläste, 146 Klöster und Abteien, 26 Verpflegungshäuser, 46 Pfarr- und zwanzig andere Kirchen, außer den unzählbaren Kirchen und Kapellen der Klöster u. s. w.; ein Heer von 200,000 männlichen und weiblichen Dienstboten; ein anderes von 15,200 Haarkräuselern *); 20,000 Wasserträger, 1500 Miethkutscher, außer 13,000 eigenen Kutschern; 200,000 Hunde, welche die Franzosen, noch mehr die Französinnen, leidenschaftlich lieben **); eben so viele Katzen, und eben so viele Singvögel, Papageien und Affen. Diese Angaben mögen deiner Einbildungskraft zum Maßstabe dienen, um dir von der Größe und der Volksmenge dieser Stadt eine ungefähre Vorstellung zu machen.

Die Breite der allermeisten Straßen steht mit dem darauf herrschenden erstaunlichen Menschengewühl von Fußgängern, Fahrenden und Reitenden in gar schlechtem Verhältniß; eben so mit der unförmlichen Höhe

---

*) Nämlich 1200 Meister, 6000 Gesellen und Lehrbursche, 200 Unzünftige, die diese edle Kunst, mit Gefahr, dafür ins Bicêtre eingesperrt zu werden, heimlich treiben, und 6000, die zugleich Bediente sind. Mercier.

**) Man fragte einst einen hiesigen Armen, der sein erbetteltes Brot mit einem treuen Hunde theilte: warum er diesen nicht lieber abschaffe? »Ihn abschaffen?« antwortete der arme Mann; »und wer sollte dann mich lieben?« Ein Zug, den der Hr. v. Kotzebue in seinem Schauspiele: Menschenhaß und Reue, sehr geschickt benützt hat.

der sie einschließenden Häuser. Diese sind fast durchgängig fünf bis sieben Stockwerke hoch, und überdas noch mit vielen, hoch emporragenden und durch Mauerwerk vereinigten Schorsteinen gekrönt, welche ihnen vollends ein unförmliches, riesenmäßiges Ansehn geben. Das Pflaster ist vortrefflich — gewesen; auch jetzt noch so gut, als es in einer solchen Stadt, und unter einem solchen Straßengewimmel, auch bei der sorgfältigsten Unterhaltung bleiben kann. Ebendieses muß ich von der Straßenreinigung sagen. Es ist schlechterdings unmöglich, daß diese in einer so großen, so engen und so volkreichen Stadt eben so musterhaft, als an einem kleinern und menschenleeren Orte sei. So groß und mannichfaltig daher die Anstalten, die zu diesem Behuf hier getroffen worden, auch immer sein mögen, so wandelt man doch fast überall, bei trockener Witterung in erstickenden Staubwolken, und bei Regenwetter in einem Straßenkothe, der so schlüpfrig als Butter und zugleich so stinkend ist, daß man den duftreichen Herren und Damen, welchen man begegnet, für den Dunstkreis von Wohlgerüchen, den sie mit sich führen, wirklich danken muß.

Die nächtliche Erleuchtung wird hier nicht durch gewöhnliche Laternen, sondern durch sogenannte Scheinwerfer (Reverbères), d. i. durch eine Art von Laternen beschafft, welche an einem quer über die Straße gezogenen Stricke in freier Luft hangen, und auf jeder Seite hinter der Lampe mit einem wohlgeglätteten Bleche versehen sind, welches die Lichtstrahlen zurückwirft. Der Vortheil, den diese Einrichtung gewährt, ist augenscheinlich, denn die Zahl dieser Scheinwerfer soll nicht einmahl den sechsten Theil der ehemahligen Laternenzahl betragen, weil sie 50 — 80 Schritte aus-

einanderhangen. Und doch gesteht Jedermann, daß die Erleuchtung jetzt viel besser ist, als ehemahls.

Wir wohnen hier beinahe in dem Mittelpunkte der Stadt, unfern der neuen Brücke — Pont neuf — in der sogenannten Vorstadt St. Germain, die aber schon lange keine Vorstadt mehr, sondern ein beträchtlicher Theil der Stadt ist; dennoch kannst du dir kaum vorstellen, was für lange und beschwerliche Tagereisen wir von diesem Mittelpunkte aus täglich anstellen müssen, um die Stadt nach ihren verschiedenen Theilen und deren vorzüglichste Merkwürdigkeiten kennen zu lernen. Wir haben unglücklicher Weise gerade sehr heißes Wetter, und leiden daher in den engen, dumpfigen und volkreichen Straßen von Hitze, Drang, Staub und häßlichen Gerüchen mehr als ich dir beschreiben kann. Wir wandern nämlich gewöhnlich, wie du denken kannst, zu Fuß, theils weil man aus Kutschenfenstern heraus wenig und schlecht beobachtet, theils weil hier das Fahren für Leute comme il faut, die sich nicht gern in einen schmutzigen Fiaker einpacken, gar zu theuer ist *). Nun hat aber das Straßengehn in Paris seine eigenen Schwierigkeiten und Gefahren, weil man, um nicht gestoßen, getreten, übergefahren oder übergeritten zu werden, die Augen überall haben, sich wie ein Aal durchwinden, und wie ein Frosch hin und her hüpfen muß **).

---

*) Ein rechtlicher Miethswagen kostet nämlich, mit Inbegriff des Trinkgeldes, für den halben Tag 12 Liv. d. i. 3 Thlr., für den ganzen 18 Liv. d. i. 4 Thlr 12 Ggr.

**) Die Zahl der Menschen, die durch Ueberfahren, Ueberreiten, Stoßen u. s. w. alljährlich in Paris verletzt wird, muß sehr beträchtlich sein; denn da man hier auf den

Die Pariser haben hierin eine besondere Geschicklichkeit; und man muß hier — man mag wollen oder nicht — es ihnen darin gleich zu thun suchen. Wie sehr dies aber ermüdet und erhitzt, davon kannst du dir kaum eine Vorstellung machen. Einige hundert Schritte sind hinreichend, den stärksten Mann in Schweiß zu bringen. Und wir — mache uns einen Knicks, liebe Lotte, wir verdienen ihn — lassen wol selten einen Tag vergehen, ohne auf diesen drangvollen Straßen zwei bis drei Deutsche Meilen zurückzulegen. Zum Glücke für mich liegen die Badehäuser, deren man hier unter öffentlicher Aufsicht viele angelegt hat, nicht weit von unserer Wohnung; und diese vermögen bei mir, wann ich mich erschöpft fühle, völlig eben so viel, wo nicht mehr, als der

---

Seiten der Straße keine Fußwege hat, wo man vor Wagen und Pferden sicher wäre, so ist es oft unmöglich, der Gefahr zu entkommen. Ich selbst bin der Achse eines dicht an den Häusern vorbeirollenden Wagens oft nur durch den glücklichen Umstand entwischt, daß ich noch eben zu rechter Zeit eine Thür erreichte. Der berühmte Tournefort büßte auf diese Weise beim Zuhausegehen aus der Akademie sein Leben ein, nachdem er alle Gefahren einer langen Reise durch Griechenland, Asien und Afrika glücklich überstanden hatte. Die Achse eines Karrens quetschte ihn an eine Mauer, weil er keine Gelegenheit fand, ihr zu entfliehen. — Die meiste Gefahr rührt von den schnellrollenden Wiski's und Cabriolets her, die Einem oft so plötzlich und schnell mitten im größten Volksgetümmel auf den Leib kommen, daß man ihnen nur durch einen glücklichen Sprung entgeht. »Wenn ich Polizeidirektor wäre,« sagte daher einst Ludwig XV., »so verböte ich die Kabriolets;« ein Wort, das eines so schlaffen und unthätigen Fürsten, der Andere für sich herrschen ließ, vollkommen würdig war.

beste Wiederhersteller — Restaurateur *) — am Palais royal.

Willst du dir ein Bild von dem täglichen Straßengewühl von Paris machen? Denke dir unser Braunschweig zur Zeit der Messe, in denjenigen Theilen desselben, wo das Meßgetümmel am größten zu sein pflegt. Ganz Paris scheint ein allgemeiner und unaufhörlicher Jahrmarkt zu sein. Fast alle Häuser — die Kirchen und andere öffentliche Gebäude ausgenommen — haben im untersten Geschoß entweder Kramläden oder Werkstätten, worin bei offenen Thüren und Fenstern gearbeitet wird. Auf allen öffentlichen Plätzen, und wo nur ein Raum oder Räumchen sich findet, das vor Wagen und Pferden sicher liegt, wird auf einem Tische oder in einer kleinen Bude irgend etwas feil geboten oder zum Ansehn ausgerufen. Es ist kein menschliches Bedürfniß, von dem gröbsten an bis zu dem feinsten hinauf, zu erdenken, wofür man hier nicht Befriedigung, Rath oder Hülfe findet. Und um Dasjenige, was man bedarf, aufzusuchen, braucht man keinen Führer, braucht man nicht einmal Erkundigung einzuziehn: es ist genug, eine Straße entlang zu gehn, und die tausend groß geschriebenen Inschriften, mit welchen die Mauern oder Wände der meisten Gebäude fast ganz bedeckt sind, durchzumustern, um ein Haus zu treffen, worin Das, was man begehrt, zu haben ist. Auch alle Arten von Possenreißern, Gauklern, Taschenspielern und Marktschreiern, die sich bei uns nur zur Meßzeit einfinden, sieht man hier tagtäglich in allen Theilen der Stadt,

*) So nennen sich hier die vornehmern Speisewirthe, besonders diejenigen, die unter den Bogengängen des Palais royal wohnen.

besonders auf den größern Plätzen und den Kajen längs der Ufer der Seine hin, und auf den Boulevards. Hier hat ein Drahtpuppenspieler, der die Eroberung der Bastille, oder eine andere wichtige Staatsbegebenheit aufführt, dort ein Taschenspieler seine Bühne aufgeschlagen. Weiterhin steht ein Zahnarzt aus, welcher der ihn umringenden Versammlung prächtige Reden hält, die er mit allen Figuren schmückt und mit einem Anstande und mit einer Handsprache (Gesten) begleitet, als man sie bei unsern Schulübungen im Reden selten zu sehen pflegt, Hier werden ausländische Thiere, dort andere Seltenheiten der Natur oder Kunst gezeigt. Einige Schritte weiter hin stößt man auf einen Kunstmann, der auf öffentlicher Straße spielt und singt, und den Inhalt seiner Romanze zugleich bühnenmäßig darstellt. Kaum wendet man sich von diesem weg, so kommt ein Savoyarde und ladet zu den Künsten seines Murmelthiers ein. Ein anderer hat einen Vogel am Faden, den er für einen Liard in der Luft flattern, vielleicht auch andere Künste machen läßt. Wohin man kommt, wohin man sieht, da erblickt man etwas dieser Art; und da die Franzosen die neugierigsten Geschöpfe von der Welt sind, so geht nicht leicht Jemand vorüber, ohne wenigstens einige Augenblicke dabei zu verweilen, um erst zu sehen, was man da eigentlich vorhabe. Daher ist Jeder dieser Gaukler und Kunstmänner zu jeder Tageszeit mit einer großen Menge umgeben, worunter man oft mit Befremden die wohlgekleidetsten und artigsten Leute beiderlei Geschlechts unterscheidet, welchen wol Keiner zugetraut hätte, daß sie an Armseligkeiten dieser Art Geschmack finden könnten.

Einige Eigenthümlichkeiten, wodurch die Franzosen sich nicht bloß von uns Deutschen, sondern von allen

Völkern in der Welt unterscheiden, springen einem Ausländer, gleich auf der ersten besten Straße, die er durchwandert, so stark und abstechend in die Augen, daß man blind sein müßte, um nicht davon berührt zu werden. Dies gilt besonders von der lebhaften Sinnes- und Handlungsart der Franzosen, und von ihrer bewundernswürdigen Artigkeit, die sich bis durch die allerunterste Klasse, welche man Pöbel nennt, so allgemein verbreitet hat, als ich es sonst nirgends gefunden habe. Vergleicht man Paris in dieser Rücksicht mit einigen unserer volkreichsten Deutschen Städte, so ist der Unterschied der auffallendste, den man sich nur denken kann; ein Unterschied wie zwischen Schwarz und Weiß, zwischen Tag und Nacht. Noch soll ich hier das erste Beispiel eines unziemenden, pöbelhaften Betragens sehen; noch das erste scheltende, zankende oder schimpfende Wort bei dem größten Volksgedränge hören! Und doch kann man in manchem Theile der Stadt kaum zehn Schritte gehen, ohne Jemand zu drängen, anzustoßen oder auf den Fuß zu treten! Aber da ist der Eine, den man stieß oder trat, mit seinem Excusez, Monsieur! (entschuldigen Sie!) eben so geschwind, als der Andere mit seinem Pardonnez, Monsieur! (um Verzeihung!) da; Beide machen sich eine Verbeugung, und die Sache ist abgethan. Fahren sich zwei einander entgegenkommende Wagen fest, so hat das abermahls eben so wenig zu sagen. In Deutschen Städten hört man bei solchen Gelegenheiten augenblicklich ein Donnerwetter von Schimpfwörtern und Flüchen aus dem Munde der Kutscher fahren; hier sagt höchstens Einer zum Andern: Vous m'embarrassez bien, Monsieur! (Sie setzen mich in Verlegenheit, mein Herr!) oder Camarade, vous venez très-mal àpropos (Ihr kommt mir sehr

zur ungelegenen Zeit, Kamerad!) und dann berathschlagt man sich in größter Ruhe und Freundlichkeit über die Art aus einander zu kommen. — Der zweite von mir angegebene Zug, die außerordentliche Lebhaftigkeit der Franzosen im Empfinden, Reden und Handeln ist dem Fremden eben so auffallend. Unter Tausenden, die man über die neue Brücke strömen sieht, unter zwanzig oder dreißig Tausenden, die in den Tuilerien oder auf den Boulevards wimmeln, erblickt man kaum Einen, der langsam einherschleicht, und kaum Einen, dessen Zunge nicht zugleich in unaufhörlich lebhafter Bewegung ist. Gehen Zwei oder Drei mit einander, so reißt der Faden ihrer Unterhaltung nimmer ab; wer sie vorbeigehn sieht, sollte glauben, daß sie den wichtigsten Rechtshandel unter sich auszumachen hätten, und ihr Gespräch betrifft vielleicht eine so große Armseligkeit, daß ein Deutscher kaum drei Worte darüber zu sprechen wüßte, oder darüber zu sprechen würdigte. Geht Einer allein, so singt, brummt oder pfeift er sich wenigstens etwas vor. Gänzliche Stille und Ruhe ist dem Franzosen Zernichtung; er sperrt sich dagegen, wie wir gegen den Tod.

Auch dies giebt dem Straßengewühl in Paris eine Eigenthümlichkeit, die es in keinem andern Lande hat; es ist hier nämlich lebhafter und lauter, als irgendwo. Alles läuft und hüpft, statt zu gehen; Alle sprechen, schreien, singen oder pfeifen, statt, wie bei uns, größtentheils stillschweigend einherzuschreiten. Dazu kommt eine unendliche Menge von Bücherausrufern (colporteurs) und andern Verkäufern, welche alle ihre Kräfte anstrengen, um den Straßenlärm zu überschreien, und ihn dadurch um so viel größer und betäubender machen.

Jetzt ist nun vollends des Gewimmels, Getümmels

und Lärmens auf den Straßen und öffentlichen Plätzen kein Maß und kein Ende. Das Anziehende, welches die noch fortdauernden merkwürdigen Auftritte der angefangenen Staatsumwälzung für Jedermann, für den Knaben wie für den Greis, für den Laien wie für den Priester, für den Packträger wie für den Rentner, für das weibliche wie für das männliche Geschlecht haben, lockt Jedermann aus dem Hause auf die Straßen und öffentlichen Plätze, um Alles, was vorgeht, mit eigenen Augen zu sehn, um an den öffentlichen Kampfgesprächen und Berathschlagungen Theil zu nehmen, um überall selbst mitzuwirken und zu helfen, daß die kühn errungene Freiheit behauptet und befestiget werde. Da entstehen nun auf den Straßen, Kajen und öffentlichen Plätzen, besonders bei allen Eckhäusern und öffentlichen Gebäuden, deren Mauern mit Bekanntmachungszetteln (Affiches) aller Art täglich ganz bedeckt werden, große und dichte Menschenhaufen, die vom Morgen bis an den Abend die nämlichen zu bleiben scheinen, ungeachtet sie in jeder Minute durch Abgehende und Hinzutretende verändert werden, gleich einem Wasserbehälter mit Zufluß und Abfluß, dessen unaufhörliche Veränderung dem Auge des Zuschauers verborgen bleibt. Dabei sieht man überall bewaffnete Bürger mit Gardisten und andern Soldaten, die zur Bürgerschaft übergetreten sind, untermengt, bald zur Wache aufziehen, bald als Streifwache (Patrouillen) die Straßen durchwandern, bald als Bedeckung irgend einen feierlichen Aufzug begleiten. Das damit verbundene Trommeln, Pfeifen, Blasen, Läuten und Kanonenschießen, nimmt fast kein Ende.

Und mitten in diesem geräuschvollen, kriegerischen und brausenden Menschenstrome schwimmt der harmlose

Fremde so ruhig, so ungekränkt und sicher umher, wie die Ente — oder wenn du lieber ein edleres Thier zur Vergleichung willst — wie der Schwan auf dem eingehägten Gartenteiche seines Herrn, wo Niemand ihn beunruhigen darf. Wir stürzen uns überall — auf der Place de Grève, in den Tuilerien, auf den Boulevards und im Palais royal — ohne alle Besorgniß, in die dicksten Menschenmassen hinein, und lassen von dem Strome uns forttreiben, ohne jemahls, mitten im stärksten Gedränge, auch nur ein einziges unangenehmes Wort zu hören, vielweniger eine ungerechte und gewaltthätige Behandlung zu erfahren. Freilich kommt es uns hiebei sehr zu Statten, daß man uns durchgängig nicht für Deutsche, sondern für Engländer nimmt. Bei dem Worte Deutscher dachten die Pariser sich schon lange einen steifen, linkbeinigen und abgeschmackten Kerl, der durch eine plumpe Großthuerei den Mann von Wichtigkeit, und durch verunglückende Nachäffung der Französischen Artigkeit den Mann von Welt und Lebensart zu machen meint. Solcher Zerrbilder hatte man hier, unter dem Namen Deutscher Barone, von Zeit zu Zeit so viele gesehn und belacht, daß man endlich den bloßen Namen schon possirlich und in hohem Grade lächerlich fand. Jetzt haben die Deutschen es vollends auf lange Zeit bei ihnen verdorben. Seitdem nämlich in den ersten Tagen der Umwälzung ein dem Französischen Heere einverleibtes Deutsches Regiment, Royal Allemand genannt, wider die empörten Bürger und ihre Freunde, die Französische Leibwache, für die Sache des Hofes focht, denkt man sich bei dem Worte Deutscher, zu dem schon vorher herrschenden Begriffe eines dummen und lächerlichen Kerls, noch den eines feilen Fürstenknechts hinzu, der sich

dem Meistbietenden verkauft, und sich von ihm gebrauchen läßt, wozu ihn dieser gebrauchen will. Wenn man daher hier jetzt einen Ausländer sieht, auf den diese Begriffe nicht zu passen scheinen, so nimmt man ihn, ohne erst zu fragen, für einen Engländer. Daß er kein Deutscher sein könne, hält man auf den ersten Blick für ausgemacht. Dies geht so weit, daß man zuweilen sogar unser demüthiges Bekenntniß, daß wir Deutsche seien, nicht glauben will. Einer lachte mir vor einigen Tagen dabei ins Angesicht, und sagte: Vous badinez, Monsieur — Sie scherzen, mein Herr! Alles, was man uns in solchen Fällen allenfalls nachgiebt, ist, daß man uns, wenn wir die Ehre, Engländer zu sein, von uns ablehnen, für Irländer hält. In meinem Tagebuche wirst du noch einige hiehergehörige Bemerkungen finden. Hier ist nun der Anfang desselben.

Auszug
aus
meinem Pariser Tagebuche.

Den 4ten August.

Da es uns in den ersten Tagen unsers Hierseins nur erst darum zu thun ist, uns finden zu lernen, so überlassen wir uns der Führung unsers Lohnbedienten — la Jeunesse genannt — und folgen ihm, wohin er uns zu führen gut findet. Dieser muß nun alle Abende einen ordentlichen Plan zu den Wanderungen des folgenden Tages machen, den er gewöhnlich mit den Worten beschließt: cela fera une bonne matinée — das wird ein gut Stück Morgenarbeit sein — so wie er bei jedem Gebäude und bei jeder sonstigen Merkwürdigkeit, die er uns für den folgenden Tag verheißt, nie die Versicherung ausläßt: c'est le plus beau morceau qu'on puisse voir à Paris — es ist das Schönste, was man in Paris sehen kann — und: après l'avoir vu, il n'y a plus rien à voir dans le monde — hat man dieses gesehn, so giebts in der ganzen Welt nichts mehr, was des Besehens werth wäre! Und doch führt er uns an jedem neuen Tage zu etwas Neuem hin, qui est encore plus merveilleux — welches noch bewundernswürdiger ist.

Von ihm also geleitet, traten wir diesen Morgen

um neun Uhr — denn er will durchaus nicht, daß wir früher ausgehen sollen, und er hat sich seit unserer kurzen Bekanntschaft schon in ein so herrisches Ansehn bei uns zu setzen gewußt, daß wir ihn mit unserer Zeit und mit unseren Personen dermahlen noch ruhig schalten lassen — unsere erste Wanderung an. Die Straße, die wir bewohnen, läuft in gerader Richtung auf das Ufer der Seine zu. Dahin gingen wir also zunächst. Hier, zwischen den beiden schönsten Brücken der Stadt, dem pont royal und dem pont neuf, noch mehr aber auf denselben, hat man den größten und erhabensten Anblick, den man in Paris haben kann. Die Kajen (les Quais), d. i. die offenen Straßen längs den Ufern des Stromes hin, sind hier mit lauter Palästen oder palastmäßigen Gebäuden besetzt, worunter besonders das alte schwarze Louvre, die Gallerie des Louvre, die Münze und das sogenannte Collegium der vier Völkerschaften (le collège des quatre nations), eine Art von Gymnasium, hervorragen. Steht man nun auf einer der genannten Brücken, und sieht stromunterwärts, nach Westen hin, so hat man zum fernen Augpunkte, am Ende des Gesichtskreises, die mit Sommerhäusern besetzte Anhöhe, woran das mit Paris zusammenhangende Dorf Passy sich lehnt; rechts das ehrwürdige Louvre, das damit verbundene unermeßlich lange Seitengebäude, die Gallerie des Louvre genannt, dann die Tuilerien, und weiter hin die elisäischen Felder; links eine ganze Straße von palastmäßigen Gebäuden, die sich mit dem Palais de Bourbon endiget. Drehet man sich um, und sieht stromaufwärts, so schaut man, mit einer Art von Grausen, in die ungeheuren, unregelmäßig an und in einander geschobenen Häusermassen auf beiden Seiten der

Seine, die sich unter der neuen Brücke in zwei Arme theilt, wie in ein langes, hohes und zackiges Felsengebirge hinein. Dieser Anblick und das unbeschreibliche Menschengewühl, worin man hier steht, und welches man von hier aus so weit das Auge reicht, übersieht, macht das erste Mahl einen beinahe schauderhaften Eindruck. Man fühlt sich wie vernichtet, und man hat einige Minuten nöthig, um sich zu sammeln, und vom Erstaunen zum Gefühle seines eigenen Daseins wieder zurückzukommen.

Die neue Brücke (pont neuf) wird gewöhnlich für die schönste in Paris, wo nicht gar in der Welt gehalten; sie ist es aber nicht. Die Königsbrücke (pont royal) übertrifft sie. Denn diese ist nur eine, dahingegen jene aus zweien, und zwar ungleich langen Brücken besteht, die durch eine dazwischen liegende Insel getrennt sind. Aber was der neuen Brücke dennoch einen entschiedenen Vorzug vor der Königsbrücke giebt, ist die ehrwürdige Bildsäule des besten Französischen Königs, Heinrich IV. Diese steht auf festem Grunde und Boden, da wo die beiden Brücken, welche nur eine ausmachen, auf der Inselspitze zusammenlaufen. Ein ehrwürdiges Denkmahl! Eins von den wenigen, an welchen die Schmeichelei keinen Antheil hatte, und welche der Nachwelt noch eben die Empfindungen von Liebe, Dankbarkeit und Bewunderung einflößen, welche die Errichtung derselben bei der Vorwelt veranlaßten. Das ehrliche Gesicht des Königs, und die Menge gerührter Menschen, welche vom Morgen bis an den Abend um dieses Bild des Abgotts der Franzosen her versammelt sind, und ihre Augen auf die seinigen geheftet haben, fesselt Jeden, der noch einen Funken Menschengefühl im Herzen hat, er sei Franzose oder Aus-

länder. Man hat sowol den Degengriff, als auch die Zügel des Pferdes, mit der Französischen Freiheitsschleife, am Abend nach der Einnahme der Bastille, unter dem lauten Freudengeschrei geziert: Er ist wieder auferstanden! Er lebt wieder unter uns! Ich glaubte anfangs, dieser neue Umstand sei die Ursache, warum man so viele Menschen am Fuße der Bildsäule mit emporgereckten Häuptern versammelt sieht; allein man sagt mir, daß das nämliche Gedränge hier von jeher Statt gefunden habe *), und daß es die ununterbrochene Wirkung der Liebe und Verehrung des Volks gegen den Geliebtesten unter seinen Königen sei. Junger Kronerbe! Junger Erbprinz! reiset nach Paris; nicht um die Französische Oper und den Französischen Hof, sondern um diese Bildsäule und die Huldigung zu sehen, die eine dankbare Nachwelt den Tugenden guter Fürsten bringt! Etwas Lehrreicheres ist für euch in ganz Europa nicht zu sehen.

Zwei Dinge schänden diese Bildsäule, und stören die rührenden Empfindungen, welchen der Wanderer, so lange seine Blicke nur an der Figur des guten Heinrich hangen, sich so gern überläßt; das sind theils die langen, gar nicht inschriftmäßigen Inschriften auf allen Seiten des Fußgestells, die Niemand lesen mag, theils die an die Ecken dieses Fußgestells angeschmiedeten Sklavenfiguren, die jeder gefühlvolle Zuschauer lieber auf dem Grunde der Seine wissen, als zu den Füßen eines

*) Auch habe ich in der ganzen Zeit meines Hierseins keine Abnahme dieses Menschenhaufens bemerkt, ungeachtet die der Witterung ausgesetzten Kokarden in den letzten Tagen schon ganz zusammengeschrumpft und unkenntlich geworden waren.

so guten Königs sehen möchte. Mir dünkt diese knechtische Verzierungsart der Bildsäulen großer Fürßen, die so viel Glück gemacht hat, ist einer der unglücklichsten Einfälle, welche das angebrannte Gehirn eines schmeichelnden Künstlers jemahls ausgebrütet hat. Denn was wir, seiner Absicht nach, uns auch immer dabei denken mögen, so ist und bleibt es doch eine unwürdige, empörende Vorstellung, das edelste Geschöpf Gottes, den Menschen, zu einem wilden Thiere, oder, welches einerlei ist, zu einem Sklaven erniedrigt zu sehn, den der Fuß eines andern Menschen, oder gar der seines Rosses auf den Nacken tritt. Zu einer so unnatürlichen Vorstellung sollte die hohe menschliche Gestalt doch nie gemißbraucht werden. Die Vernunft kann sich schlechterdings keinen Fall denken, der den einen Menschen berechtigte, den andern zu einem so verworfenen Wesen zu machen; die Vorstellung ist und bleibt also für jeden denkenden Zuschauer widersinnig und empörend. Dies in jedem Falle; wie viel mehr in dem, wenn der gefeierte Sklavenbändiger in der Wirklichkeit kein Tirann, sondern ein guter, menschenfreundlicher Fürst, ein Heinrich IV. war?

Dieses Denkmahl rührt übrigens nicht ganz von einem und ebendemselben Meister her, und das Pferd, welches eben kein Meisterstück ist, hat gar sonderbare Schicksale gehabt. Es wurde in Italien, auf Befehl des Großherzogs von Toskana, Ferdinands, gegossen, der das Ebenbild seines eigenen Leichnams darauf zu setzen dachte. Allein er selbst sowol, als auch der Künstler, starben darüber hin, bevor es vollendet war. Der Nachfolger des ersten, Kosmus II., ließ es hierauf fertig machen, und schenkte es seiner Tochter, der Witwe Heinrichs IV., Maria von Medicis, damahligen

Regentinn von Frankreich. Allein das Schiff, welches dies Geschenk überbringen sollte, strandete an der Küste der Normandie, und das Pferd versank in die Tiefe des Meers. Hier lag es ein ganzes Jahr lang, bis man es endlich mit großen Kosten wieder emporbrachte und nach Paris führte. Da ließ denn die Königinn die Figur ihres verstorbenen Gemahls von Dupré, die Sklaven von Francheville dazu gießen, und das Ganze auf die Brücke stellen, die der gute Heinrich selbst hatte erbauen lassen.

Diese Brücke ist mit Inbegriff der Inselspitze, wodurch sie in der Mitte unterbrochen wird, 1020 Pariser Fuß lang und 62 breit. Auf ihr erblickt man zu jeder Stunde des Tages eine kleine Welt von Menschen, die theils hin und her strömen, theils ihr Gewerbe darauf treiben. Da stehen über jeglichem Pfeiler Buden, worin Putzwaaren feil geboten werden; da sitzen Savoyardenjungen mit Bürsten, um den Vorübergehenden die Schuhe zu reinigen; da stehen Andere mit kleinen Tischen aus, worauf sie, wie die Inschrift eines emporgerichteten Bretts verkündiget, Hunde scheren, Katzen verschneiden, oder andere dergleichen Zweige des Kunstfleißes ausüben; da stehen Bänkelsänger, Geiger und andere dergleichen Künstler aus, um das Volk zu entweilen, und ihr Mittagsmahl oder ihr Abendbrot zu verdienen; da sind kleine Berge von Melonen aufgethürmt und andere Früchte ausgestellt, und laden die stauberfüllten Kehlen der Vorübergehenden zu Erfrischungen ein. Weiter hin steht ein Gebäude, die Samaritaine genannt, worin ein Triebwerk sich befindet, welches Wasser aus der Seine in die Höhe pumpt, und aus dem Gipfel des Hauses in ein darunter befindliches Becken gießt. Das Geräusch dieses fallenden

Wassers fließt mit dem des vorübereilenden Menschenstroms zusammen, und bewirkt die Täuschung, daß man das gesammte Getöse zusammengenommen für das Rauschen eines brausenden Waldstroms nimmt.

Ich sehe voraus, daß ich während unsers hiesigen Aufenthalts hundertmahl über diese Brücke gehen, und doch noch jedesmahl von neuen etwas auf ihr finden werde, das mich bewegen wird, still zu stehen, um der anziehenden und wunderbaren Schauspiele, die man von hier aus nach allen Seiten hin erblickt, noch einmahl zu genießen.

Von hier gingen wir nach dem sogenannten Palais (le Palais de Justice), dem ehemahligen Sitze der Französischen Könige in uralten Zeiten, dem jetzigen höchsten Gerichtshofe oder Parlementshause. Da aber heute keine öffentliche Parlementssitzung war, so konnten wir für diesmahl nur einige Theile des Gebäudes in Augenschein nehmen.

Dieses ist so alt, als die Französische Monarchie; allein da mehre Feuersbrünste zu verschiedenen Zeiten verschiedene Theile desselben verschlungen haben, so ist durch jedesmahligen neuen Anbau ein unregelmäßiges Ganzes, nach halb ältlicher, halb heutiger Bauart, entstanden, welches nur in einzelnen Theilen sehenswürdig ist. Hiezu gehört vornehmlich der große Vorsaal desselben, welcher an Größe und Majestät für den ersten in Frankreich gehalten wird. Er gleicht einer Kirche von beträchtlicher Größe, und ruhet, gleich einer solchen, auf sehr starken Pfeilern, um welche herum theils Buchhändler ausstehen, theils Rechtsgelehrte und Schreiber ihre Arbeitstische haben. Auch hier, wie überall in Paris, sind Buden aufgeschlagen, worin Putzwaaren und andere kleine Sachen feil geboten werden.

In diesem Saale sieht man Leute aus allen Ständen, besonders Parlementsräthe, Advokaten und Schreiber auf- und niederwandeln. Die hiesigen Rechtsgelehrten gehen Alle schwarz und in weite aufgeschürzte Mäntel gekleidet. Ihr Kopfputz besteht entweder in einer runden Perrücke oder in vorn gekräuseltem, hinten aber schlicht herunterhangendem eigenen Haar. Zu ihrem vollständigen Amtsanzuge gehört dann noch eine Art von schwarzer Grenadiermütze, die aber viereckig und oben mit einem großen Quast geziert ist.

Auf der mittägigen Seite hat man, nach einer Feuersbrunst im Jahr 1776, diesen Palast durch einen Anbau verschönert, wodurch er eine sehr prächtige Antlitzseite und einen zweiten Vorhof erhalten hat, der nach vorn zu von einem schöngearbeiteten, mit drei Thoren versehenen Gitterwerk, auf den Seiten aber von prächtigen Säulenbogen eingeschlossen ist. Auf eine genaue Beschreibung solcher Gegenstände darf ich mich nicht einlassen.

Unser Hofmeister — denn so darf ich den Mr. la Jeunesse wol nennen, weil er alle Rechte eines solchen über uns auszuüben angefangen hat — führte uns von hier beim Hôtel Dieu vorbei, welches wir heute aber noch nicht sehen sollten, nach Unserer lieben Frauen-Kirche (l'église Notre Dame), dem Dom von Paris. Ein majestätischer Tempel, der beim Eintritt durch seine Größe in Erstaunen setzt *), und so viel Kunstwerke in sich faßt, daß die genaue Besichtigung derselben allein schon, um mit unserm Führer zu reden, une bonne matinée machen würde. Wir ver-

---

*) Er ist 390 Pariser Fuß lang, 144 breit, 102 hoch, und mit 120 Pfeilern unterstützt.

weilten nur bei den schönsten und merkwürdigsten derselben.

Dazu gehört vornehmlich Coustou's vortreffliches Altarstück von weißem Marmor, den vom Kreuz genommenen Erlöser vorstellend, welcher mit dem Kopfe auf dem Schooße seiner Mutter liegt. Sowol dieser Kopf des Todten, als auch der der Maria gehören zu den ausdruckvollsten Meisterstücken der Kunst, die ich je gesehen habe. Der Schmerz der weinenden Mutter ist so wahr und täuschend ausgedruckt, daß man ihre Augen von Thränen roth gebeizt zu sehen glaubt, ungeachtet sie, wie das Ganze, von ungefärbtem weißen Marmor sind. Das Kreuz scheint aus einem alten Baumstamme gemacht zu sein; und wofern man es nicht berührt, kann man sich unmöglich überzeugen, daß es von Stein sei, so künstlich hat der Bildhauer das Gewebe der Holzfasern nachzuahmen gewußt. Auf der einen Seite neben diesem rührenden Kunstwerke ist Ludwig XIII. in Lebensgröße kniend vorgestellt, indem er Krone und Zepter darbringt — ob dem Gekreuzigten, oder seiner Mutter? weiß ich nicht — und auf der andern Seite Ludwig XIV., welcher dieses Darbringen zu erneuern oder zu bestätigen scheint. Wegen dieser Nebenfiguren wird das Ganze le voeu de Louis XIII. — das Gelübde Ludewigs XIII. — genannt.

Rund um das hohe Kor herum läuft eine Reihe von Kapellen, wovon einige gleichfalls sehr sehenswürdige Kunstwerke aufzuweisen haben. Unter allen zog mich hier das Grabmahl des G r a f e n v o n H a r c o u r t und seiner zärtlichen Gattin am meisten an. Allein über den Sinn dieses schönen Grabmahls giebt es eine doppelte Lesart. Nach der einen sieht man den Schutzgeist des Grafen das Grab öffnen, worin dieser schon liegt, und

ihn durch Vorhaltung seiner Fackel auf einen Augenblick ins Leben zurückrufen. Der Todte erwacht, wirft das Leichentuch zurück, richtet sein Haupt in die Höhe, und streckt die schwachbelebten Arme nach seiner Gemahlinn aus, die in einer sehr ausdrucksvollen Stellung herbei stürzt, um sich mit ihrem beweinten Gatten wieder zu vereinigen. Allein der Tod, der hinter dem Grabe hervorguckt, hält ihr das ausgelaufene Stundenglas entgegen, anzudeuten, daß keine Rettung möglich sei; und der Schutzgeist stürzt hierauf seine Fackel um. Diesen Augenblick hat der Künstler ergriffen, und ihm gemäß das Ganze dargestellt. Und sonach bezöge sich die ganze Vorstellung nur auf den Tod des Grafen.

Nach einer andern Lesart soll sie auch auf den der Gräfinn Bezug haben; und da lautet denn die Erklärung so: Der Schutzgeist der trostlosen Gräfinn gewährt ihr das Glück, den geliebten Gatten auf einen Augenblick ins Leben zurückgerufen zu sehn. Er richtet sich aus dem Todesschlafe auf, und streckt seiner in höchster Leidenschaft herbeistürzenden Gemahlinn die Arme entgegen. Sie fliegt auf ihn zu; allein in dem nämlichen Augenblicke zeigt ihr der Tod ihr eigenes schon ausgelaufenes Stundenglas, und ihr Schutzgeist stürzt die Fackel um.

Nach der ersten Erklärung hat die Gräfinn selbst dieses Denkmahl angegeben und errichten lassen; nach der andern starb sie, aus Schmerz über den Verlust ihres Gemahls, kurz nach ihm, und die Familie wollte die rührende Ursache ihres Todes durch dieses Denkmahl auf die Nachwelt bringen. Welche von beiden Erklärungen die richtige sei, kann nur Der entscheiden, dem die angegebenen Familienumstände bekannt sind. Ich bin nicht in diesem Falle; lasse daher die Sache unent-

schieden. Die Vorstellung paßt auf Beide. Aber welche von beiden auch die wahre sein mag, so ist dieses schöngearbeitete und ausdrucksvolle Kunstwerk doch immer als ein Denkmahl ehelicher Zärtlichkeit anzusehn; und ich freuete mich, ein solches hier zu finden. Man sieht daraus, daß die übertriebenen Schilderungen, die man uns von dem Sittenverderben und von der gänzlichen Erschlaffung aller Familienbande in den höhern Ständen zu Paris macht, wie alle übertriebene und ins Allgemeine gehende Schilderungen, nicht buchstäblich und nicht ohne alle Einschränkung und Ausnahme für wahr zu halten sind.

Unter den übrigen Kapellen ist noch eine, und zwar wegen einer ehemahligen abergläubischen Volkssage, merkwürdig. Sie hieß vor Zeiten die Teufelskapelle, und das wegen folgender Mähre:

Ein hier begraben liegender Stiftsgeistlicher, Raimond Diacre genannt, starb im Geruch der Heiligkeit. Sein Leichnam wurde in die Kirche gebracht, und während der Todtenmesse auf dem Kore ausgestellt. Als nun der Priester, der das heilige Amt verrichtete, der absingenden Meßformel gemäß, an die Worte kam: was für große Missethaten habe ich auf mir *)? so richtete sich der Todte im Sarge auf, und sagte: ich bin vor Gottes gerechtem Gerichte angeklagt **). Schrecken und Entsetzen überfiel die Anwesenden; sie stoben aus einander, und die Feierlichkeit wurde auf den folgenden Tag verlegt. Allein am folgenden Tage richtet der Todte sich bei den nämlichen

*) Quantas habeo iniquitates etc.
**) Justo Dei judicio accusatus sum.

Worten von neuen auf, und sagt: ich bin vor Gottes gerechtem Gerichte gerichtet worden. Abermahlige Flucht aller Anwesenden; abermahliger Aufschub der Feierlichkeit auf den folgenden Tag. Dieser erscheint; der Meßgesang wird abermahls angestimmt, und der Todte richtet sich bei den nämlichen Worten abermahls auf, und spricht mit vernehmlicher Stimme: ich bin vor Gottes gerechtem Gerichte verdammt worden. Nun wurde, wie man denken kann, Wunder über Wunder! geschrien; der heilige Bruno, der bei der Handlung zugegen gewesen war, entsagte von Stund an der Welt, und ward ein Heiliger; der berühmte Mahler Le Sueur mußte die Wundergeschichte mahlen, und die Kapelle, worin der Körper des Verdammten beigesetzt wurde, erhielt den Namen der Teufelskapelle.

Jetzt, da in Paris, einige alte Weiblein ausgenommen, kein Mensch so einfältig mehr ist, um Mährchen dieser Art für wahr zu halten, hat man die alte Teufelskapelle eingerissen, und an ihrer Statt eine neue erbaut, die sehr schön ist, und St. Marcel heißt.

An Gemählden besitzt diese Kirche einen solchen Reichthum, daß man sie für einen Bildersaal halten könnte. Einige darunter, z. B. der heilige Paulus, der die Heiden bewegt, ihre Zauberbücher zu verbrennen, von le Sueur, sind von hohem Werthe.

An einem der Pfeiler, nicht weit vom hohen Altar, steht ein Denkmahl, das mehr seines hohen Alterthums, als seines Kunstwerths wegen, merkwürdig ist: eine Bildsäule zu Pferde, die Philipp von Valois vorstellen soll. Ich sage soll; denn da die geharnischte Figur ihr Gesicht hinter dem heruntergelassenen Visir des Helms verbirgt, so könnte sie jeden andern König

oder Rittersmann eben so gut vorstellen. Auch haben zwei berühmte Gelehrte, Saint-Foix und Henault, einen langen und lebhaften Streit darüber geführt, wer der Abgebildete eigentlich sein solle, indem der Eine den genannten Philipp von Valois, der Andere hingegen Philipp den Schönen dafür gehalten wissen wollte. Die neuere Inschrift nennt den Letzten; die öffentliche Stimme hingegen hat sich für den Ersten erklärt. Dieser mag denn auch im Besitze der Ehre, die man ihm dadurch zuerkannt hat, bleiben. Er soll, sagt man, hier gerade so vorgestellt sein, wie er aus der gewonnenen Schlacht bei Kassel*) zurückkehrte, und gepanzert, wie er war, mit dem bloßen Schwerte in der Hand, in die Kirche Unserer Dame ritt, um dieser, nebenher vielleicht auch wol dem lieben Gotte, für den erhaltenen Sieg seinen Dank darzubringen.

Ich erinnerte mich, während meines Aufenthalts in dieser Kirche, sehr lebhaft, und nicht ohne ein Gefühl von Freude über die Fortschritte, welche die Menschheit an Aufklärung und der damit verbundenen Sittenverbesserung gemacht hat, eines höchst ärgerlichen und unsinnigen Festes, wodurch in den finstern Jahrhunderten des mittleren Zeitalters, bis ins funfzehnte hinauf, dieser Tempel alljährlich auf die allerschändlichste Weise entheiliget wurde. Da es noch immer Leute giebt, welche jene Zeiten, wenigstens den finstern Aberglauben derselben, zurückzuwünschen scheinen, und welche nicht begreifen können, daß die Aufklärung ein Segen für die Menschheit sei, so glaube ich, nichts Unnützes zu thun, wenn ich eine kurze Beschreibung jenes tollen Festes diesem meinen Tagebuche einverleibe. Hier ist sie.

---

*) In den Niederlanden.

»In der Kirche Unserer lieben Frauen, zu Paris, feierte man ehemahls alle Jahr das sogenannte Narrenfest (la fête des fous), sonst auch das Fest der besoffenen Untergeistlichen (la fête des Soudiacres ou des Diacres soûs) genannt; so wie man in eben den Zeiten zu Rouen das Eselsfest, zu Evreux das Fest des geistlichen Hörnerträgers (la fête de l'Abbé des Cornards), zu Dijon das Fest der unklugen Mutter (la fête de la mère folle), und an andern Orten andere eben so abgeschmackte und schändliche Festtage, und zwar als feierliche Religionshandlungen beging. Alle diese unklugen und ärgerlichen Feste hatte man an die Stelle der ehemahligen heidnischen Saturnalien angeordnet.«

»Das Narrenfest fing jedesmahl am ersten Weihnachtstage an, und dauerte bis zum Tage der sogenannten drei Könige. Am Neujahrstage aber trieb man die schamlose Unverschämtheit gemeiniglich am weitesten. Den Anfang machte man damit, daß man sich in dieser Hauptkirche versammelte, und daselbst, aus der Mitte der Untergeistlichen, einen Bischof, oder einen Erzbischof, ja sogar einen Papst der Narren wählte, und ihn unter allerlei Hanswurststreichen vor dem Altar einweihete. Man brachte ihm die Mitra (Bischofsmütze), den Bischofsstab und das bischöfliche Kreuz; und dann ließ man ihn der versammelten Volksmenge den Segen ertheilen.«

»So oft hierauf, die folgenden Tage hindurch, die Stunde der Messe herannahete, holte die Geistlichkeit in feierlichem Zuge den Narrenbischof zur Kirche ein; man läutete die Glocken, setzte den Narren auf den Bischofsstuhl, und begann hienächst die große Messe zu singen. Alle dabei gegenwärtigen Geistlichen hatten sich

entweder das Gesicht schwarz gefärbt, oder eine scheuß=liche Larve vorgenommen. Gekleidet waren sie entweder als Pikelhäringe, oder als Weiber, und so tanzten sie, indeß der Narrenbischof das hohe Amt verrichtete, när=rische Tänze, und sangen schmutzige Lieder dazu.«

Wie wird dir, junger Leser? Du staunst? Zu früh; es kommt noch ärger. Höre nur weiter.

»Dann traten die Diakonen und Unterdiakonen um den meßelesenden Priester her, und schmauseten Würste und dergleichen, welche auf den Altar für sie hingestellt waren. War man hiemit fertig, so spielte man Karten und Würfel am Altare, und warf, um den Meßpriester zum Besten zu haben, statt des Weihrauchs, alte Schuh=sohlen ins Rauchfaß, und ließ ihn den stinkenden Dampf davon einathmen.«

»Nach geendigter Messe trieb man den Gräuel noch weiter. Man betrank sich, sprang wie unsinnig in der Kirche umher, sang schändliche Lieder und stieß Gottes=lästerungen aus. Einige warfen sogar ihre Kleider ab, und trieben auf die schamloseste Weise, mitten in der Kirche und im Angesicht des versammelten Volks, faser=nackt ihren Unfug.«

»Hiemit noch nicht zufrieden, ließen sie sich auf Dreckkarren durch die Straßen der Stadt ziehen, und bewarfen das Volk, welches sich um sie her drängte, mit dem Kothe, worin sie selbst sich wälzten. An ver=schiedenen öffentlichen Plätzen waren Bühnen für sie er=richtet; bei diesen ließen sie anhalten, sprangen hinauf, und ergetzten den Pöbel durch die niedrigsten und schmu=tzigsten Hanswurstspäße. Die Liederlichsten von weltli=chem Stande mischten sich, als Mönche und Nonnen gekleidet, unter sie; und nun entstand ein scheußlicher Wettstreit, indem der Eine es dem Andern an Scham=

losigkeit und schändlichen Handlungen zuvorzuthun suchte *).«

Nun? Ist dies Pröbchen von den Sitten, welche in der kristlichen Kirche durch mehr als zehn finstere Jahrhunderte herrschten, in welchen nur blindes Glauben und Nachbeten für Religion, jede Vernunftanwendung zur Erforschung und Beurtheilung der Wahrheit für strafwürdige Gottlosigkeit galten, ist es genug, um den wüthenden Feinden und Verleumdern der schönsten Gottesgabe, der fortschreitenden Aufklärung unserer Zeiten, eine Schamröthe abzugewinnen?

Genug hievon! La Jeunesse befiehlt; wir müssen weiter gehn.

Unser nächster Weg ging nach der alten Kirche der Schutzpatroninn von Paris, der heiligen Genoveva. Diese alte Kirche enthält wenig Sehenswürdiges. Da sie aber diejenige ist, worin die noch übrige Zahl der Andächtler unter dem gemeinen Volke, besonders die sogenannten Damen der Hallen — die Fischweiber und Trödlerinnen — ihre abergläubische Andacht zu verrichten pflegen, so verdient sie, in dieser Hinsicht, von dem Menschenbeobachter besucht zu werden.

In einem auf hohen Pfeilern ruhenden Kasten werden hier die angeblichen Gebeine der heiligen Genoveva aufbewahrt; und diese sind der vorzüglichste Gegenstand der Verehrung des gemeinen Mannes. Um dieses Denkmahl des Aberglaubens her sieht man ein großes Gedränge von Menschen, größtentheils von Weibern aus

*) Singularités historiques, ou tableau critique des moeurs, des usages et des événemens de différens siècles, p. J. A. D***; à Londres 1788.

der besagten niedrigsten Klasse, die, eins nach dem andern, um das Fußgestell herum, entweder gebeugt einherkriechen, oder auf den Knien rutschen, und auf jede Seite einen frommen Schmatz drücken. Unter ihnen sahen wir einen Mönch auf folgende Weise beschäftiget. Er band an eine lange Stange kleine Lappen von Leinewand, fuhr dann damit in die Höhe nach dem Gebeinekasten, rieb die Lappen daran, und theilte sie hienächst — versteht sich für Geld und gute Worte — unter die Gläubigen aus. Ein solches Läppchen auf ein krankes Kind gelegt, befördert das Zahnen, verdünnt die dicken Bäuche, treibt Spulwürmer ab, kurz, ist gut wider jegliche Krankheit. So versichern wenigstens die klugen Pfaffen, die damit handeln, und so glauben wenigstens die alten Weiber, die es ihnen abkaufen.

An den Pfeilern umher sieht man angeheftete Zettel, auf welchen allerlei hülfsbedürftige Personen der öffentlichen Fürbitte empfohlen werden. Es mag der Mühe werth sein, diese Zettel zuweilen anzusehen, weil mitunter gar sonderbare Fälle dabei vorkommen sollen. Mercier giebt einige, die er selbst vorfand, an; wovon folgender noch nicht der lächerlichste ist: Man empfiehlt eurem Gebet einen Mann, der in Gefahr schwebt, ewig verdammt zu werden, weil er philosophische Bücher liest. — Man sieht, daß diese alte Kirche der Zufluchtsort ist, wo der aus den übrigen Theilen der Stadt vertriebene Aberglaube bis jetzt noch eine Freistatt gefunden hat. Ob er hier noch lange hausen werde, steht zu bezweifeln. Die mit der Staatsumwälzung angefangene Geisteswiedergeburt der Franzosen scheint der Herrschaft des Aberglaubens eben so das Garaus machen zu wollen, als man es der weltlichen Tirannei gemacht hat.

Um eine Gelegenheit zu öffentlichen Festlichkeiten mehr zu haben, stellt sich das Pariser Volk, als glaubte es, die heilige Genoveva habe die Umwälzung bewirkt, ungeachtet es gar wohl weiß, daß das Meiste durch seine eigenen Arme bewirkt ist. Man sieht daher fast täglich Umgänge nach dieser Kirche ziehn, welche zur Absicht haben, der Schutzheiligen einen Blumenkranz zum Zeichen des Danks für die glückliche Befreiung von dem Joche der Tirannei zu bringen. Heute sind es die Damen der Hallen, welche diese Feierlichkeit anstellen, morgen die Töchter eines gewissen Bezirks der Stadt, übermorgen die eines andern. Man sieht sie dabei weiß gekleidet und reichlich mit Blumen geschmückt. Eine von ihnen trägt den der Heiligen zu bringenden Kranz auf einem seidenen Kissen, und an dieses sind farbige Bänder geheftet, die von so vielen andern, als Platz umher haben, am entgegengesetzten Ende gehalten werden. Auch sind diese Damen mit Fahnen versehen, und an die Stangen derselben hat man gleichfalls Bänder gebunden, die sich in den Händen der Nebenhergehenden endigen. Ein solcher Zug wird dann jedes Mahl von einem Trupp bewaffneter Bürger und Soldaten des Vaterlandes — so nennt man jetzt die zur Bürgerschaft übergetretene Französische Leibwache — begleitet, in deren Flintenläufen Blumensträuße stecken, womit die Damen sie beschenkt haben. Trommelschläger und Hornbläser spielen dazu.

Die neue Kirche der heiligen Genoveva *), woran schon seit dreißig Jahren gearbeitet wird, und die, von außen wenigstens, bis auf den obersten Theil der

*) Das nachherige, der Aufbewahrung der irdischen Ueberreste großer Männer geweihte Pantheon.

Kuppel, nunmehr vollendet ist, dürfte wol die schönste und prächtigste von Paris werden. Das Prachtthor derselben ist eins der schönsten und edelsten, die ich je gesehen habe. Schade, daß dieser herrliche Tempel nicht auf einem freien Platze steht!

Von hier führte uns Mr. la Jeunesse nach der Sorbonne, dem bekannten Hauptsitze der geistlichen Zunft. Es ist jetzt unglücklicher Weise die Zeit, da alle Vorlesungen, welche die Pariser Hochschule hält, still stehen; wir können daher nur die dazu gehörigen Gebäude, aber nicht, was darin getrieben wird, kennen lernen; eine Sache, worauf ich höchst ungern Verzicht thue. Wir besahen heute den prächtigen, mit Gemählden verzierten Streitsaal und die schöne Kirche der Sorbonne. In dieser, und zwar mitten auf dem Kor, befindet sich ein überaus sehenswürdiges Denkmahl, dem Kardinal Richelieu errichtet, von Parischem Marmor; ein vortreffliches Kunstwerk, vielleicht das kostbarste dieser Art, welches Paris aufzuweisen hat. Es ist das Meisterstück des berühmten Bildhauers Girardon. Auf einem Grabmahle von alterthümlicher Form ist der sterbende Kardinal in Lebensgröße liegend vorgestellt. Seine Nichte, in Gestalt der Religion, unterstützt sein halb emporgerichtetes Haupt; und eine andere weibliche Figur, die Wissenschaft, weint zu seinen Füßen. Zwei trauernde Geisterknaben halten seine Wappen.

Der Ausdruck in den Gesichtern dieser Figuren ist bewundernswürdig schön und rührend; das des Kardinals, welches auch das Verdienst einer vollkommenen Aehnlichkeit haben soll, ist das Bild eines zwar leidenden, aber den Tod mit Fassung erwartenden großen Mannes; die Religion ernst und traurig, aber voll ruhiger Würde; die Wissenschaft im tiefsten Seelenschmerz.

Auch sogar die Nebendinge sind an diesem trefflichen Denkmahle mit außerordentlicher Kunst gearbeitet, und z. B. das Gewand des Sterbenden so natürlich geworfen und in Falten gelegt, daß man unwillkührlich die Hand danach ausstreckt, um sich durchs Gefühl zu überzeugen, daß es von Stein sei.

Schade, daß dieses herrliche Denkmahl das eines — Richelieu, eines eitlen, ehrgeizigen, herrschsüchtigen, harten, rachgierigen und grausamen Priesters ist, unter dessen Regierung Frankreich in eben dem Maße immer tiefer in Sklaverei und innerliches Elend versank, in welchem es äußerlich an Macht und Glanz zu wachsen schien. Man muß daher, beim Eintritt in die Kirche, wo möglich die Geschichte zu vergessen suchen, wenn man die Eindrücke, welche dieses meisterhafte Kunstwerk zu machen fahig ist, ungeschwächt aufnehmen will.

Die übrigen Kunstwerke dieser schönen Kirche muß ich, wenn ich mit der Geschichte des heutigen Tages fertig werden will, unbeschrieben lassen.

Die Sorbonne wurde, zur Zeit des heiligen Ludewig, von Robert Sorbon gestiftet, daher ihr Name. Sie sollte sich von andern geistlichen Lehranstalten dadurch unterscheiden, daß sie aus Weltgeistlichen bestände, die Gotteslehre unentgeltlich lehrte, und die geistlichen Würden, die eines Bakkalaureus und Doktors Denen, die sich ihrer würdig machten, gleichfalls unentgeltlich verliehe. Sie nahm daher die Benennung des ärmsten Hauses — Pauperrima domus — an, den sie auch noch jetzt in ihren öffentlichen Schriften beibehält, so schlecht er auch auf ihre jetzige Verfassung, die nichts weniger als eine ärmliche ist, passen mag. Nach und nach erwarb sich diese Lehranstalt den höchsten Ruhm geistlicher Gelehrsamkeit, maßte sich das aus-

schließende Richteramt über die Lehrrichtigkeit (Orthodoxie) in Glaubenssachen an, und es wurde ihr zugestanden, bis man endlich auch in Frankreich einzusehn anfing, daß dieses Richteramt nur Gott, und keinem Sterblichen, er sei Papst oder Doktor der Sorbonne, gebühre. Richelieu warf sich zum Beschützer dieser Anstalt auf, um dem Fluche des Volks, der ihn drückte, durch den Segen der Priester das Gleichgewicht halten zu lassen. Er ließ die zerfallenen Gebäude derselben von Grund aus neu aufführen, und fügte die schöne Kirche hinzu. Daher die Ehre, die ihm in derselben widerfahren ist.

Der Büchersaal der Sorbonne soll 60,000 Bände, und 5000 Handschriften enthalten. Wir haben sie nicht gesehen.

Und hiemit beschlossen wir unsern Vormittag. Es war 2 Uhr, als wir uns, von Schweiß und Staub bedeckt, nach Hause führen ließen, um uns durch Speise und Trank zu erquicken, und von der zurückgelegten Arbeit des Tages ein wenig auszuruhen.

Der kleine Ueberrest des Nachmittags, bis zur Schauspielzeit, wurde mit Schreiben hingebracht; dann ließen wir uns zum Französischen Schauspiele führen. So nennt man bekanntlich diejenige unter den hiesigen Schauspielergesellschaften, welche unter allen die älteste ist, und welche deßwegen berechtiget zu sein glaubt, sich auch für die Beste von allen zu halten, ungeachtet dieß nicht immer und nicht in jeder Hinsicht der Fall ist.

Wir fanden das Haus groß und schön, und von einer sehr zweckmäßigen Einrichtung, das Stück, welches gegeben wurde, schlecht, die Aufführung mittelmäßig, und besonders das Spiel der Hauptperson unausstehlich übertrieben und unnatürlich. Der Schautanz oder das Ballet war desto schöner. Man sieht, daß die hiesigen Tänzer ein lebendiges Muster der Kunst, einen Vestris

haben, wonach sie sich bilden können. Am Ende wurde noch der Kaufmann von Smirna zum Nachspiel gegeben. In diesem hatten wir abermahls Ursache, uns Glück zu wünschen, nicht für Deutsche erkannt, sondern für Engländer gehalten zu werden. Es erscheint nämlich darin unter den Sklaven, welche vorgeführt werden, auch ein Baron allemand, und zwar ganz dem Begriffe gemäß, welchen die Franzosen von uns armen Deutschen, besonders von unsern Freiherren, sich zu machen pflegen. Man kann sich kein dummeres, linkbeiniges und zugleich aufgeblaseneres Thier denken, als ein solcher Baron allemand nach diesen Begriffen ist. So oft derselbe ein Wort zu reden hatte, ja so oft der Sklavenhändler nur seinen Namen nannte, brach das Haus jedesmahl in die lauteste Lache aus *). — Junger Deutscher, der du nach

*) Zum Beweise, daß es nicht sowol das Zerrbild des Deutschen, sondern der dürftige und lächerliche Begriff war, den man hier mit Allem, was Deutsch heißt, überhaupt verbindet, welcher dieses erregte, können folgende mir selbst begegnete Geschichtchen dienen. — Als ich einige Tage nachher die Nationalversammlung zu Versailles besuchte, wurde der Anfang der Sitzung damit gemacht, daß ein Geheimschreiber der Versammlung anzeigte, was für Briefe und Sachen seit gestern eingelaufen waren. Unter diesen befand sich auch ein der Nationalversammlung gewidmetes Buch de la navigation — von der Schifffahrt — geschrieben und eingesandt par un Allemand — von einem Deutschen. Indem nun der Mann das Wort Allemand aussprach, brach die ganze Versammlung in eben das Gelächter aus, welches wir im Schauspiele bei der Erscheinung des Deutschen Barons hören mußten. Daß ein Deutscher ein Buch über die Schifffahrt geschrieben habe, war den Herren eben so lächerlich, als es uns etwa sein würde, zu hören, daß ein Grönländer oder Hottentotte ein Buch über das Schauspiel geschrieben habe. — Ein ande-

Paris reisest, tilge die Schmach deines Vaterlandes, indem du den Parisern keine andere als edle Deutsche

---

res. In einem hier so eben erschienenen Werke, welches ich absichtlich ungenannt lasse, wird ein in Paris lebender würdiger Deutscher Edelmann, der einen wichtigen Posten bekleidet, durch folgenden boshaften Zug bezeichnet: N. N. Baron allemand au-dessous de sa définition — ein Deutscher Baron, der noch unter dem Begriffe ist, den man sich von einem solchen zu machen hat. Wie der Begriff der Franken von einem Deutschen Edelmanne sein müsse, läßt sich hienach leicht vermuthen. — Ein drittes. Eine alte Dame, die Markise von . . ., sah mich Tabak nehmen und foderte mir ein Griffchen ab. Indem ich ihr die Dose reichte, heftete sie ihre Augen mit vieler Aufmerksamkeit darauf. Es war eine aus der Werkstatt unsers Stobwasser, eine Dose, wie wol tausend andere Menschen sie bei uns auch haben mögen. Cette tabatière n'est pas faite en Allemagne? fragte sie hierauf — diese Dose ist doch nicht in Deutschland gemacht? Si fait, Madame! Allerdings! war meine Antwort. Sie bat sich hierauf das Ding zum Ansehn aus, betrachtete es mit weit aufgeklappten, verwunderungsvollen Augen, und brach zu wiederholten Mahlen in den lächerlichen Ausruf aus: et cela se fait en Allemagne! — und so was macht man in Deutschland! — Gerade wie bei uns Jemand, der ein solches Ding in den Händen eines Samojeden sähe, ausrufen würde, und so was macht man im Samojedenlande! — Endlich noch ein viertes Geschichtchen dieser Art. Ein Mann von Verdienst, ein Mitglied von, ich weiß nicht, wie vielen Akademien, machte mir seinen Gegenbesuch, und fand mich im braunen Frack, nachdem er mich Tags zuvor im Putzkleide gesehen hatte. Von letzterem mochte er vorausgesetzt haben, daß ich es mir erst in Paris habe machen lassen, um wie andere Menschen gekleidet zu sein; dem Frack hingegen konnte man es ansehn, daß er nicht ganz neu war, und daß ich ihn also müsse mitgebracht haben. Er begaffte mich hierauf von oben bis unten, und kam endlich mit der Frage hervor: Um Ver-

Sitten, einen wohlgebildeten Verstand und eine untadelhafte Aufführung zeigest! Suche hiedurch wieder gut zu machen, was so mancher deiner Vorgänger zur Schande seines unschuldigen Volkes verdorben hat.

Den 5ten August.

Heute ging unsere Reise zunächst nach dem Palais de Bourbon, dem Prinzen von Condé gehörig, der am westlichen Ende der Stadt liegt, einem der geschmackvollsten, prächtigsten und noch am meisten vollendeten Paläste in Paris. Man könnte ihn eine Sammlung von Palästen nennen, weil er aus vielen, ebenmäßig mit einander verbundenen Gebäuden und Höfen besteht, die einen großen Bezirk einnehmen, und zusammengenommen ein einziges, schönes und großes Ganzes bilden. Gern hätten wir uns mit der bloßen Ansicht des Aeußern begnügt, weil das Begaffen prächtiger Zimmerverzierungen nicht zu unsern Reisezwecken gehörte; aber la Jeunesse gebot, und wir mußten gehorchen. Er hätte uns, glaube ich, sonst den Dienst aufgekündiget; denn nach ihm giebt es in der ganzen weiten Welt nichts Sehenswür-

---

zeihung, mein Herr, geht man so in Deutschland gekleidet? — In meiner Antwort war vermuthlich etwas von dem Erstaunen enthalten, welches mich bei dieser Frage befiel; er lenkte daher sogleich mit Französischer Artigkeit wieder ein, indem er versicherte, daß mein Rock vortrefflich gemacht, die Farbe gut gewählt sei. Allein ich sah es ihm an, daß ihm bei jedem neuen Blicke, den er auf meinen Anzug warf, jedesmahl der Gedanke auf der Zunge schwebte: Hätte ich doch nimmermehr gedacht, daß man so tief im Norden — dans le fond du Nord — wie Unsereiner gekleidet ginge!

digeres, als das Innere dieses Palastes. Ich verschone indeß meine Leser mit einer Beschreibung dieser Herrlichkeiten, und erwähne nur eines einzigen Stücks, die Schlachtengalerie — la galerie des batailles genannt, worin vier sehenswürdige Schlachtengemählde hangen, welche eben so viele Siege des großen Condé darstellen. Sie sind von Casanova und le Paon, und scheinen unter den besten Stücken dieser Art einen vorzüglichen Platz zu behaupten. Zwischen zweien derselben ist das Brustbild des Prinzen aufgestellt und mit Siegeszeichen geziert. Außerdem ist dieser Saal mit vier Thürstücken versehn, worauf eben so viele Belagerungen abgebildet sind. Das Uebrige mag der geneigte Leser entweder selbst in Augenschein nehmen, oder sich von einem Andern beschreiben lassen. Auf den ersten Fall muß ich noch den Rath hinzufügen, daß man sich die Aussicht aus den hintern Zimmern oder nach dem Garten dieses Palastes nicht eher zeigen lasse, bis man alles Andere schon betrachtet hat, weil es sich sonst fügen könnte, daß man für dies Andere keinen Sinn mehr übrig hätte. Diese Aussicht ist nämlich eine der schönsten und prächtigsten, die man hier haben kann. Man sieht über den Strom hin, welcher dicht hinter dem Garten vorbeischleicht, und erblickt jenseits ein Landschaftsgemählde, welches an Schönheit und Pracht wol nur wenige seines Gleichen hat — die bebaute Anhöhe über Passy, die schimmernden Dörfer Passy und Chaillot selbst, die schöne Straße von Versailles, die Elisäischen Felder, den Platz Ludwigs XV. und die denselben einschließenden prächtigen Gebäude, den mit dem Louvre zusammenhangenden Palast der Tuilerien, die Königsbrücke, die Galerie des Louvre u. s. w., welches Alles

zusammengenommen ein großes, wunderschönes Gemählde macht.

Von hier gingen wir nach dem, nicht weit gelegenen Invalidenhause — Hôtel royal des Invalides — bei dessen Anblick man einen königlichen Palast zu sehen glaubt. Der mit Baumreihen bepflanzte, und von der Seine begrenzte, schöne, weite und unabsehlich lange Vorplatz, den dasselbe beherrscht, ist der größte, den ich bis dahin jemahls gesehen hatte, vielleicht der größte, den es innerhalb der Ringmauer einer Stadt jemahls gegeben hat *). Schade, daß die Hälfte davon jetzt mit Baubedarf aller Art so verpackt ist, daß die Uebersicht desselben von ihrer Annehmlichkeit dadurch viel verliert!

Der eigentliche Vorhof des Gebäudes ist von diesem unermeßlichen Platze durch einen Graben und durch ein Gitterthor abgesondert. Auch dieser ist geräumig und frei. Die diesem Hofe zugekehrte Antlitzseite des Gebäudes ist 200 Toisen, d. i. 1200 Pariser Fuß breit, und fällt groß und prächtig ins Auge. Schade, daß man den schwärzlichen Anstrich der Zeit, welcher zu der Majestät eines solchen Gebäudes am besten zu passen scheint, kürzlich übertüncht, und dem ehrwürdigen Ansehen desselben dadurch viel benommen hat! Aber dreimahl Jammer und Schade, daß man dieses Denkmahl der Dankbarkeit eines Königs gegen Diejenigen, die ihm seinen Ruhm mit ihrem Blute erkauf-

---

*) Ich irrte mich. Paris selbst hat einen andern, der noch größer ist, den wir aber damahls noch nicht gesehen hatten. Dies ist das sogenannte Märzfeld (Champs de Mars) vor der Kriegsschule (Ecole militaire), welches nach der neuen Mauereinfassung von Paris nun nicht mehr außerhalb der Stadt liegt, sondern ein Theil derselben geworden ist.

ten, durch eine Inschrift verunstaltet hat, die so prahlerisch klingt, daß der Eindruck von Größe und Edelmuth, den man beim ersten Anblicke des Gebäudes empfing, dadurch auf einmahl wieder ausgelöscht wird! Sie lautet so:

Ludwig der Große
ließ,
indem er mit königlicher Milde auf
ewige Zeiten für
seine Soldaten sorgte,
dieses Gebäude errichten *).

Man merke nämlich, daß diese Inschrift unter den Augen des damahls noch lebenden Königs, also mit seiner Genehmigung gesetzt wurde, und denke sich die Stirn, die dazu gehört, um so etwas, ohne roth dabei zu werden, vor sein Werk setzen zu lassen, zumahl, wenn man auf den Beinamen des Großen keine stärkere Ansprüche als dieser König hat! Wie sticht die einfache und edle Inschrift, welche Friedrich der Einzige vor sein Invalidenhaus setzen ließ, dagegen ab! Wie er selbst gegen Ludwig.

Dem verwundeten, aber unüberwundenen Krieger **).

Dort wird der eitle Erbauer von sich selbst, hier der brave Soldat von seinem bescheidenen Könige gepriesen; dort wird dem verdienten Krieger der Lohn seiner Treue und seiner Tapferkeit als ein Almosen — mit königlicher Milde — hingeworfen, hier tritt er in das Haus, das sein dankbarer König für ihn errichten ließ, als in sein wohlerworbenes Eigenthum. Der dankbare König

*) Ludovicus magnus, militibus regali munificentia in aeternum prospiciens, has aedes posuit.

**) Laeso, at invicto militi.

selbst bleibt dabei unsichtbar. Hier aber preist nicht nur der eitle König seine angebliche Freigebigkeit, die doch im Grunde weiter nichts als Schuldigkeit war, sondern er läßt sich auch über dem Prachtthore in halb erhobener Arbeit zu Pferde, begleitet von zwei Tugenden, wovon die eine wenigstens nicht die seinige war — von der Gerechtigkeit und Klugheit — abbilden, damit ja, wer hinein geht, mehr mit ihm, als mit dem Andenken an die Thaten seiner verstümmelten Krieger sich beschäftigen möge! O Eitelkeit der Eitelkeiten! würde, könnte er es sehen, König Salamo darüber ausrufen.

Zwei Standbilder von übermenschlicher Größe, Mars und Minerva, von Couston dem Jüngern gearbeitet, zieren die beiden Seiten dieses Einganges, der durch das Vorgebäude in den innern weiten Hofplatz führt, la Cour royale genannt. Die langen Gebäude, welche diesen viereckigen geräumigen Platz einschließen, haben sehr zweckmäßig, nicht nur unten auf der Erde, sondern auch oben, breite, offne Hallen, wo die Invaliden, wenn rauhes Wetter sie am Ausgehen hindert, sich eine Bewegung machen können.

In vier ungeheuer großen Sälen wird an unabsehlichen Tafeln gespeiset. Die Wände dieser Säle sind mit Festungen bemahlt, bei deren Vertheidigung oder Eroberung die Französischen Truppen sich einst Lorbeeren erwarben. Dies ist sehr gut und zweckmäßig! Allein was soll man sagen, wenn man mitten unter diesen bedeutungsvollen Gemählden auf einmahl wieder seine eitle Majestät Ludewig XIV. erblickt, der sich — hätte man je so etwas von einem Invalidenhause erwartet! — von den Grazien krönen läßt? Auf den Fall der Frage, der man sich dabei kaum enthalten kann: Ist's möglich? Sehe ich auch recht? steht die Antwort mit

großen Buchstaben daneben: ja! Louis XIV. couronné par les Grâces — Ludewig XIV. von den Grazien gekrönt! Wenn das nicht etwas, den König und sein Volk, wie Beide damahls waren, Bezeichnendes ist, so weiß ich nicht, was ich sonst dafür halten soll.

Jeder Schlafsaal dieses Hauses ist für achtzig Personen eingerichtet, welches zwar nicht für die Länge der Säle, wol aber für die unverhältnißmäßige Niedrigkeit derselben viel zu viel ist. Die ganze Einrichtung des Hauses ist für 6000 Mann gemacht.

Zu den Sehenswürdigkeiten desselben gehören noch der Saal des großen Raths — la salle du grand conseil — die Kirche und der daranstoßende Dom. In dem ersten wird der Kriegsrath, oft unter dem Vorsitze des Königs selbst gehalten. Er ist mit den Bildnissen Ludewigs des XIV. und XV. und aller Kriegsminister geziert, die seit der Errichtung des Hauses im königlichen Geheimrathe waren. So oft der König sich in Person hierher verfügt, um dem Kriegsrathe beizuwohnen, haben die Invaliden die Ehre, ihn zu bewachen. Dies schreibt sich von einem rührenden Auftritte unter Ludewig XIV. her. Als dieser eines Tages das Haus besuchte, wurden die ehrlichen alten Krieger, die sich herandrängten, um den König in der Nähe zu sehen, von der Garde zurückgetrieben. Der König, der dies bemerkte, befahl, die guten Leute näher kommen zu lassen, und erklärte zugleich, daß er in der Mitte seiner alten treuen Diener keiner andern Wache bedürfe. Von dieser Zeit an haben die Invaliden die ihnen dadurch zuerkannte Ehre sich nicht wieder nehmen lassen.

Die Kirche, in welche man durch das zweite Quergebäude eingeht, ist von guter Bauart, und eben so bescheiden als geschmackvoll geziert. Es ist ein rührender An-

blick, in derselben zu jeder Tageszeit einzelne alte, zum Theil verstümmelte Krieger, theils sitzend, theils auf den Knien liegend, dem Höchsten ihr Dankopfer bringen zu sehen. Man sieht es der stillen, scheinlosen Frömmigkeit dieser alten Leute an, daß sie ihnen nicht auf der Zunge, in den Augen und Gesichtsmuskeln sitzt, sondern im Herzen wohnt. Fast eben so rührend ist es, sie auf dem vorbenannten großen Platze im Schatten der für sie gepflanzten Bäume sitzen oder umherwandeln und, nach einem Leben voll Mühseligkeit und Gefahren, der wohlverdienten Ruhe eines harmlosen Alters genießen zu sehen. Hier war es, wo Rousseau in den letzten Jahren seines Pariser Aufenthalts, um seinen wankenden Glauben an das Dasein guter Menschen zu stärken, seine häufigsten und liebsten Spaziergänge machte. Der freundliche Blick eines, seinen Gruß oder seine Anrede erwiedernden grauen Kriegers konnte sein gefühlvolles, nach wohlwollenden Menschen sich sehnendes Herz in Entzücken setzen — bis ihm endlich auch diese Quelle des unschuldigsten und reinsten Vergnügens, wie er glaubte, von seinen unmenschlichen Feinden verstopft wurde. Diese raunten den ehrlichen Invaliden ins Ohr, daß der Mann, der sich ihnen so andringe, ein böser, sittenloser Gottesverläugner sei: und hin war ihr freundliches Benehmen gegen ihn, hin für den guten Rousseau die reine menschliche Freude, die er sich vorher von diesem Platze zu holen pflegte!

Unmittelbar an die Kirche stößt der damit zusammenhangende, jedoch für die alten Krieger eigentlich nicht bestimmte, erhabene Dom, den wir aber, so wollte es unser starrköpfiger Hofmeister, heute durchaus noch nicht sehen sollten, weil, wie er sagte, die Besichtigung desselben, nebst der nicht weit davon gelegenen Krieges-

schule, une bonne matinée für sich machen würde. Auch war es hohe Zeit, uns auf den Weg zu begeben, wollten wir anders noch eine weite Reise vollenden, die wir nach einem ganz entgegengesetzten Theile der Stadt, nach dem Packhofe nämlich, zu machen hatten, wo wir unser Gepäck, welches mit der Post angekommen war, in Empfang nehmen sollten.

Es war hart am Mittage, und dieser Tag einer der heißesten, die wir diesen Sommer gehabt haben. Die Sonnenstrahlen fielen wie geschmolzenes Blei auf uns herab; und so oft ein leiser, kühlender Wind dazwischen blies, sahen wir uns, weil an vielen Stellen Kalk- und Kreidesteine zum Bauen gesäget werden, mit einer Wolke von feinem weißen Staube umhüllt, der uns fast erstickte. So gingen wir hinter dem Garten des Palais de Bourbon, längs dem Ufer der Seine hin, dem Orte vorbei, wo die neue prächtige Brücke gebaut wird, die diesen Theil der Stadt mit dem gegenüberliegenden Ludwigsplatze verbinden soll; dann über die Königsbrücke durchs Louvre nach dem Palais-royal. Hier waren wir schon so erschöpft, daß wir uns für dasmahl nicht darauf einlassen konnten, diese Hauptstadt von Paris — so nennt man hier, und zwar sehr passend, das Palais-royal — ordentlich in Augenschein zu nehmen. Wir beschlossen also, nächstens eine eigene Matinée daraus zu machen, und gingen durch. Auf die Frage: ob der Packhof noch weit von hier sei? erwiederte unser la Jeunesse: deux pas encore — nur noch zwei Schritte; allein dies war für uns nicht sehr tröstlich, denn wir hatten schon gestern gelernt, daß deux pas d'ici, nach dem hiesigen Sprachgebrauche, wenigstens tausend wohlgezählte Schritte bedeute; und so fanden wir es denn auch diesmahl. Ganz abge-

mattet, mit Schweiß und Staub bedeckt, kamen wir endlich bei der Douane — dem Packhofe — an.

Dies ist in Deutschen Städten oft der Ort, wo Fremde am meisten aufgehalten und geneckt werden, wo man sie oft auf die unbilligste und zurückstoßendste Weise behandelt. Auch der Schuldloseste muß sich da, will er anders abgefertigt sein, und ohne Aufenthalt davon kommen, oft zu Bestechungen herablassen. Nicht so in Paris; wenigstens habe ich von dem Allen hier nichts gefunden. Die Französische Artigkeit und das den Franzosen eigene Ehrgefühl ist, scheint es, den Post- und Steuerbedienten, selbst denen von der niedrigsten Klasse, eben so eigen, als den ersten Leuten des Hofes; vielleicht noch mehr. Da ist Keiner, der den bescheidenen Fremden, welcher abgefertigt zu sein wünscht, gebieterisch anschnauzt; da ist noch viel weniger Einer, der, bevor er seine Pflicht thut, erst erkauft oder bestochen zu sein verlangt. Jede Post, z. B. die Brüsseler, die Straßburger u. s. w., hat ihre eigene Geschäftsstube; eine deutlich in die Augen fallende Ueberschrift nennt dem Fremden diejenige, worin er sich zu melden hat. Hier wird er sogleich gehört, und sogleich mit Höflichkeit abgefertiget. »Was haben Sie für Beweise, mein Herr, sagte der Beamte, an den ich mich wandte, daß Sie Derjenige sind, auf den die Adresse lautet?« Diesen, antwortete ich, und zeigte ihm meinen Paß vor. Er machte mir hierauf eine Verbeugung, anzuzeigen, daß es seine Richtigkeit damit habe, und gab mir einen Mann mit, um den Koffer unter den übrigen auszusuchen.

La Jeunesse hatte unterdeß einen Wagen besorgt, um den Koffer und uns selbst nach Hause zu schaffen. Wir sprangen hinein, und er — mit uns, ohne erst auf unsere Einladung zu warten. Hinten auf zu stehen

schien, da der Wagen nur ein gemeiner Fiacker war, seinen Ehrpunkt zu beleidigen. Er sah dies vermuthlich als Etwas, das sich von selbst verstehe, an; denn er machte nicht die mindeste Entschuldigung darüber.

Als wir an einen Ort kamen, wo Melonen verkauft wurden, ließen wir ihn aussteigen, um ein paar für uns mitzunehmen. Es gefiel ihm aber, nur Eine zu kaufen. Cela vous suffit — das ist für Euch genug — sagte er; sprang dabei wieder in den Wagen, und befahl dem Kutscher, nach Hause zu fahren.

Wir hatten von unserer heutigen langen und mühseligen Wanderschaft eine treffliche Eßlust nach Hause gebracht; und La Jeunesse merkte mit Mißvergnügen, daß die Reste heute kärglicher, als gestern, für ihn ausfallen würden. Als daher Einer meiner Gefährten, der sich diesmahl besonders hervorthat, ihm ein paar Mahl hinter einander Wasser abfoderte, machte er seinem Herzen durch die Bemerkung Luft: cet homme mange comme un lapin, et boit comme un canard — der Mensch ißt wie ein Kaninchen, und trinkt wie eine Ente! Wir belachten den Einfall; merkten aber, daß es Zeit sei, sein Verhältniß zu uns nach und nach auf etwas Bestimmteres zu setzen.

Den Rest des Tages beschlossen wir, den Tuilerien zu widmen. Sobald wir uns daher hinlänglich gestärkt und erquickt hatten, machten wir uns gegen fünf Uhr auf den Weg dahin.

Dieser Abend wurde für uns der angenehmste, den wir bis dahin in Paris verlebt hatten. Ich muß die anziehenden Schauspiele, die ihn dazu machten, etwas umständlicher beschreiben.

Sobald man über die Königsbrücke gekommen ist, tritt man — aber nicht ohne Gefahr, übergeritten oder

übergefahren zu werden — in die Tuilerien *) ein. Es ist hier nämlich das Gedränge der Fahrenden, Reitenden und Fußgänger, welche in die Tuilerien, nach den Elisäischen Feldern, nach Chaillot, Passy und Versailles strömen, oder von da zurückkehren, zu jeder Zeit des Tages, besonders aber gegen Abend, unbeschreiblich groß. Beim Eintritt in die Tuilerien sieht man rechts die lange und schöne Antlitzseite (Façade) des Palastes der Tuilerien (Palais des Tuileries) entlang, die aus neun ebenmäßig geordneten, zusammenhangenden und ein Ganzes bildenden Gebäuden besteht. Dies Schloß macht mit der daranstoßenden und mit dem Strome gleichlaufenden Galerie des Louvre einen rechten Winkel. Diese letztbenannte hängt mit dem alten Louvre selbst zusammen, welches ein Viereck für sich bildet. Nach dem Plane, der bei diesen mit einander verbundenen Palästen befolgt zu sein scheint, fehlt dem Ganzen nun noch das vierte Seitengebäude, welches mit der Galerie des Louvre gleichlaufen, und so den Palast der Tuilerien mit dem alten Louvre eben so auf der nordöstlichen Seite verbinden müßte, wie die Gale-

---

*) Ich finde, daß die Franzosen selbst nicht recht mehr zu wissen scheinen, wie dieser Name geschrieben werden muß, indem Einige ihn les Thuilleries, Andere Tuilleries schreiben. Daß er aber Tuileries geschrieben werden müsse, ist außer Zweifel, weil diese Benennung des Gartens von den Ziegelhütten hergenommen ist, welche ehemahls hier waren, und die er verdrängt hat. Es ist übrigens merkwürdig, daß Athen ehemahls einen ähnlichen Lustort hatte, der aus eben der Ursache, weil nämlich vorher gleichfalls Ziegelhütten daselbst standen, Ceramicus, d. i. Tuileries oder ein Ort, wo Ziegel gebrannt werden, genannt wurde.

rie es auf der südwestlichen Seite thut. Dann würde das Ganze einen Palast ausmachen, der an Umfang in Europa wol nirgends seines Gleichen hätte *). Der Zwischenraum zwischen den jetzt erst dastehenden drei Seiten dieses unermeßlichen Baues faßt so viele bürgerliche Häuser in sich, daß sie, ins Freie gesetzt, eine ganz artige kleine Stadt für sich ausmachen würden. — Aber wieder zu den Tuilerien.

Diese sind ein länglich viereckiger Garten von großem Umfange, dessen erstes Viertel aus Blumenbeeten und Grasflecken, das zweite und dritte aus einem regelmäßig bepflanzten, sehr ehrwürdigen Kastanienwalde, und das vierte aus einem offenen Platze mit einem großen achteckigen Wasserbehälter (Bassin) besteht. Ein ähnliches Wasserbecken findet sich auch im ersten Viertel **); beide haben Springbrunnen. Rings um den

---

*) Bekanntlich hatte Napoleon begonnen, diesen Plan auszuführen; die zurückgekehrten Bourbonen haben jedoch bis jetzt (1829) den allerdings kostbaren Bau nicht fortgesetzt.

**) Von diesem Wasserbehälter erzählt Hr. v. Meister, in seinem sehr schätzbaren kleinen Werke de la morale naturelle, folgenden Geschichtszug. Ein gewisser Herzog von Olonne ging eine Wette ein, daß er dieses Wasserbecken durchwaten wolle. Schon hatte er die Mitte desselben erreicht, als er lieber wieder umkehren und die Wette verloren geben, als an das entgegengesetzte Ufer vorwärts schreiten wollte, ungeachtet der Weg dahin nicht weiter als der Rückweg, die Tiefe aber überall gleich war. Wie viele Menschen, ruft der edle Verfasser dabei aus, machen es auf dem Wege zur Vollkommenheit wie dieser Herzog von Olonne! Sie verzagen auf der Mitte, und kehren mit der nämlichen Kraft, womit sie das Ziel erreichen könnten, statt fortzuschreiten, lieber wieder zurück, von wannen sie ausgegangen waren.

Garten her läuft eine eingemauerte, breite und hohe Erdstufe (Terrasse), die mit Baumreihen bepflanzt ist, und von der man einer überaus schönen und prächtigen Aussicht über die Seine hin genießt.

Der die Mitte dieses großen Gartens ausfüllende Kastanienwald bildet über den ihn durchschneidenden Wandelbahnen ein so dichtes Dach von Laub und Aesten, daß kein Strahl der Sonne hindurchdringen kann. Uebrigens ist sowol der vordere, als auch der hintere Theil des Gartens, auf beiden Seiten des Waldes mit Standbildern und Prachtgefäßen oder Vasen reich verziert, unter welchen manche den Kunstkenner nicht nur an sich ziehen, sondern auch befriedigen. Hiezu gehören besonders eine Vestalinn von Le Gros, und das Bruststück Scipio's, des Afrikaners, von Coustou dem Aeltern, im untern Theile des Gartens. Erstere ist ein Meisterstück der Kunst, wovon man sich lange nicht wieder losmachen kann.

Aber nicht diese, nicht die Pracht des Gartens überhaupt, sondern ein Schauspiel größerer und edlerer Art, welches uns beim Eintritt in denselben sogleich zuerst in die Augen fiel, war die Ursache des unbeschreiblich großen Vergnügens, welches ich heute an diesem Orte fand. Dies war die erstaunliche Menge ruhiger, freundlicher und fröhlicher Menschen, die wir hier in unübersehbaren Haufen und in der allerbuntesten Vermischung zusammenfanden. Alle Rasenflecke wimmelten von jungen Kindern, die mit ihren Bonnen sich daselbst gelagert hatten, um der freien Luft zu genießen, und ihre jungen Kräfte durch Kriechen, Hüpfen und Springen, durch Spielen, Schreien und Lachen zu entwickeln — ein Vergnügen, welches ihnen erst durch die Umwälzung zu Theil geworden ist, weil vor derselben sothaner

Unfug hier nicht gelitten wurde *). Um die Stämme der Bäume her und zwischen denselben saßen, die ganze mittlere Wandelbahn entlang, auf vielen tausend hier zur Miethe stehenden kleinen Stühlen, dichte Haufen wohlgekleideter Leute beiderlei Geschlechts, und weideten ihre Augen an dem bunten Gewimmel von zehn tausend andern, die vor ihnen auf- und niederwallten. Einige waren stille Zuschauer davon, Andere in lebhaftem Gespräch begriffen, und wiederum Andere genossen Erfrischungen aller Art, womit ein hier mitten im Garten aussteheder Limonadier die Gesellschaft versieht. Die Uebersicht dieses ganzen, unbeschreiblich großen und bunten Gewimmels hat etwas Erfreuliches und Erhabenes zugleich.

Und wie viel Unterhaltung gewährt nicht vollends erst die Bemerkung der unendlichen Verschiedenheit der unzählbaren einzelnen Figuren, woraus diese unübersehbaren Menschenhaufen zusammengesetzt sind! Das Erste und Auffallendste, was der Fremde dabei bemerkt, ist dieses: daß ungefähr der dritte oder vierte Mann unter der hier sitzenden oder wandelnden Menge ein Pfaffenblendling oder sogenannter Abbé ist. Dies ist eine der zahlreichsten Menschenklassen, die man hier sieht. Wo man nur geht oder steht, da kommen Einem dergleichen

*) Die kleinen Kinder in Paris und ihre Wärterinnen waren deßwegen bis auf diese Zeit gar sehr zu beklagen, weil sie in den allermeisten Theilen dieser großen Stadt kein freies und grünes Plätzchen fanden, worauf sie sich umhertummeln und eine reine Luft einathmen konnten. Man kann daher sagen, daß die Französische Staatsumwälzung sogar für die Kinder an der Brust wohlthätig gewesen sei. Ehemahls durften nur feine Leute in die Tuilerien kommen; jetzt stehen sie für Jedermann offen.

in den Wurf. Bei dieser Gelegenheit muß ich für Diejenigen, welche von einem Französischen Abbé noch keinen recht bestimmten Begriff haben, die Nachricht hersetzen, daß überhaupt und im Allgemeinen alle Weltgeistlichen, d. i. solche, die keine Mönche sind, unter diesem Namen begriffen werden. Aber mit dieser Erklärung kommt man noch nicht aus, weil es eine gar große Menge von Abbé's giebt, welche ganz und gar keine Geistliche sind, also auch unter jener Erklärung nicht mit begriffen werden können. Um nun die Sache genauer zu erörtern, muß man dreierlei Arten von Abbé's unterscheiden, wovon die eine aus wirklichen, die zweite aus halben Geistlichen, die dritte aus Weltleuten besteht. Zu der ersten gehören nämlich alle Diejenigen, welche nicht bloß die geistliche Haarschur (Tonsur) erhalten haben, sondern auch wirklich eine geistliche Stelle, eine Pfarre, ein Diakonat oder deßgleichen bekleiden; zu der zweiten Diejenigen, welche zwar ihren Lehrgang als Geistliche machten, sich hierauf dem Bischofe zur Prüfung stellten und die Haarschur empfingen, aber nun auch, vor der Hand wenigstens, noch weiter nichts als Geschorne sind, ohne eine geistliche Bedienung zu bekleiden, die sie zum Theil auch niemahls erhalten, zum Theil nicht einmahl begehren, weil sie sich in weltliche Geschäfte werfen, oft auch zu Staatsämtern, bis zu Ministerstellen hinauf, befördert werden. Diese beiden Klassen zeichnen sich durch die geistliche Tracht, Mantel, Kragen und Wirbelkäppchen — Calotte — aus. Die dritte Klasse besteht aus solchen Abbé's, die sich selbst dazu machten, ohne irgend etwas Geistliches in oder an sich zu haben. Zu dieser Maßregel, die hier Jedem frei steht, wird weiter nichts erfodert, als daß Einer sein Haar rund kräuseln und

sich nun Msr. l'Abbé nennen läßt. Diese Art von Abbé's kann bei ihrer Abbéschaft treiben, was sie will, sogar Kaffeeschenken und Gasthäuser halten. Kein Mensch nimmt ein Aergerniß daran.

Man sieht hieraus, wie wenig unser Deutsches Wort Abt dem Französischen Abbé entspricht — so wenig, als nunmehr, und bis zu einer möglichen Veränderung des Deutschen Sprachgebrauchs, das Französische Wort Roi dem Deutschen König!

Ich kehre wieder in die Tuilerien zurück.

Ein zweiter besonderer Zug, welcher das Benehmen dieser erstaunlich großen Menge von Menschen unter sich und gegen Fremde bezeichnet, ist die anständige Freiheit, Ungezwungenheit und Sorglosigkeit, womit hier Jeder sich dem Vergnügen überläßt, ohne von Andern, wäre es auch nur durch musternde Blicke oder durch zischelnde ins Ohr gesagte Urtheile, darin gestört zu werden, oder Andere darin stören zu wollen. An jedem andern Orte wäre es eine Art von Gassenlaufen, zwischen so viel tausend Augen auf und nieder zu wandeln; und es würde, besonders für Damen, keine geringe Zurüstung und keine geringe Sorgfalt über die zusammengesetzte Maschine ihres Putzwerks erfodert werden, um da mit Ehren durchzukommen. Hier scheint man von dem ganzen Heere von Menschen, zwischen dem man hinwallt, gar keine Bemerkung zu nehmen; und das Heer auf seiner Seite scheint sich um die Vorbeigehenden eben so wenig zu bekümmern. Jeder thut, als wenn er allein wäre, und kein Mensch hat etwas dawider. Wie sehr diese gegenseitige Duldsamkeit, dieses scheinbare Nichtbemerken und dieses Nichtbemerktwerden das Vergnügen solcher Zusammenkünfte an ei-

nem solchen Orte befördern und veredeln müsse, läßt sich denken.

Eine dritte Bemerkung, die für uns Deutsche besonders auffallend und überraschend war! Man kommt mit der Erwartung nach Paris, an öffentlichen Oertern, besonders in den Tuilerien, und zwar in den Stunden des Lustwandelns, eine Menge von überfeinen Zierlingen oder Stutzern und von glänzenden Damen im höchsten Putze zu finden. Ehemahls mag diese Erwartung auch wol Niemand getäuscht haben; jetzt täuscht sie gewaltig. Schon seit einigen Jahren, besonders aber jetzt, da die Franzosen aus unterjochten Sklaven, die sie vorher waren, freie Menschen geworden sind, scheint, wie es auch sehr natürlich war, ein ganz anderer, ein viel größerer und edlerer, ein Brittischer Geist in sie gefahren zu sein. Besonders zeichnen sie sich jetzt auch in ihrem Aeußeren durch eine Einfachheit und Prunklosigkeit aus, die wir sogar bei uns nicht kennen. Wesen, nach dem Begriffe gemodelt, den wir in Deutschland mit dem Worte Kleinherrchen — petit-maître — verbinden, habe ich hier noch gar nicht gesehn, zweifle auch, daß mir künftig noch eins davon zu Gesicht kommen werde *). Die meisten Mannspersonen gehen in schlichten Fracks; und der Anzug der Damen hat etwas so Leichtes, Ländliches und Prunkloses, als

*) An die Stelle derselben sind schon seit mehren Jahren die sogenannten Feinen, Elegants, getreten, welche von jenen in vielen Stücken ganz das Gegentheil zu sein scheinen, indem sie eine Schlichtheit, eine Natürlichkeit, eine Ruhe und ein gedankenvolles Wesen zur Schau tragen, hinter welchem nur der feinere Beobachter die Ansprüche der Eitelkeit wahrnimmt, die man unter diese Larve zu verstecken sucht.

ich hier zu finden nie erwartet hätte. Die Töchter und Frauen unsers Deutschen Mittelstandes schleppen sich jetzt — wenn nicht seit meiner Abreise aus Deutschland eine plötzliche Putzumwälzung vorgefallen ist — mit weit mehr Klingklang und Flitterstaat, als hier die Damen vom ersten Range. Eben so schlicht, ungezwungen und von Ziererei entfernt, als ihr Anzug, ist auch ihre Haltung, ihr Gang, ihr Gruß, ihre Unterredung und ihr ganzes Benehmen. Ich kann von meiner Verwunderung darüber noch nicht zurückkommen. Oft frage ich meine Gefährten, oft mich selbst: Sind wir wirklich in Frankreich? Wirklich in Paris? Und sind das wirklich Franzosen und Französinnen, die ich hier vor mir sehe? — Möchte unsere angestammte Deutsche Nachahmungssucht doch jetzt nicht zum ersten Mahl und zur Unzeit in Stillstand gerathen, jetzt, da die Franzosen zum ersten Mahl in ihrer neuen Denkart und in ihren umgeschaffenen Sitten uns so Manches vorhalten, was des Nachahmens würdig wäre! Möchte besonders unser Mittelstand, nach dem Beispiele der meisten Deutschen Höfe, und nun auch nach dem Beispiele unserer Muster, der Franzosen, seine ausschweifende Pracht- und Prunkliebe gleichfalls beschränken, und zu einer edlen Einfachheit, die zu allen Dingen, besonders auch zum Gefallen nütze ist, zurückkehren wollen!

Die Tuilerien hangen durch die Drehebrücke — pont tournant *) — mit dem Platze Ludwigs XV. — la place de Louis XV. — zusammen. Neben dersel-

*) Diese Brücke vertritt die Stelle einer Zugbrücke, wird aber nicht aufgezogen, sondern zur Seite gedreht. Die Erfindung ist von einem Mönch, dem Augustiner Bourgeois.

ben erheben sich, beim Eingange auf diesen Platz, der nun bald einer *) der schönsten in Paris sein wird, auf hohen Fußgestellen zwei geflügelte Pferde von weißem Marmor, auf deren einem das Gerücht, in die Trompete stoßend, auf dem anderen Merkur sitzt: zwei vortreffliche Stücke, die ehemahls zu Marly standen, von wannen sie hiehergebracht wurden.

In der Mitte dieses Platzes steht das bekannte schöne Werk der Schmeichelei, eine metallene Bildsäule zu Pferde, von Bouchardon verfertiget, und einen der unfähigsten Französischen Könige, Ludwig XV., darstellend; ein Werk, welches durch die beißenden Inschriften, die der Französische Witz dazu erfand, eben so sehr, als durch seinen Kunstwerth berühmt geworden ist.

Die Figur des Königs, der so ganz nichts Römerartiges an sich hatte, erscheint hier in Römischer Kleidung, das Haupt mit einem unverdienten Lorbeerkranz umwunden, und in der Hand den Befehlshaberstab, den er, unfähig ihn selbst zu führen, den Pompadouren und Dübarri's übergeben hatte. Das Pferd wird für ein Meisterstück gehalten; es scheint aber, als habe der Künstler dabei mehr auf die Wirkung, die es in der Ferne, als auf diejenige, die es in der Nähe thun sollte, gerechnet. Steht man nämlich nahe dabei, so will es Einem, für ein vollkommen gut gebildetes Pferd, zu kurz und viel zu dick vorkommen; ist man aber einige hundert Schritte weit davon entfernt, so treten alle

---

*) Wenn nämlich die neue Brücke, welche von hier nach dem gegenüberliegenden Palais de Bourbon gezogen wird, auf der einen Seite, und auf der andern die neue Magdalenen-Kirche, die gleichfalls noch in Arbeit ist, vollendet sein werden.

Theile desselben sowol unter einander, als auch mit der darauf sitzenden königlichen Bildsäule, in ein richtiges und schönes Verhältniß. An den vier Ecken des Fußgestells stehn eben so viele Tugenden, welche diesem Könige — fehlten: die Gerechtigkeit, Klugheit, Stärke und Friedfertigkeit; und zwischen denselben erklärt eine Inschrift ihn für den besten Fürsten, der durch seine Siege an den Ufern der Schelde, der Maas und des Rheins (die Vorfälle bei Roßbach, Minden, Hamm und Krefeld hat man weislich nicht mit aufgezählt) den Frieden, und durch den Frieden das Glück seines Volks und von ganz Europa bewirkt habe! *) Die Inschriften, welche die witzigen Köpfe insgeheim dazu machten, und die sich eben so gut erhalten haben, als jene, die in Erz gegraben ist, lauten etwas anders. Hier sind einige der vorzüglichsten davon in einer Deutschen Uebersetzung:

1) Die Bildsäule einer Bildsäule. **)

2) Da schaut ihn, unsern Königsmann,
Wie zu Versailles Jedermann
Ihn ohne Treu und Redlichkeit,
Ihn ohne Herz und Menschlichkeit
In seinem Schlosse schauen kann! ***)

---

*) Ludovico XV. optimo principi, quod ad Scaldim, Mosam, Rhenum victor, pacem armis, pace et suorum et Europae felicitatem quaesivit, hoc pietatis publicae monumentum Praefectus et Aediles decreverunt, anno 1748, posuerunt anno 1763.

**) Statua statuae.

***) Le voilà, notre roi, comme il est à Versailles,
Sans foi, sans loi et sans entrailles.

3) Ein Langohr ist Herr Bouchardon;
Sein Werk spricht dem Verstande Hohn:
Das Laster sitzt durch ihn zu Pferde,
Die Tugend stellt er auf die Erde *).

Indem man bei dieser Bildsäule steht, sieht man gegen Osten, durch die mittelsten Baumreihen des Tuilerien-Gartens, nach dem Prachtthore des Schlosses selbst hinauf, gegen Süden, über die noch unvollendete Brücke, nach dem Bourbonischen Palaste hin, gegen Westen in die Baumreihen der elisäischen Felder, und gegen Norden, zwischen zwei übereinstimmenden, sehr schönen Prachtgebäuden, in die Königsstraße hinauf, welche auf die noch unvollendete Magdalenenkirche zuläuft, deren überaus prachtvolle Vorderseite diesem Platze zugekehrt ist. Es giebt wol nur wenige Standpunkte in der Welt, die' eine so prachtvolle Aussicht nach allen Himmelsgegenden hin gewähren.

Der Platz selbst, der ein Achteck bildet, ist durch einen Kreuzweg in vier Viertel getheilt, deren jedes ein großes Rasenstück enthält. Die Bildsäule ist von einem schönen Geländer (balustrade) von weißem Marmor eingeschlossen. Die Ecken des Platzes sind mit niedlichen Zelthäusern (Pavillons) versehn, deren Gipfelverzierung (Amortissement) ein mit Blumenkränzen umwundenes Fußgesimse ist, worauf sinnbildliche Figuren stehen.

Dies ist übrigens der Platz, auf welchem im Jahre 1770, bei der Vermählung des jetzigen Königs, als da-

---

*) Bouchardon est un animal,
Et son ouvrage fait pitié:
Il met les vices à chevel,
Et place les vertus à pied.

mahligen Kronerben, das unglückliche Schauspiel gegeben wurde, wobei, nach Mercier's Bericht, nicht weniger als 1800 Menschen *) erdrückt wurden. Man stellte nämlich ein Feuerwerk an, bei dessen Beendigung die durch die Königsstraße nach den Boulevards zurückkehrende Menge sich dermaßen stopfte und in einander drängte, daß ein großer Theil davon das Leben, die meisten Uebrigen wenigstens einige ihrer Gliedmaßen einbüßten. Das fürchterliche Geschrei der Zerquetschten erfüllte die Luft; die Verzweiflung der Gepreßten ging in Wuth über; zur Vergrößerung des Jammers stürzte von dem Gedränge ein in dieser Straße aufgeführtes Zimmerwerk ein, zerschmetterte die darunter Befindlichen und vermehrte die Sperrung; die Kutscher suchten über zertretene Schädel hin sich einen Weg zu bahnen, allein ihre Pferde wurden todt gestochen, sie selbst mit den Uebrigen erdrückt oder zertreten. Mercier, welcher das Unglück hatte, sich unter dieser Menge zu befinden, aber das Glück, mit einer bloßen Quetschung davon zu kommen, sagt: »Ich habe nachher Leute Jahre lang an den Folgen dieses fürchterlichen Volksgedränges leiden sehen. Eine Familie verschwand ganz und gar dabei. Es war fast kein Haus in Paris, welches nicht entweder einen Verwandten oder einen Freund zu beweinen hatte.«

Suchen wir dieses schreckliche Bild durch die Betrachtung eines lieblicheren Schauspiels, welches sich eben darbietet, aus unserer Vorstellung wieder loszuwerden!

Es war die Natur, die mit den Prachtwerken dieses Orts sich vereiniget zu haben schien, um mir diesen

*) Nach Andern doch nur 600.

Abend hier einen Genuß zu gewähren, wie ich ihn in dieser Art noch nie gehabt hatte. Der Abend war ein schönes Hinsterben des schönsten Sommertages, der ganze Luftkreis still, der ganze Himmel blau, rund umher die oben beschriebenen prachtvollen Gegenstände und Aussichten; so weit das Auge nach allen Seiten hinreichte, ein Gewimmel und Getümmel freundlicher, friedlicher und fröhlicher Menschen; und nun — als hätte die Natur es recht eigentlich darauf angelegt gehabt, mir diesen schönen Abend, an einem so schönen Orte genossen, zu einem der unvergeßlichsten meines Lebens zu machen — am östlichen und westlichen Himmel das erhabenste und prächtigste Schauspiel von allem: dort der aufgehende Vollmond, der gerade zwischen den beiden mittelsten Baumreihen der Tuilerien hinter dem Palais hervorstieg; hier die untergehende Sonne, die in eben dem Augenblicke hinter dem Gipfel des Waldes der elisäischen Felder zu sinken begann. Dies Alles zusammengenommen machte eine Wirkung auf mich, die ich zu beschreiben nur vergebens mich bemühen würde.

Aber indem ich nun so dastand, und mich der Freude und der Bewunderung über dieses herrliche Schauspiel überließ, — indeß meine Blicke bald auf der Silberscheibe des Mondes ruheten, bald sich in das Goldmeer der von den Gipfeln der Bäume schon halbbedeckten Sonne tauchten, bald über das unübersehbare Gewimmel und Getümmel der die ganze Gegend umher anfüllenden Menschenschar hinschwärmten, —wurde ich auf einmahl, auf die allersonderbarste und unerwarteteste Weise, mitten aus meinen süßesten Hochgefühlen, in den allerwiderlichsten Empfindungszustand, der aus einem Gemisch von Befremden, Ekel und Unwillen bestand, gewaltsam hinabgerissen. Ich fühlte mich nämlich plötzlich von

sechs häßlichen, gelbbraunen und dickknochigen Armen umschlungen, sah zu gleicher Zeit drei, diesen Armen an Farbe und Plumpheit vollkommen entsprechende scheußliche Gestalten mit großen Mänteln, dicken aufgeworfenen Lippen, hervorragenden Backenknochen und borstigen Augenbraunen, sich zu meinen Wangen drängen, und fing aus dem Strome plattfranzösischer Worte, den diese häßlichen Gesichter aus ihren rauhen und kreischenden Kehlen mir entgegensprudelten, folgenden Sinn auf: Erlauben Sie, Herr Abbé, daß wir Sie umarmen; dann mögen Sie uns geben, was Ihnen beliebt! Mein erster Gedanke bei diesem seltsamen Ueberfalle war, daß ich Orpheus Schicksal haben würde *); der zweite, daß ich mich doch erst meiner Haut wehren wolle, so gut und so lange ich könne; nnd so stieß ich, noch ehe ich jenen Sinn völlig gefaßt hatte, mit aller Kraft, die mir beiwohnte, mir diese Unholdinnen vom Leibe. Und jetzt erst, da ich wieder zur Besonnenheit kam, da ich aus ihrem fortsprudelnden Wörterstrome die eigentliche Absicht dieser zärtlichen Begrüßung recht begriff, und nun sah, mit was für Damen ich es hier zu thun hatte, merkte ich, daß ich besser thun würde, gelindere Saiten aufzuziehen. Es waren nämlich drei Poissarden — Fischerweiber **) — eine eben so scheußliche als furchtbare Klasse

*) Der, wie die Fabel sagt, von Thrazischen Weibern in Stücken gerissen wurde.

**) Man sehe die treffende Beschreibung dieser Weiber, womit die Herren Schulz und Kraus uns neulich beschenkt haben, und die dabei befindliche ausgemahlte Abbildung. Ich glaubte, als ich dieses Bild zu Gesicht bekam, daß meine obenbeschriebenen Grazien dazu gesessen hätten, so ähnlich ist es ihnen.

von Pariser Weibern, die im Besitz des Rechts sind, das tollste und unverschämteste Zeug anzugeben, und gleichwol von Jedermann mit der größten Höflichkeit behandelt zu werden, weil es mißlich und gefährlich ist, ihren Zorn zu reizen. Ich machte ihnen daher geschwind eine Entschuldigung, und bat sie, da sie nun von neuen auf mich eindrangen, ihre Gunstbezeigungen einem Würdigeren zuzuwenden, weil man in dem Lande, woher ich käme, so etwas nicht nach Verdienst zu schätzen wisse. Kaum hatte ich dies gesagt, so riefen sie lachend aus: Ah! Monsieur est Anglois — der Herr ist ein Engländer! — und so ließen sie augenblicklich von mir ab, um einem Andern nachzulaufen, der sich ruhig von ihnen umarmen ließ.

Ich suchte mir nun meine Gefährten auf, um ihnen das sonderbare Abenteuer, dem ich noch so glücklich entgangen war, zu erzählen, ging hierauf noch einige Mahl mit ihnen in den düstern, nur hin und wieder von einem durchbrechenden Mondstrahl erleuchteten Wandelbahnen, unter dem Gesumse des abziehenden Menschenschwarms, mit Entzücken auf und nieder; und dann kehrten wir, nachdem wir uns in einem Badehause an der Königsbrücke erfrischt und gestärkt hatten, gegen zehn Uhr nach unserer Wohnung zurück.

Den 6ten August.

Unser Hofmeister — dem wir nun nach und nach über den Kopf zu wachsen anfangen, weil wir den gestrigen Abend schon ohne ihn in den Tuilerien zugebracht haben — bestand darauf, daß wir heute noch einige Kirchen besehen müßten; wir aber verlangten, daß er

uns nach der Sternwarte führen solle. Ça n'est rien — Das ist nichts — antwortete er, ça ne vaut pas la peine d'y aller — das ist der Mühe des Hingehns nicht werth. Endlich machten wir einen Vertrag; wir verwilligten ihm drei Kirchen, er uns die Warte; und so traten wir zur gewöhnlichen Zeit unsere heutige Reise an.

Er führte uns zuerst nach St. Sulpice, der Pfarrkirche der Vorstadt St. Germain. Ein sehenswürdiges Gebäude, mit vielen innern Merkwürdigkeiten. Zuerst ein Prachtthor, so erhaben und Ehrfurcht gebietend, als ich je eins sah. Sowol die Breite, als auch die Höhe desselben erregen Erstaunen. Es besteht aus einer doppelten Reihe mächtiger Säulen von zweifacher Ordnung, und die Zahl derselben ist 68. Schade, daß dieses bewundernswürdige Werk einer erhabenen Baukunst nur die Breite einer schmalen Straße zum Vorplatze hat! Schade, daß man auf einen so riesenförmigen Körper zwei unverhältnißmäßige Zwergköpflein — zwei abgeründete Glockenthürmchen — gesetzt hat, die auf einem Gartenhause oder Sieh-dich-um (Belvedère) sich ganz artig ausnehmen würden, einen Tempel aber, der ein so majestätisches Antlitz zeigt, nur verunstalten.

Ich übergehe eine Menge von Kunstsachen, die sich innerhalb der Kirche befinden, und schränke mich auf folgende Bemerkung ein.

Auf dem Fußboden des Kors ist eine Mittagslinie gezogen, d. i. eine Linie, welche auf der einen Seite gerade gegen Süden, auf der andern gerade gegen Norden läuft, und die in dem Augenblicke, daß die Sonnenstrahlen in gleicher Richtung darauf fallen, den wahren Mittagspunkt anzeigt. Um diesen Augenblick recht

bestimmt erfahren zu können, ist in das gegenüberstehende Fenster an der Mittagsseite der Kirche eine Blechplatte gesetzt, die in der Mitte einen Einschnitt hat, um die Sonnenstrahlen durchzulassen. Diese verursachen, indem sie durch den Einschnitt schießen, auf dem Fußboden der Kirche eine längliche, leuchtende Figur, die in eben dem Maße, in welchem die Sonne von Osten nach Westen fortrückt, sich von Westen nach Osten bewegt, bis sie über der besagten Linie steht. In dem Augenblick nun, daß sie von dieser Linie in zwei völlig gleiche Hälften durchschnitten wird, ist es Mittag. Da, wo die Linie auf dem Fußbden sich endiget, hat mau eine Spitzsäule von weißem Marmor gesetzt, die eine vergoldete Weltkugel trägt, und mit Inschriften versehn ist.

Die hier befindlichen Gefäße für das sogenannte Weihwasser, d. i. für das vom Priester eingesegnete Wasser, womit die Gläubigen beim Ein- und Ausgange sich benetzen müssen, sind, wie man dies in katholischen Kirchen häufig findet, Ueberbleibsel heidnischer Kunst, welchen man jetzt eine Bestimmung gegeben hat, die von der, wozu sie gemacht wurden, gar sehr verschieden ist. Sie sind aus Körnerstein oder Granit, waren ehemahls Todtentöpfe, und wurden aus Aegipten hieher gebracht, um kristliche Weihwassernäpfe zu werden. Der Künstler, der sie machte, hatte selbst im Traume niemahls ahnen können, daß sie dazu jemahls gebraucht werden würden. Zwei andere, beim Eingange unter dem Prachtthore befindliche Weihwassergefäße sind in anderer Betrachtung merkwürdig. Hier sind es zwei Muscheln von ungeheurer Größe, womit der Freistaat Venedig den Französischen König Franz I. beschenkte. Sie ruhen auf einem Felsen von Marmor.

Hinter dem Kore bildet das geründete Ende der Kirche

die ungemein prächtige Kapelle der heiligen Jungfrau, ein sehr sehenswürdiges Stück! Das Gewölbe der hohen Kuppel zeigt die Aufnahme der sogenannten Mutter Gottes im Himmel, von Le Moine gemahlt. Die Täuschung wird durch die außerordentliche Höhe des Gewölbes so groß, daß die Figuren nicht gemahlt, sondern am Himmelsgewölbe zu schweben scheinen. Die Seitenwände der Kapelle sind mit Marmor von verschiedenen Farben belegt, und in vier Fächern derselben befinden sich eben so viele Gemählde von Vanloo. Eine marmorne Bildsäule der heiligen Jungfrau, von Pigalle, steht in einer Blende (Niche).

Eine Menge von Begräbnissen berühmter Leute machen die Besichtigung dieses Tempels gleichfalls sehr anziehend. Ich will nur zwei davon ausheben, das der Jungfrau Cheron, und das des Mahlers Jouvenet. Erstere machte sich im vorigen Jahrhundert durch ihre Gelehrsamkeit, durch ihre geistlichen Gedichte, am meisten aber durch ihre Gemählde berühmt. Selbst Le Brun war ein Bewunderer ihrer Kunstarbeiten, und auf seine Empfehlung wurde sie zum Mitgliede der Mahlerakademie aufgenommen, der sie eben so viel Ehre machte, als sie von ihr empfing. Sie gehörte zu den außerordentlichen Ausnahmen ihres Geschlechts, die man nicht nach der Regel beurtheilen muß; sie that daher, da sie von der natürlichen Bestimmung ihres Geschlechts in ihrer Ausbildung abgewichen war, ganz recht, auch darin von ihr abzugehn, daß sie unverheirathet blieb; weil es besser ist, gar nicht zu heirathen, als es ohne zweckmäßige Vorbereitung zur Erfüllung der damit verbundenen Pflichten zu thun. Ein junges Frauenzimmer aber, welches eine Gelehrte, eine Schriftstellerinn und eine Künstlerinn von Handwerk ward, kann diese Vor-

bereitung nicht erhalten haben, wenigstens nicht in hinreichendem Maße. Jouvenet's erwähne ich nicht bloß deßwegen, weil er zu den besten Französischen Mahlern gehört, sondern auch wegen eines Umstandes aus seiner Lebensgeschichte, der hier angemerkt zu werden verdient. Er hatte das Unglück, daß die Gicht ihm die rechte Hand lähmte, und sie dadurch zur Ausübung seiner Kunst völlig unfähig machte. Für jeden andern Mahler würde dies ein unersetzlicher Verlust gewesen sein; nicht für ihn. Durch hartnäckige Uebungen brachte er es bald dahin, daß er mit der linken Hand eben so gut mahlen konnte, als vorher mit der rechten. Man zeigt noch jetzt Stücke von ihm, die er nach jenem Unfalle verfertigte, welchen Keiner die spät geübte linke Hand anzusehn vermag. Beispiele dieser Art verdienen in der Geschichte aufbewahrt zu werden, weil man zwei große und nützliche Wahrheiten daraus lernen kann; die erste: daß unverdrossener Fleiß und fortgesetzte Uebungen auch das Unmöglichscheinende möglich zu machen vermögen; die andere: daß man bei großen Unglücksfällen nie kleinmüthig verzweifeln, sondern, wie Jouvenet, auf Mittel denken muß, den Schaden zu ersetzen, sicher, daß man dergleichen Mittel, wenn man nur aufmerksam und anhaltend genug sucht, auf eine oder die andere Weise endlich zuverläßig finden werde. —

Von hier gings nach der Kirche der Karmeliter-Nonnen, wo wir ein vortreffliches Gemählde von Le Brun *), eine Magdalene besahen, die uns den Ge-

---

*) Ich habe dieses Gemähldes schon in den Briefen aus Paris, zur Zeit der Revolution geschrieben, gedacht. Ich erwähne seiner hier noch einmahl, um Gelegenheit zu haben, einen Schreibfehler zu verbessern, durch

schmack an allen übrigen verdarb. Es hängt in einer der Beikirchen oder Kapellen über einem Altar, auf dem das nämliche Stück in Kupfer gestochen stand. Unter diesem fanden wir eine Inschrift, deren Worte zwar Lateinisch, deren Inhalt aber so ganz Französisch ist, daß man, auch wenn man sie an jedem andern Orte anträfe, über das Vaterland ihres Verfassers keinen Augenblick in Zweifel bleiben würde. Die Magdalene ist vorgestellt, wie sie in weinender Andacht ihren Schmuck abwirft, und die Inschrift sagt ihr auf den Kopf zu, daß sie das aus Buhlerei (Coquetterie) thue, um — den lieben Gott dadurch zu fangen *). Welch ein Gedanke! Welch eine Inschrift zu einem Altarstücke! Und das in einer Nonnenkirche! So etwas kann nur in Paris gefunden werden, und nur da nicht auffallend sein.

Von dieser Kirche lief unser Weg durchs Palais von Luxembourg, dessen jetziger Besitzer Monsieur — der älteste Bruder des Königs — ist. Auch dieser Palast ist, wie alle andere in Paris, bis jetzt noch immer nicht vollendet, ungeachtet er schon ziemlich alt ist. Zu Heinrichs IV. Zeiten stand schon an dieser Stelle das Palais eines Herzogs von Luxemburg. Dieses kaufte Heinrichs Witwe, und ließ den jetzigen Palast daraus erbauen, der zwar die Inschrift: Palais d'Orléans er-

welchen dort Rubens statt Le Brun gesetzt war. — Diese Magdalene soll übrigens kein Gedankenbild, sondern eine Abbildung der berühmten La Valière sein.

*) Magdala dum gemmas, baccisque monile corruscum
Proiicit, ac formae detrahit arma suae;
Dum vultum lacrimis et lumina turbat — amoris
Mirare insidias! hac capit arte Deum.

hielt, aber nichts destoweniger seinen ehemahligen Namen behalten hat.

Der zu diesem Palaste gehörige Garten, obgleich weder ausnehmend prächtig, noch sorgfältig genug unterhalten, ist doch für Diejenigen, welche die umliegenden Gegenden der Stadt bewohnen, und für welche die Tuilerien zu entfernt sind, von unschätzbarem Werthe, weil er ihnen freien Raum und schattenreiche Wandelbahnen zur Leibesbewegung und zum Einathmen einer reinen Luft gewährt.

Auf dem langen Wege von hier nach der Sternwarte sahen wir ein Karthäuserkloster, welches mit dem dazu gehörigen unermeßlichen Garten einen so großen, mit einer hohen Mauer eingeschlossenen Raum einnimmt, daß es eine besondere Stadt, wenigstens ein beträchtliliches Landgut zu sein scheint. Solche Besitzungen haben in katholischen Ländern Leute, welche geschworen haben, daß sie immer arm sein wollen, welche dem Volke weiß machen, daß sie kümmerlich, wie Kirchenmäuse leben, ungeachtet sie Alles vollauf haben, und von dem Fette des Landes schwelgen*). Und das Volk ist gutmüthig genug, ihren Worten mehr, als seinen eigenen Augen zu trauen. Man sieht, daß der Hang

*) So ziehen z. B. die Karmelite Bettemönche auf der Straße Vaugirard bloß an Hauszins für Gebäude, die sie zum Vermiethen eerrichten ließenj ,ährlich gegen 100,000 Livres. Ein Französischer Geschichtschreiber, Saint-Foix, fügt, indem er dieses Umstandes erwähnt, die Anmerkung hinzu: «Man muß indeß diesen Leuten die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu gestehn, daß der Reichthum sie nicht aufgebläht hat, denn sie fahren noch immer fort, zu betteln.

des Menschen zum Glauben viel stärker, als der zum Schauen sein müsse!

Unsere Reise nach der Sternwarte war umsonst. Es wurde gerade darin gebaut, und daher Niemand hinaufgelassen. La Jeunesse lachte darüber in sein Fäustchen, und sagte: ne vous l'avois-je pas dit, que ce n'est rien? — hatte ich's euch nicht gesagt, daß es hier nichts sei? —

Wir gingen nun von hier, die neuen Boulevards entlang, nach dem Dom des Invalidenhauses.

Diese neuen Boulevards, welche die Stadt gegen Südwesten einschließen, bestehen nur in einem mit Bäumen eingefaßten Wege, der auf beiden Seiten theils Gärten und Gartenhäuser, theils Wohnungen geringer Leute, theils Gast- und Kaffeehäuser hat. Wenn man von den Boulevards überhaupt redet, so meint man nicht diese, sondern diejenigen, welche die nordöstliche Seite der Stadt durchschneiden. Von diesen ein andermahl.

Der Dom des Invalidenhauses ist das größte, erhabenste und schönste Werk der Baukunst dieser Art, was hier zu sehen ist. Schon das Aeußere desselben verkündiget einen prächtigen und ehrwürdigen Tempel*); und das Innere befriedigt nicht nur die dadurch erregte Erwartung, sondern übertrifft sie noch. Es ist ein Rundgebäude (Rotunde) von sechs offenen, mit Gemählden und Bildsäulen verzierten, aber nicht überladenen Ka-

---

*) Das Prachtthor ist 30 Toisen, d. i. 180 Fuß breit, und die ganze Antlitzseite des Doms mit vielen Bildsäulen von berühmten Meistern geziert. Die beiden Hauptstücke darunter, zwei übermenschliche Figuren, elf Fuß hoch, stellen Karl den Großen und den heiligen Ludwig vor.

pellen umgeben. Der Dom selbst ist zirkelrund, und mit dem kostbarsten Marmor gepflastert. Seine Höhe, vom Fußboden bis an die gewölbte Decke, beträgt nicht weniger als — 300 Fuß. Nichts geht über den Anblick, den man hat, wenn man gerade in die Mitte desselben tritt, und die Blicke in die Höhe richtet. Da glaubt man geradezu in den Himmel selbst hineinzusehen, und die Herrlichkeit der Seligen zu erblicken. Diese Herrlichkeit ist nämlich auf dem gewölbten Deckengemählde vorgestellt; und sowol die Kunst des Mahlers, als auch die angegebene erstaunliche Höhe des Gewölbes, und vornehmlich der Umstand, daß man die Fenster nicht sieht, durch welche die schöne Erleuchtung kommt*), tragen dazu bei, diese angenehme Täuschung zu verursachen. Man ist wie angenagelt, kann von der schönen Zauberstelle nicht wieder wegkommen. Will oder muß man endlich gehn, so kehrt man zehnmahl wieder um und zu dem Zauberorte zurück. Dann steht man abermahls eine Zeit lang da, und gafft und staunt, steif und unbeweglich, wie die Bildsäulen, umher, aber nicht so kalt wie sie.

Unsere bonne matinée wurde hiemit beschlossen, und wir traten die Rückreise nach unserer Wohnung an.

Ungeachtet wir sehr ermüdet und erhitzt zu Hause kamen, wünschten wir doch noch nach dem Palais royal zu gehn, um diesen Mittag bei einem Wiederhersteller zu speisen. Wir machten uns daher auf den Weg. Allein unsere Kräfte waren zu sehr erschöpft;

*) Die Fenster der Kuppel werden nämlich durch ein darunter befindliches Gesimse gedeckt, so daß man sie von unten nicht sehen kann.

und die Mittagshitze, noch mehr aber die Staubwolke, worin wir wandelten, machte es uns beinahe unmöglich, zu unserm Ziel zu gelangen. La Jeunesse fühlte sich eben so erschöpft; er rieth uns daher, da wir die Neue Brücke erreicht hatten, uns zu einem in der Nähe befindlichen Wiederhersteller in der rue Dauphine führen zu lassen, wo wir es eben so gut, als am Palais-royal, finden würden. Er habe, fügte er hinzu, erst kürzlich noch mit zwei Barons Hollandois vier Wochen lang daselbst gespeiset, und diese seien mit der Bewirthung vollkommen zufrieden gewesen. Wir überließen uns seiner Führung, fanden aber, daß er uns, um früher zur Ruhe und zur Schüssel zu kommen, getäuscht hatte. Man wies uns zwei schmutzige Treppen zu einem von Unreinigkeit starrenden Kämmerchen hinauf, wo man uns eine ziemlich schlecht bereitete Mahlzeit von drei Schüsseln vorsetzte, die wir gleichwol mit 4 Livres oder Einem Thaler für die Person bezahlen mußten.

Ein Theil des Nachmittags war nun dazu bestimmt, einer Feierlichkeit in der Sorbonne beizuwohnen. Es sollten Preise unter die Beflissenen ausgetheilt, und bei dieser Gelegenheit einige Reden gehalten werden. Wir begaben uns also dahin — allein umsonst! Das Volksgedränge beim Eingange war so groß, daß wir es unmöglich fanden, hineinzukommen, und unverrichteter Sache wieder umkehren mußten.

Von hier ließen wir uns nach dem Siegesplatze — la place des victoires — führen, um das prahlende Denkmahl Ludwigs XIV. zu besehn.

Wie ganz anders waren unsere Empfindungen bei diesem, als bei der Bildsäule des guten Heinrich auf der Neuen Brücke! Und wie gerecht hat auch die Nachwelt, hat selbst das Volk den Unterschied zwischen

diesen beiden Königen festgesetzt! Dort sehen wir zu jeder Tageszeit dichte Haufen dankbarer Nachkommen mit immer neuer Rührung um das Bild des gerechten und guten Königs her versammelt; hier herrscht eine Einöde. Nur der Ausländer, der dieses Denkmahl der Schmeichelei zum ersten Mahle sieht, bleibt einen Augenblick dabei stehn, nicht um das Andenken des Dargestellten zu ehren, sondern um das Werk des Künstlers, als Kunstwerk, zu betrachten. Kalt tritt er hinzu, unwillig über die Schmeicheleien, die er am Fußgestelle gelesen hat, begiebt er sich wieder hinweg. Das vorübergehende Volk würdiget den unsterblichen Mann — so hat der Schmeichler, der die Unterschrift machte, ihn genannt — nicht des Ansehens mehr. In seinem Herzen ist er längst gestorben, indeß Heinrich ewig darin leben wird.

Der Platz ist eiförmig, und wird von schönen Gebäuden eingeschlossen, die nach einerlei Plan ebenmäßig gestellt sind. Das Denkmahl selbst besteht in einem Fußgestelle von weißem Marmor, auf welchem die aus Blei gegossene und übergoldete *) Bildsäule Ludewigs XIV. in einer übermüthigen Stellung steht, indem er den Fuß auf den Nacken des dreiköpfigen Höllenhundes Cerberus setzt: eine nicht sehr edle Anspielung auf die drei gegen ihn verbundenen Mächte, mit welchen er Krieg geführt hatte. An den vier Ecken des Fußgestells stehen eben so viele Figuren von Erz, welche die Völker vorstellen, über welche Ludewigs Heere siegten. Neben ihn selbst hat man die Gottheit des Sieges gestellt, die mit der

*) Wie bedeutungsvoll! Gerade so war die Regierung dieses gefeierten Königs — Goldglanz von außen, inwendig Blei, welches die Völkerschaft erdrückte.

einen Hand ihm den Lorbeerkranz aufsetzt, und mit der andern ein Bündel von Palmen und Oelzweigen hält.

Dem jetzigen guten Könige von Frankreich wurde einmahl ein Denkmahl von — Schnee errichtet, welches in meinen Augen einen viel größern Werth hatte, als alle die prahlenden Bildsäulen, die seine beiden nächsten Vorgänger sich von ihren Schmeichlern setzen ließen. Die Sache war folgende:

Es war in dem Winter 1784, wo eine anhaltende strenge Kälte die Armen in Paris mit großem Elende bedrohte. Ludewig XVI. wandte diese Gefahr mit königlicher Milde ab. Aus Dankbarkeit errichtete ihm dafür der ärmere Theil des Volks ein Ehrendenkmahl, so gut er dergleichen errichten konnte — eine große Spitzsäule von Schnee, in der Gegend des Louvre. Jeder suchte dabei seine Erkenntlichkeit und seine zärtliche Zuneigung gegen den König durch Inschriften auszudrücken, die man daran befestigte, und unter welchen einige ganz artige und sinnreiche waren, wie z. B. folgende:

Die Armuth setzt dir hier, was sie dir setzen kann,
Ein Ehrenmahl von Schnee; o nimm es gütig an!
Es ehrt dich mehr als eins von Marmor und Metall,
Bezahlt mit schwarzem Brot, das man der Armuth
stahl *).

Der Eigenthümer eines Hauses dieser Gegend suchte dieses einfache Merkmahl wahrer Volksdankbarkeit und

---

*) Louis, les indigens que ta bonté protège,
Ne peuvent t'élever qu'un Monument de neige;
Mais il plaît davantage à ton coeur généreux,
Que le marbre payé du pain des malheureux.

Volksliebe auf die Nachwelt zu bringen. Er ließ daher auf seinem Hofe eine ähnliche Spitzsäule von Marmor errichten, und die merkwürdigsten Inschriften, die sich an dem von Schnee befunden hatten, darein graben. Ich habe geglaubt, daß dieser kleine Zug, der die sittliche und geistige Bildung des sogenannten Pariser Pöbels so schön bezeichnet, auch wol in dieser Reisebeschreibung aufbewahrt zu werden verdiene.

Den Abend brachten wir in dem Wälschen Schauspiele zu. Wälsch oder Italienisch heißt dieses Schauspiel nicht deßwegen, weil es etwa in Italienischer Sprache gegeben wird — denn dies ist nicht der Fall — sondern weil hier Französische Schauspiele in Italienischem, aber doch sehr französelnden Geschmacke aufgeführt werden.

Wir hatten von der lebhaften oder vielmehr brausenden Art, womit die Franzosen bei jeder Art von Schauspiel ihren Beifall oder ihren Tadel äußern, schon in der Französischen Komödie ein Beispiel erlebt; hier erlebten wir ein zweites. Da kam in dem Stücke selbst kein einziger witziger Einfall, kein neuer oder neueingekleideter Gedanke, keine nur einigermaßen gut angebrachte spruchmäßige Stelle vor, die nicht laut und lange beklatscht und durch Ausrufungen mit Beifall beehrt wurde; da wurde von den Schauspielern und Schauspielerinnen keine Stelle ihrer Rolle nur einigermaßen geschickt und glücklich ausgedruckt und dargestellt, ohne daß man auch ihnen und ihrem Spiele durch eben so laute Zurufungen, durch eben so langes und schmetterndes Händeklatschen erst jedes Mahl denjenigen Zoll von Lob abtrug, den sie verdient zu haben schienen. Dies hat auf der einen Seite etwas sehr Unangenehmes, weil der Gang des Stücks dadurch gar zu oft und gar

zu lange unterbrochen, und die Täuschung gestört wird; aber es hat doch auch auf der andern Seite den Vortheil, daß der Schauspieler bei schweren Stellen, welche große Anstrengung erfodern, häufige Ruhepunkte gewinnt, bei welchen er sich jedes Mahl einige Augenblicke erholen und neue Kräfte sammeln kann, um mit ungeschwächtem Feuer bis ans Ende fortzufahren. Ohne dieses Hülfsmittel würde es, glaube ich, besonders in großen leidenschaftlichen Rollen, die gewöhnlichen Kräfte eines Menschen übersteigen, die überspannten Gefühle, worein der Französische Schauspieler sich versetzen muß, und das zur Darstellung derselben, nach hiesiger Bühnensitte erfoderliche, Schreien, Toben und Wüthen bis ans Ende auszuhalten. Nur die öftern Ruhepunkte, die ihm während des Klatschens gegeben werden; nur die stärkende Kraft des Beifalls, die seiner Seele jedes Mahl neue Schnellkraft und allen Fibern seines Körpers neue Spannung verleiht, machen es ihm möglich, eine so gewaltsame und übertriebene Anstrengung bis ans Ende auszuhalten. In Deutschland, wo wir mit unserm Beifalle sparsamer haushalten, würde ein solcher Schauspieler entweder die Heftigkeit seines Spiels um viele Grade herunterstimmen müssen, oder dabei zu Grunde gehn.

In dem Erdplatze (Parterre) ist man hier gewohnt, zu stehen. Dies hatten Einige mit Recht beschwerlich gefunden, und die Vorsteher der Schauspielhäuser vermocht, Bänke machen zu lassen. Allein die meisten Stimmen hatten sich stark dawider erklärt; es wurde daher heute angezeigt, daß man sich dem Verlangen derselben gefügt, und die Bänke wieder weggenommen habe. In Deutschland würde in einem solchen Falle sicher nur Eine Stimme, und diese sicher für die Bänke sein, weil wir

bei unsern Vergnügungen die Bequemlichkeit lieben; dem lebhaften Franzosen hingegen ist es unerträglich, drei oder vier Stunden lang auf einer und derselben Stelle wie angenagelt zu sitzen; er muß für seine Munterkeit Spielraum haben; daher war das Sitzen im Schauspielhause ihm unerträglich, und er bestand darauf, daß die Bänke wieder fortgeschafft werden mußten. In der sogenannten Französischen Komödie hat man sie bis jetzt noch beibehalten; aber man behauptet auch, daß sie seit der Einführung dieser Bequemlichkeit sich merklich verschlimmert habe. Denn, sagt man, so lange der Erdplatz ein freier Raum war, worin man nach Belieben von einer Stelle zu andern ging, flogen die Urtheile des Kenners von Mund zu Mund durch die ganze Versammlung; der Geschmack und das Urtheil der Menge wurden dadurch geleitet, und diese äußerten dann wieder ihre unfehlbare Wirkung auf die Ausbildung der Schauspieler. Seitdem wir Bänke haben, sagte mir Mercier, haben wir kein gesundes Urtheil und keine treffliche Schauspieler mehr. Ganz ungegründet scheint diese Meinung nicht zu sein.

Wir gaben das zweite Stück auf, um den Rest des schönen Abends in den Tuilerien zu genießen; wo wir es, wo möglich, heute noch angenehmer als gestern fanden.

Den 7ten August.

Heute machte ich meine Besuche, und gab die mitgebrachten Briefe ab. Darüber verstrich mir fast der ganze Tag, ungeachtet ich kaum 8 — 10 kurze Besuche — wie die ersten Besuche gewöhnlich sind — zu machen

hatte, und mich dabei fahren ließ. Allein den größten Theil der Zeit mußte ich mit Stillhalten in engen und vollgepfropften Straßen zubringen, wo die Wagen sich fest gefahren hatten. Oft mußte ich mir auch, um das jedesmahlige Ziel zu erreichen, einen Umweg gefallen lassen, der dreimahl länger als der eigentliche Weg dahin war, weil man auf diesem nicht durchkommen konnte.

Eine große Bequemlichkeit für Fremde und Einheimische, die Jemand, sei's in Geschäften oder aus Höflichkeit, besuchen wollen, gewähren hier die Schweizer oder Thürhüter, die man fast in allen Häusern findet. So wie man über die Schwelle eines Hauses oder in den Vorhof tritt, fallen einem an irgend einer Thür die großgeschriebenen Worte in die Augen: Parlez au Suisse — man rede mit dem Schweizer; und von diesem erfährt man denn sogleich, ob die Person, die man besuchen will, zu Hause, oder abwesend, sichtbar, oder nicht sichtbar ist, und im ersten Falle, wie viele Treppen hoch man zu steigen, und bei welcher Thür man sich zu melden hat. Ohne diese Nachweisung würde man in den meisten Häusern, wer weiß wie lange treppauf treppunter laufen, suchen und anklopfen müssen, bevor man seinen Zweck erreichte. Die allermeisten Thürhüter sind wirkliche Schweizer, die zu Paris schon lange im Besitz des Vorrechts sind, dieses Amt zu verwalten, weil ihre Neigung zur Ruhe und ihre Treue sie ganz besonders dazu tüchtig macht.

Gegen das Ende meiner heutigen Besuche trat die Schauspielzeit heran; und wir verfügten uns diesmahl nach der Französischen Oper. Dies ist das Schauspiel, worauf die Pariser bekanntlich sich am meisten zu gute thun; und seit der großen Verbesserung, welche die Französische Tonkunst durch Gluck und Rousseau er-

fahren hat, sich auch wirklich etwas zu gute thun dürfen. Was indeß mich betrifft, so darf ich, da ich kein regelrechter Kunstmann bin, mir kein anderes Urtheil, als das Bekenntniß meiner Empfindungen, erlauben; und sonach schränke ich mich bloß darauf ein, zu gestehen, daß mir, im Ganzen genommen, etwas so Vollkommenes, als diese Oper, besonders in Ansehung des Tonspiels, des Tanzes, der Bühnenverzierungen und deren schneller Veränderung, noch niemahls vorgekommen war. Einzelne Singstimmen hatte ich freilich schon viel besser gehört, als die besten unter denen, die ich heute bewunderte; aber das Ganze war mir noch das Erste in seiner Art.

Was besonders die Bühnentänze betrifft, so zweifle ich, daß man auf dem ganzen Erdenrunde in dieser Art irgendwo etwas Vollkommneres sehen könne. Aber schwerlich gab es auch auf dem ganzen Erdenrunde wol jemahls zwei so vollkommene Muster der Tanzkunst, als Vestris, der Vater, ehemahls war, und als Vestris, der Sohn, noch jetzt ist. Ich sah diesen Zauberer in der Kunst der schönen Bewegung; und ich habe mir dadurch alles Vergnügen, was andere Schautänze, als die seinigen, mir etwa künftig hätten machen können, wenigstens auf lange Zeit, rein verdorben. Da die großen vollendeten Meister in jeder Kunst so selten sind, so vermindert man, indem man sie sieht oder hört, die Summe des Vergnügens, welche dieselbe Kunst uns künftig hätte gewähren können; denn von Stund an ist der Geschmack an dem Mittelmäßigen in dieser Kunst für uns dahin. Das hohe Vorbild der Vollkommenheit steht uns unaufhörlich vor der Seele, und hindert sie, das Unvollkommnere fernerhin mit eben der Theilnehmung und mit eben dem Vergnügen, als vormahls,

aufzunehmen. Für mich also keine Schautänze mehr!

Es ist unbeschreiblich, mit welcher Kunst und Leichtigkeit dieser Vestris vor den Augen seiner Zuschauer jede schöne menschliche Form, Stellung und Bewegung hervorbringt und entwickelt. Kein Mensch kann sagen, wo die eine aufhört und die andere anfängt; so sehr fließen sie, durch unmerklich feine Uebergänge, deren jeder eine schöne Bewegung für sich ausmacht, in einander; so wenig braucht er irgend einen Ansatz oder Zulauf zu nehmen, um Sprünge und Bewegungen hervorzubringen, welche Andere nur durch eine vorhergehende sehr sichtbare Anstrengung und Verdrehung ausführen können. Bei ihm sieht man keine Anstrengung, noch weniger eine Verdrehung, sogar bei den kühnsten Sprüngen nicht. Auch bei diesen kommt keins seiner Gliedmaßen, auch nur um ein Haarbreit, über die vollkommene Schönheitslinie hinaus; und er mag stillstehn oder fortschreiten, sich drehen oder springen, auf den Füßen stehn oder in der Luft schweben, so zeigt er euch zu jeder Zeit und in jeder Bewegung das richtigste Verhältniß aller einzelnen Glieder zu einander, so stellt er euch jedes Mahl den Umriß des schönsten und vollkommensten menschlichen Körpers dar.

Dies ist mein Urtheil über ihn, wodurch ich diesen einzigen Künstler in seiner Art nicht zu loben, ihm nur Gerechtigkeit widerfahren zu lassen glaube. Will man wissen, wie ich, wenn ich ein Franzose wäre, mich über ihn auslassen würde, so vernehme man, was ein Herr zu mir sagte, der neben mir saß. »Seht ihr?« rief er, als der Künstler auf der Bühne erschien, mir mit Begeisterung zu: »seht ihr? das ist Vestris!« Er hätte es mir nicht erst sagen dürfen; man sieht's ihm beim ersten Blicke an, daß es kein Anderer, als er,

sein könne. »Was sagt ihr, mein Herr? Ist's ein Mensch? Nein, neiñ, es ist ein Vogel! Vis-à-vis de lui le meilleur danseur du monde n'est rien; il vous le tue — neben ihm ist der beste Tänzer der Welt ein Nichts; er macht ihn euch mausetodt.« In diesem Tone fuhr er noch eine ganze Weile mit lauter Stimme fort, und überschüttete mich mit einer Menge ähnlicher Französischer Uebertreibungen zum Lobe eines Mannes, bei dem ich nur Augen, aber weder Ohren noch Worte hatte.

Das jetzige Opernhaus ist zwar, nach dem Brande, der die ehemahlige Französische Oper in Asche legte, nur in höchster Eile — man versichert mir, innerhalb acht, und mit Inbegriff der innern Verzierungen, innerhalb elf Wochen — entstanden, um dem schreienden Opernbedürfniß der Pariser nur erst einstweilig dadurch abzuhelfen; aber seiner Größe und sehr bequemen innern Einrichtung kann man das nicht ansehn. Es hat nicht weniger, als acht Gestühlte- oder Logenreihen, die sogenannte Galerie mitgerechnet, über einander. Daraus kann man schließen, wie geräumig und hoch es sein müsse, und welche Menge von Menschen Platz darin finde *).

*) Das ehemahlige Opernhaus war am Palais-royal, und wird nun bald wieder hergestellt sein. Der Brand, der vielen Menschen das Leben kostete, ungeachtet er erst nach Endigung des Stücks ausbrach, ereignete sich vor acht Jahren. In den Curiosités de Paris ist folgender Geschichtszug davon aufbewahrt. — Am Tage nach dem Brande stand das Volk und betrachtete die Verwüstung in tiefster Bestürzung. Mittlerweile kam ein Wagen mit geretteten Bühnenkleidungsstücken vorbeigefahren, worauf ein Lastträger saß. Dieser bemerkte unter den Sachen,

Als eine Merkwürdigkeit von der Französischen Oper verdient hier noch angeführt zu werden, daß der erste Stifter und Unternehmer derselben — ein Geistlicher, der Abbé Perrin, gottseligen Andenkens war. Wir haben in Deutschland zwar auch Geistliche, welche zugleich Bauräthe sind — und warum sollten sie nicht? — aber daß ein Priester es unternimmt, ein Opernhaus zu erbauen, es zu verwalten und ihm vorzustehen, das kann in keinem andern Lande, das kann nur in Frankreich geschehen.

Innerhalb acht Tagen empfängst du die Fortsetzung dieses Tagebuchs. Bis dahin lebe wohl, mein liebes Kind!

Zehnter Brief.

Paris, den 12. Aug. 1789.

Hier sende ich dir, meine liebe Tochter, eine neue Lieferung meines Tagebuchs. Wenn das Durchlesen desselben dir und deiner guten Mutter nur halb so viel Vergnügen macht, als mir die Beobachtung der Dinge,

---

welche vor ihm lagen, einen Helm und einen königlichen Mantel, und hatte den Einfall, jenen aufzusetzen, und sich diesen umzuhängen. Kaum wurde er in diesem prächtigen Anzuge bemerkt, so brach die ganze, noch einen Augenblick vorher so niedergeschlagene Volksmenge in ein lautes Gelächter aus. Seht da, ruft der Französische Verfasser dabei aus, das Eigenthümliche der Französischen Traurigkeit! Einige Tage danach kleidete man sich in Stoffe couleur de feu d'Opéra — von Opern-Feuerfarbe.

die ich euch darin erzähle, so darf ich die Mühe, diese Bemerkungen für euch zu Papier gebracht zu haben, nicht bereuen. So oft die Zeit es mir erlauben wird, werde ich jede Lieferung mit einer und der andern allgemeineren Beobachtung begleiten, welche in dem Tagebuche selbst nicht füglich Platz haben konnte. Heute ein paar Worte über die Ausbildung und Aufklärung dieses Volks, so weit ich darüber zu urtheilen mich jetzt schon im Stande sehe.

Daß ich unter dem Worte Ausbildung den Anbau — die Entwickelung und Veredelung — der gesammten menschlichen Kräfte und Fähigkeiten durch alle dazu dienliche Mittel, und unter dem Worte Aufklärung die Masse der richtigen Erkenntniß eines Menschen oder eines Volks, in Ansehung seiner wichtigsten menschlichen und bürgerlichen Angelegenheiten begreife, brauche ich wol nicht erst zu erinnern; so wenig wie es hier auch erst der Anzeige bedarf, daß die Rede nicht von diesem oder jenem Einzelwesen, sondern von der Völkerschaft im Ganzen genommen, sein könne.

Wenn man auf die dermahligen Hauptmittel zur Ausbildung und Erleuchtung eines Volks — Schulunterricht, Unterweisungsbücher und öffentliche Religionsübungen — sieht, und in dieser Betrachtung zwischen Frankreich und Deutschland eine Vergleichung anstellt; so sollte man unbesehends darauf wetten, daß das deutsche Volk, in den freigläubigen Gegenden unsers Vaterlandes, zehnmahl gebildeter und aufgeklärter, als das Französische, sein müsse. In Ansehung dieser Ausbildungsmittel nämlich findet, die Sache im Allgemeinen genommen, und einzelne Ausnahmen auf beiden Seiten abgerechnet, kaum eine Vergleichung beider Völkerschaften mit einander Statt: so sehr steht die Französische hierin

der unsrigen nach, so sehr hat die unsrige ihr schon lange den Preis darin abgelaufen! Und doch findet, zum anfänglichen Erstaunen des nachdenkenden Beobachters, ganz offenbar das Gegentheil von Demjenigen Statt, was man sonach vermuthen sollte.

Ungeachtet nämlich der Schulunterricht und die öffentliche Schulerziehung *) dieses Volks, nach allen

---

*) Man höre z. B. die Schilderung, die uns einer der besten und freimüthigsten Französischen Schriftsteller, Mercier, von dem Mazarinschen Kollegio (Collège Mazarin ou des quatre Nations) und von dem Collège royal macht. Von dem ersten sagt er: »Es ist das schönste, das reichste, das besuchteste Kollegium der Pariser Hochschule, und zugleich das ärmste an geschickten Lehrern und an wohlunterrichteten Schülern. Der erste Rektor derselben nennt sich, höchster Beherrscher des Kollegiums, so wie Homer den Zeus den höchsten Beherrscher des Olimpus nannte. Kein Hochmuth in der Welt kommt dem eines Schulfuchses bei, der zu dieser Würde emporgestiegen ist. Wenn er viermahl im Jahr zwischen den Pelzröcken der vier Gelehrtenzünfte, welchen er vorsteht, einherstolzt, so wähnt er an der Spitze aller menschlichen Wissenschaften zu stehen. Der erste Blick, den man auf dies veilchenfarbene, von Schulfüchserei aufgeblasene Wesen wirft, ist Spott, der zweite Mitleid. — Die Vorsteher der untern Klassen sind, wie's fällt, der eine immer noch platter und unwissender, als der Andere. — Diese Schulherrschlinge machen sich oft, um nichts und wieder nichts, einer barbarischen Grausamkeit gegen ihre Zöglinge schuldig, und verwandeln ihre Züchtigungen in wahre Martern. Man stelle sich ein armes acht- oder neunjähriges Kind vor, wie es schluchzend nach dem Fuße des Lehrstuhls schwankt, wie zwei Zuchtmeister es allda ergreifen, es bis aufs Blut zerhauen! Oft verlangt der Lehrer der humaniorum (d. h. derjenigen Wissenschaften, welche die Menschheit mild, sanft und edel machen sollen), daß der kleine unschuldige Märterer die

Nachrichten, die ich darüber einziehen konnte, in Vergleichung mit vielen öffentlichen Anstalten dieser Art in Deutschland — so unvollkommen und mangelhaft diese auch noch immer sein mögen — im Ganzen genommen, noch ganz erbärmlich sind; ungeachtet die Schulbücher der Franzosen und die für ihre Jugend bestimmten Bildungsbücher derselben, bei weiten noch nicht so zweckmäßig und nach richtigen Erziehungsgrundsätzen eingerichtet sind, als die unsrigen; ungeachtet endlich ihr ganzes öffentliches Religionswesen, ihre Erbauungsbü-

---

Streiche zähle, die er ihm zutheilt. Es ist dies keine Uebertreibung; viele Kinder meiner Bekannten sind von diesen barbarischen Schulfüchsen im eigentlichsten Verstande zerfleischt worden.« — Von den übrigen Bildungsanstalten macht uns Hr. Mercier keine vortheilhaftere Schilderung. »Hat man, sagt er, von einem Professor geredet, so hat man von allen geredet; sie gleichen sich in Ansehung ihrer fruchtlosen Amtsführung alle. — Wir sind von dem Jahrhundert des Ramus so weit entfernt; und gleichwol tischen uns diese Leute die abgeschmackten Unterweisungen jener Zeiten, womit wir nichts mehr zu machen wissen, noch immer von neuen wieder auf. Der ganze Erziehungsplan, der in diesen Anstalten befolgt wird, ist unglaublich fehlerhaft; er erstreckt sich bloß über einige lateinische Wörter. Verläßt man die Anstalt, so muß man sich gleichsam umschaffen, muß das Gelesene noch einmahl lesen, um nun erst den Reiz, die Stärke und die Freiheit davon empfinden zu lernen.« Sieht es nun in den gelehrten Schulen der Hauptstadt, in den sogenannten Kollegien, welche die weltberühmte Pariser Hochschule ausmachen, noch so barbarisch aus, wie muß es vollends erst in den geringeren Schulen, in den Schulen fürs Volk, aussehen, da die Verbesserung jener das Leichtere, die Vervollkommnung dieser das unendlich viel Schwerere ist! Man sehe im Tableau de Paris die Kapitel mit der Ueberschrift: **die kleinen Schulen**, und **der Katechet des Kirchspiels**.

cher, ihre Predigten, ihre übrigen öffentlichen Andachtsübungen, weder durch den Verstand aufs Herz, noch durchs Herz auf den Verstand wirken können, weil sie dazu gar nicht eingerichtet sind, weil ihre meisten Religionshandlungen in unfruchtbaren Gebräuchen und in einem gedankenlosen Herplärren unverstandener Lateinischer Formeln bestehn, so ist es doch völlig ausgemacht und bis zum Auffallen entschieden gewiß, daß das Volk, im Ganzen genommen, hier viel gebildeter und in mancher Rücksicht viel aufgeklärter als das unsrige ist. Es ist nämlich

1. äußerlich gesitteter, feiner, höflicher und artiger, als das unsrige. Der Unterschied in diesem Betracht ist so groß, daß nicht einmahl eine Vergleichung Statt findet. Man lege hier dem gemeinsten Handwerksmanne, seinem Weibe und seiner Tochter eine rechtliche Kleidung an, und man kann sie, dem größten Theile nach, ohne Bedenken in die gesitteten Gesellschaften unsers Mittelstandes führen. — Es ist

2. viel gebildeter am Verstande, indem es theils einen größeren Umfang von Begriffen, theils eine größere und schnellere Fassungskraft als das unsrige hat. Man lasse sich hier die Augen verbinden, und unterhalte sich dann mit Leuten aus allen Klassen und Ständen; und man wird es oft schwer finden, sie nach dem Inhalte ihres Gesprächs zu unterscheiden; man wird vielmehr oft den Schuster, den Schneider, den Bedienten u. s. w. für Leute von Stande und von Erziehung nehmen, ungeachtet es sich nachher nicht selten ausweisen wird, daß sie weder lesen noch schreiben können. — Es hat

3. ein Gefühl fürs Schöne, für das Schickliche und Anständige, welches bei uns nur die gebildeten Menschen der höhern Klassen zu haben pflegen.

Zum Beweise können unter mehren seine Achtung für die Werke der Kunst, sein Benehmen und sein Urtheil in den kleinen Schauspielhäusern auf den Boulevards dienen. — Es hat besonders

4. mehr und richtigere Begriffe von den Mängeln und Fehlern seiner bisherigen Staatsverfassung, als in andern Ländern, England ausgenommen, der feinere Theil der Völkerschaft in der seinigen zu haben pflegt. In diesem Betrachte setzen Einen hier oft Leute aus der niedrigsten Klasse, wenn man sie über Staatssachen schwatzen und vernünfteln hört, in Erstaunen, besonders einen Deutschen, weil dies bei uns gerade Dasjenige ist, worin wir, im Durchschnitt genommen, am unwissendsten zu sein pflegen. — Endlich ist dies Volk

5. unter allen, welche der Römischen Kirche zugethan sind, das am mindesten abergläubige. Es giebt sogar freigläubige Völker, welche in diesem Betracht dem Französischen den Vorzug einräumen müssen. Ginge ein Fremder hier nicht in den Kirchen herum, sähe er nicht die Scharen von Abbés mit dem schwarzen Wirbelkäppchen (Calotte) umherlaufen, und stieße er nicht zuweilen auf einen sogenannten Gottträger (Porte-Dieu *) oder auf irgend eine an-

*) Für diejenigen freigläubigen Leser, welche nicht wissen, was dieser sonderbare Ausdruck sagen will, setze ich folgende Nachricht aus Mercier's Gemählde von Paris her.

»Man bewundere den Reichthum und die Würde unserer Sprache! Wir haben porte-faix, porte-feuille porte-crayon u. s. w., ja wir haben sogar auch einen porte-dieu — einen Gottträger. Gottträger! Gott im Himmel, welch ein Wort in unserer Sprache! Es ist ein armer Priester, welcher den Tag über, auch einen

dere, nur der Römischen Kirche eigene Feierlichkeit, so, könnte er hier lange leben und mit Menschen aus allen

Theil der Nacht hindurch aufpaßt, um Denen zu dienen, die ihn auffodern, das geweihte Brot aus dem Hüttlein oder sogenannten Tabernakel zu nehmen, und es zu einem Kranken zu bringen. Ein alter, schmutziger und abgenutzter Traghimmel, von den ersten besten zwei Umherläufern, die sich darbieten, aufgehoben, eine Laterne oder eine Pechkerze voran, dann eine kleine Glocke und ein feister, lahmbeinig einherwatschelnder Pedell — das ist das Gefolge, welches sich auf den Weg zum Hause des Sterbenden begiebt. Das Hostienhäuschen (le ciboire) ist mit vier Stoffläppchen behängt, und die kleine Glocke benachrichtiget die Leute auf der Gasse, daß es Zeit sei, auf die Knie zu fallen. Die Fiaker und Staatswagen halten still; die darin sitzenden Herren steigen indeß nicht aus; sie lassen bloß die Fenster nieder, und machen eine nachlässige Verbeugung. Sind die Kutscher taub, so verdoppelt der Glöckchenträger sein Gebimmel. Wer ein Ketzer ist, oder sich nicht gern in den Koth werfen will, kann mit einer Viertelkniebeugung abkommen. Jedem ist erlaubt, der Hostie nicht nur in das Haus, sondern auch in das Zimmer des Kranken zu folgen. Hier verhängt man sorgfältig die Spiegel, damit das heil. Sakrament sich nicht vervielfältige. Dann errichtet der Priester eine Art von kleinem Altar, bespritzt das Zimmer mit Weihwasser, und treibt dabei die bösen Geister aus. Dann hält er eine Ermahnungsrede in allgemeinen Ausdrücken an den Sterbenden, den er niemahls gesehen hat, und den er gar nicht kennt. Diese nämliche Ermahnung widerfährt, ohne Unterschied, Jungen und Alten beiderlei Geschlechts und jeglichen Standes. Unterdeß nun der Priester den Kranken bedient, hebt der Glockenträger verstohlener Weise den Leuchter auf, um sich des Geldstückes zu bemächtigen, welches man dahin zu legen pflegt, und welches er nachher mit dem Gottträger theilt. Zuletzt segnet der Priester die ganze Versammlung ein, und geht dann wieder seines Weges.«

»Wohnt der Kranke etwas fern, oder fällt gerade ein

Klassen Umgang haben, ohne zu bemerken, daß er sich unter Zwanggläubigen befinde; so wenig sieht oder hört man hier von Dem, was diesen eigen ist.

Und woher nun diese sonderbare Erscheinung? Woher diese befremdende Wirkung, welche, dem ersten Ansehn nach, keine Ursache zu haben scheint? Ich glaube

---

starkes Regenwetter ein, so läß man den lieben Herrn Gott (le bon Dieu) in einem Fiaker fahren. Der Glöckchenträger sitzt alsdann auf der Vorderbank, und klingelt aus dem Schlage heraus. Der Pedell steht mit seiner halberlöschten Fackel, als Bedienter, hinten auf, und der Kutscher hat seinen Hut aus Ehrfurcht unter dem einen Arme, peischt mit dem andern, und läßt sich das Wasser der Dachrinnen auf den entblößten Kopf stürzen. Kommt man hierauf wieder an die Kirchthür zurück, so giebt der Priester dem Kutscher, statt eines Trinkgeldes, seinen Segen. Dann ist dieser zusammt seinem Fuhrwerke geheiliget, und er wagt es nun den ganzen Tag über nicht ein einziges Mahl, seine Pferde durch Fluchen anzutreiben.«

»Begegnet die Nachtwache dem lieben Gotte, so begleitet sie ihn mit aufgepflanztem Flintenspieße bis zu dem Tempel, den er bewohnt, und empfängt dafür auf den Stufen des Altars gleichfalls den priesterlichen Segen.«

»Als einst Ludwig XV. aus dem Palais de justice zurückkehrte, wo er einen Machtspruch gegen das Pariser Parlement gethan hatte, begegnete ihm am Ende der neuen Brücke die Hostie aus der Kirche St. Germain l'Auxerrois, und der ganze königliche Zug hielt augenblicklich still. Er selbst sprang aus dem Wagen, warf sich im Koth auf die Knie, und der Priester trat unter seinem ehemahls rothgewesenen Traghimmel hervor, und gab ihm den Segen. Das Volk war außer sich vor Freuden über diese fromme Handlung, vergaß darüber den Machtspruch, der ihm so sehr mißfallen hatte, und brach in das Freudengeschrei: es lebe der König! aus. Den ganzen Tag über hörte man aus jeglichem Munde: er hat sich im Koth auf die Knie geworfen!«

den Grund davon theils in den Lesereien dieses Volks, theils in seiner eigenthümlichen Gemüthsart gefunden zu haben.

In seinen Lesereien. Seine Schriftsteller, besonders seine ersten und besten Köpfe, haben früher, als die unsrigen, angefangen, sich von der unfruchtbaren Grübelei über Dinge, welche außerhalb des menschlichen Gesichtskreises liegen, und von den dürren Gegenständen der Schulgelehrsamkeit, in nützliche Forschungen, besonders in Untersuchungen über ihre Verfassung überhaupt und über jeden einzelnen Zweig derselben insonderheit, über die Gesetzgebung, über die Rechte und Pflichten des Staatsbürgers und seiner Vorgesetzten, und über den öffentlichen Mißbrauch, zu werfen. Sie hüllten die Ausbeute dieser ihrer Untersuchungen in ein leichtes, gemeinfaßliches, gefälliges und witziges Gewand ein, und ließen sie so in tausenderlei Formen und Gestalten, besonders in kleinen fliegenden Blättern, welche gemeiniglich mehr, als die dicken Bände, auf den Geist einer Völkerschaft wirken, in Zeitschriften, Schnurren, Bühnenstücken u. s. w. ins Volk ausgehen. Besonders nahm dieser Eifer, öffentliche Angelegenheiten und gemeinnützige Gegenstände in Volksschriften zu beleuchten, in dem letzten Jahrzehend Ueberhand, und hierin liegt sowol unmittelbarer Weise der Grund der obigen Erscheinung, als auch mittelbar der Grund zu der jetzigen Staatsumwälzung.

Aber hierin nicht allein. Es gehörte nun auch noch ein solcher Volkssinn, als der der Franzosen, dazu, wenn jene schriftstellerischen Bemühungen die großen und ausgebreiteten Wirkungen auf das ganze Volk haben sollten, die sie hier gehabt haben. Es gehörte vornehmlich jener hervorstechende Zug in diesem Volkssinne, der leidenschaftliche Trieb zur Theilnehmung und Mit-

theilung dazu, der sich bei den Franzosen stärker, als bei irgend einem andern Volke zeigt. Durch ihn sind sie in hohem Grade neugierig und geschwätzig, und äußern Beides, sowol ihre Neugier, als auch ihre Geschwätzigkeit, mit Leidenschaft. Hieraus entstand für die belehrenden Schriftsteller der doppelte Vortheil, daß ihre Belehrungen sowol begieriger und allgemeiner gelesen, als auch durch mündliche Fortpflanzungen und gesprächsweise von Mund zu Mund bis in die niedrigste Volksklasse hinab verbreitet wurden.

Aber auch schon an und durch sich selbst wirkte jener leidenschaftliche Trieb zur Theilnehmung und Mittheilung von jeher mächtig auf die Bildung dieses Volkes; denn er verursachte ein beständiges lebhaftes Reiben der Köpfe an einander, und einen eben so schnellen, als allgemeinen Gedanken- und Empfindungsumlauf, welcher eine fortschreitende allgemeine Bildung und Veredelung aller Stände zur unausbleiblichen Folge haben mußte.

So erkläre ich mir das Räthsel, wie die Franzosen, unter einer willkührlichen Regierung, ohne zweckmäßig eingerichtete Schulanstalten, bei einer Kirchenlehre, welche der Aufklärung, statt sie zu begünstigen, die größten Hindernisse in den Weg zu legen pflegt, und bei einem öffentlichen Gottesdienste, der so ganz nicht danach eingerichtet ist, das Herz zu großen und edlen Empfindungen zu erwärmen, und den Geist zum Nachdenken über die wichtigsten menschlichen Angelegenheiten zu wecken, dennoch eine der gebildetsten und aufgeklärtesten Völkerschaften in der Welt werden konnten. —

Hier hast du nun abermahls eine Handvoll Bemerkungen aus meinem Tagebuche.

Fortgesetzter Auszug aus meinem Pariser Tagebuche.

Den 8ten August.

Der heutige Tag war für uns reich an Mühseligkeit, aber auch reich an Ausbeute. Ich habe in diesem Augenblicke den Grundriß von Paris vor mir liegen; ich übersehe die Bahn, die wir heute durchschritten haben, und da kann ich nicht umhin, mir selbst eine Verbeugung darüber zu machen, daß ich, nach einem so arbeitsvollen Tage, mich jetzt — es ist beinahe Mitternacht — noch hinsetzen kann, um die Geschichte dieses mühseligen Tages zu Papier zu bringen.

Wir hatten, während unsers bisherigen hiesigen Aufenthalts, der Hallen *), d. i. der bedeckten Marktplätze, und besonders der Damen der Hallen, d. i. der Fischweiber, der Trödelweiber u. s. w. so oft erwähnen hören, daß wir glaubten, auch davon etwas in Augen-

---

*) Deren es hier eine Menge giebt. Man hat z. B. einen solchen Marktplatz zum Verkauf der Seefische — la Halle à la marée — der Flußfische — la Halle au poisson d'eau douce — der Blumen und Früchte — la Halle aux fleurs et aux fruits — des Weins — la Halle au vin — des Leders — la Halle aux cuirs — der Tücher — la Halle aux draps — der Kälber — la Halle aux veaux — des Getreides und Mehls — la Halle au bled et à la farine. Letzte ist ihrer Größe und schönen Bauart wegen die sehenswürdigste unter allen.

schein nehmen zu müssen. Unser La Jeunesse führte uns also den Morgen zunächst nach der Getreide- und Mehl-Halle — la Halle au bled et à la farine.

Eins der merkwürdigsten Gebäude in Paris; ein mächtiges Rundgebäude, welches den ganzen Mehlmarkt bedeckt! Ich habe nie etwas in seiner Art Größeres und zweckmäßiger Eingerichtetes gesehn. Rings umher läuft zuvörderst eine breite, oben gewölbte Halle, welche theils die geränmigen Kornböden des zweiten Stockwerks trägt, theils selbst schon mit Korn- und Mehlsäcken, jedoch nur dergestalt besetzt ist, daß man zwischen denselben rund herum gehen kann. Der große zirkelförmige Marktplatz, dem diese Halle zur Einfassung dient, wird von der ungeheuern, mit Glasfenstern durchbrochenen Kuppel des Gebäudes bedeckt, welche nur den Regen, aber nicht das Licht hindert, auf den darunter befindlichen Platz zu fallen. Diese runde Kuppel, welche 120 Fuß im Durchmesser hat, soll nächst der des Pantheons in Rom die größte, und nur um 13 Fuß kleiner sein, als diese. Unter ihr stehen die Mehl- und Getreidesäcke vor jeder Witterung geschützt; eine Anstalt, die für einen Ort, wo alljährlich 1,500,000 Wispel *) Getreide verbraucht werden, von unschätzbarem Werthe ist.

Die Treppen, welche von unten hinauf zu den Kornböden über der Halle führen, sind ungemein bequem und schön eingerichtet. Die auf der einen Seite des Gebäudes besteht aus zweien, wovon die eine sich

*) Uebrigens giebt Mercier, der hier mein Gewährsmann ist, in Ansehung des jährlichen Verbrauchs von Paris, noch folgende Summen an: 100,000 Ochsen, 480,000 Hämmel, 30,000 Kälber, 140,000 Schweine, 450,000 Oxhoft (Muid) Wein u. s. w.

neben und um die andere dergestalt herumwindet, daß zu gleicher Zeit Säcke hinauf- und heruntergebracht werden können, ohne daß die Auf- und Abtragenden einander hinderlich sind.

Außerhalb des Gebäudes prangt auf der einen Seite eine einzelne mächtige Säule von dorischer Ordnung, welche ein in der Französischen Geschichte berühmter Thurm ist, den man jetzt mit der Mehl-Halle verbunden, und ihm die Gestalt einer Säule gegeben hat. Er war ehemahls eine Sternwarte, deren die berüchtigte Königinn Katharine von Medicis, die eben so abergläubig, als boshaft und grausam war, sich zu sterndeutenden Beobachtungen bediente, wenn sie die Begebenheiten der Zukunft am Himmel lesen wollte, wo sie nicht geschrieben stehn.

Wie weit damahls die Unverschämtheit der Betrüger, die sich Sterndeuter, Philosophen und Magier nannten, auf der einen, und der thierisch-dumme Aberglaube der Betrogenen auf der andern Seite ging, davon können wir uns doch, Gott sei Dank! in unsern Zeiten kaum noch eine Vorstellung machen, die uns selbst nicht unwahrscheinlich und unglaublich vorkommen sollte. Die Könige und Fürsten hielten sich damahls an ihren Höfen dergleichen unverschämte Betrüger, nur in größerer Menge und reichlicher besoldet, wie sie jetzt Leibärzte und Hofprediger halten. Sogar Geistliche vom ersten Range, wie z. B. Angelo Erato, Erzbischof von Wien, machten von dieser, Reichthum und Ansehn erwerbenden Kunst selbst Handwerk. Unter der Regierung Karls IX. und seiner Mutter Katharine zählte man in Paris, nach dem Zeugniß der Etoile, nicht weniger als 30,000 dergleichen Gesellen, die sich Philosophen und Astrologen nannten. Katharine selbst war

in diese angebliche Wissenschaft eingeweiht, und der besagte Thurm war der Ort, wo sie dieselbe in Ausübung zu bringen suchte. Diese Fürstinn trug auf bloßem Leibe ein Stück Pergament oder, wie Andere erzählen, ein Stück von der Haut eines geschundenen Kindes, welches mit allerhand Zeichen und Figuren von verschiedenen Farben bemahlt war, nebst einem aus Menschen- und Bocksblut und verschiedenen Metallarten verfertigten sogenannten Talisman. Jenes sollte sie, ihrem einfältigen Glauben nach, gegen alle Gefahren schützen, dieser sie in den Stand setzen, unumschränkt zu herrschen und in die Zukunft zu blicken.

Als man in der abergläubigen Dummheit erst so weit gegangen war, leblosen Dingen und Figuren solche übernatürliche Kräfte zuzutrauen, so war kein Grad von Vernunftverläugnung und Unsinn mehr übrig, wozu man nicht gleichfalls fähig gewesen wäre. Man machte unter andern gewisse Wachsfiguren, von welchen man sich eine wundervolle Wirkung zur Befriedigung der Rachbegirde, zur Züchtigung, ja zur Vernichtung seiner Feinde versprach. Was man nämlich mit einem solchen Wachsbilde vornahm, das, meinte man, widerfahre auch Demjenigen, den es vorstellte, und den man sich darunter dachte. Man verband mit dieser unkristlichen Handlung sogar kristliche Religionsgebräuche, und selbst die Priester dieser Zeit errötheten nicht, sich dieses abscheulichen Unsinns öffentlich, in der Kirche und an eben dem Altare schuldig zu machen, wo sie den Gott der Liebe und der Weisheit anbeten sollten. Als z. B. Heinrich III., den Tag nach der sogenannten Barricade, d. i. nach dem Auftritte in Paris, da das Volk sich in den Straßen gegen ihn verschanzte, die Stadt verließ, und nach Chartres ging, machten die Priester verschie-

dener Kirchen eiligst Wachsbilder, welche seine Person vorstellten, trugen sie zur Kirche, stellten sie auf den Altar, und sangen hierauf vierzig Stunden lang eben so viele Messen ab. Bei jeder Messe prickelten sie die Figur mit Nadelstichen, und bei der letzten durchstachen sie dieselbe in der Gegend des Herzens, indem sie gewisse sinnlose Worte dabei aussprachen, die eine Zauberkraft haben sollten. Durch dieses Mittel hofften sie den König ums Leben zu bringen. Der Zufall, oder vielmehr die Priesterwuth wollte, daß Heinrich III., zwar nicht unmittelbar danach, aber doch in der Folge, nachdem er sich mit Heinrich IV., damahligem Könige von Navarra, vereiniget hatte, von der Hand des Priesters Clement wirklich erstochen wurde; und der Aberglaube triumphirte: die Zauberbilder hatten ihre Wirkung gethan!

Man sollte glauben, fügt der Schriftsteller, der mir diese geschichtlichen Umstände geliehen hat *), hinzu, daß die Vernunft, bei dem täglichen Zuwachs an Kenntnissen und Einsichten, jene Finsterniß nun schon lange gänzlich vertrieben habe, und daß die Gaukeleien der Zauberkunst jetzt nur noch unwissende und abergläubige Menschen ohne Erziehung täuschen könnten. Aber weit gefehlt! Das Uebel ist nur vermindert, nicht vertilgt worden. Man hat ihm einen andern Anstrich gegeben. Es sind Illuminatensekten **) aufgestanden, welche un-

---

*) *Singularités historiques* p. J. A. D***.

**) Illuminés nennt man in Frankreich Alle, die sich geheimer und außerordentlicher Kenntnisse und Kräfte rühmen, wie z. B. die Rosenkreuzer, die Anhänger Swedenborgs u. s. w.

ter feinern und gelehrteren Benennungen ungefähr den nämlichen Unsinn erneuern. Was ehemahls Zauberer oder Magier hieß, heißt jetzt ein Martinist *); statt des Teufels, redet man jetzt von Geistern, von Zwischenmächten, von verquickten (amalgamirten) Wesen u. s. w. Es scheint, daß ein Theil der Menschen, auch bei den größten Fortschritten, welche die Aufklärung macht, immer Kinder an Verstande bleiben, und von verschlagenen Betrügern sich immerfort bei der Nase werden führen lassen. Reiche Müßiggänger von feuriger Einbildungskraft wollen mit schimmernden Träumereien und wundervollen Dichtungen unterhalten sein. Die Vernunft ist ihnen zu kalt, zu beschränkt in ihrem Wirkkreise. Sie wollen verführt, nicht überzeugt sein. —

Man halte mir diese kleine Ausschweifung zu gute! Der Thurm der Königinn Katharine von Medicis, zu dem wir jetzt wieder zurückkehren, gab eine gar zu natürliche Veranlassung dazu. Jetzt hat derselbe, wie eine andere Form, so auch eine andere Bestimmung erhalten. Er dient nunmehr der Mehl-Halle zur Zierde, und man hat einen schönen Brunnen damit verbunden, welcher diesen Theil der Stadt mit dem dahingeleiteten Wasser der Seine versorgt. Auch hat man ihn mit einem Sonnenzeiger von besonderer Erfindung versehn, der die wahre Zeit in jeder Stunde des Tages und in jeder Jahreszeit zeigt **).

---

*) Von einem gewissen Martin, dem angeblichen Verfasser eines schwärmerischen Buchs: Des erreurs et de la vérité. Einige Französische Schriftsteller, welchen ich in meinen Briefen aus Paris hierin folgte, leiten die Benennung unrichtig von Martin Swedenborg, ehemahligem Geisterseher in Schweden, her.

**) Man kann eine Abbildung dieses Thurms und der gan-

Ich füge nur noch die Bemerkung hinzu, daß ich auch hier, wo es doch von Müller- und Beckerknechten wimmelt, kein pöbelhaftes Betragen, kein Lärmen, Schelten und Zanken wahrnehmen konnte; und daß wir unter ihnen eben so sicher und unangefochten umherwandelten, als wenn wir uns in einer Gesellschaft feiner Leute befunden hätten.

Von hier gingen wir nach dem alten Louvre, welches wir bisher immer nur noch von fern, oder im Vorbeigehn betrachtet hatten.

Der Ursprung dieses Palastes verliert sich, wie die Bedeutung seines Namens, im grauen Alterthume. Es war schon ein Louvre unter Philipp II., von Einigen der Eroberer, von Andern der Einäugige genannt, welcher im zwölften Jahrhunderte lebte. Dieser versah das Schloß mit Gräben und Thürmen, und machte auf diese Weise eine Feste daraus. Der sogenannte dicke Thurm, welcher, abgesondert von dem übrigen Gebäude, mitten auf dem Schloßplatze stand, war damahls, was in spätern Zeiten die Bastille ward, ein schrecklicher Gefängnißort für wirkliche oder angebliche Staatsverbrecher. — Allein von diesem uralten Gebäude ist jetzt keine Spur mehr da. Was man heutiges Tages das alte Louvre nennt, wurde an die Stelle desselben unter Franz I., in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts erbaut. Unter Karl IX. war es die Hauptbühne des schrecklichen Trauerspiels der Pariser Bluthochzeit. Man zeigt noch jetzt das Fenster, aus welchem jener königliche Wütherich am Morgen nach der blutigen Nacht sich das grausame

---

zen Mehl-Halle unter den Kupfern des historischen Almanachs fürs Jahr 1790 sehn.

Vergnügen machte, auf Diejenigen, welche durch Schwimmen sich nach dem jenseitigen Ufer der Seine flüchteten, mit eigener hoher Hand, wie auf wilde Thiere, zu schießen, wobei er einmahl über das andere hinunterrief: tödtet sie! tödtet sie! — Aber weg mit dir, unmenschliches Ungeheuer! Das Andenken an deine und deiner Mutter schauderhafte Unthaten würde uns den Anblick des ehrwürdigen Gebäudes vergällen, welches nichts dafür kann, daß es einst von Tigern bewohnt wurde.

Ludwig XIV. wollte vollenden, was Franz I. angefangen hatte. Er erweiterte den Plan dieses Palastes, und ließ einen berühmten Baumeister aus Italien kommen, um seine Gedanken durch ihn ausführen zu lassen. Allein kaum hatte dieser den Grund dazu gelegt, so merkte er, daß die Ausführung und Vollendung des Ganzen ihm nicht gelingen würde; er schützte daher eine Reise in sein Vaterland vor, weil er die Strenge eines Französischen Winters auszuhalten nicht im Stande sei, und — kam nicht wieder.

Es entstand hierauf ein Wettstreit unter den Französischen Baumeistern, indem Einer dem Andern die Ehre, das Werk zu vollenden, zu entreißen suchte; und — sonderbar! ein Arzt, der kein Baumeister von Beruf war, Perrault, dessen Bruder in Boileau's Spottschriften eine so unrühmliche Rolle spielt, wurde allen Andern vorgezogen, weil die Risse, die er überreichte, den meisten Beifall fanden. Das gab nun zwar den witzigen Köpfen seiner Zeit Gelegenheit, ihn und seine Kunst weidlich zu verspotten, indem sie unter andern sagten: die Baukunst müsse sich in mißlichen Gesundheitsumständen befinden, weil sie jetzt in den Händen eines Arztes sei; aber Perrault antwortete auf diese und ähnliche Spöttereien wie ein Mann, der seiner

Verdienste sich bewußt ist, immer antworten sollte — nicht mit Worten, sondern durch sein Werk. Er errichtete die prächtige Antlitzseite, die Colonnade des Louvre genannt, welche noch jetzt als das Meisterstück der Französischen Baukunst von Jedermann bewundert wird *).

Ich könnte nun abermahls mit der Beschreibung dieses Palastes ohne sonderliche Mühe viele Bogen anfüllen; aber da ich nicht absehen kann, wem von meinen Lesern damit gedient sein dürfte, so will ich Papier und Zeit damit lieber nicht verschwenden.

Seitdem der Hof, zu Ludwigs XIV. Zeiten, Paris verließ, und zu seinem gewöhnlichen Aufenthalte Versailles wählte hat man das eigentliche Louvre den Künsten und den Wissenschaften eingeräumt. Nicht nur der Französische Gelehrtenverein der schönen, sondern auch der der höhern Wissenschaften, und der der Inschriften u. s. w. halten ihre Zusammenkünfte darin, und einem jeden von ihnen sind zu diesem Behufe besondere Zimmer eingeräumt worden. Viele Mitglieder dieser Akademien wohnen selbst im Louvre. Wenn der Hof von Versailles nach Paris kommt, tritt er nicht mehr in

*) Curiosités de Paris T. II. Der Verfasser fügt hinzu, daß es nur Einen Menschen gegeben habe, der die Schönheit und Majestät dieser prächtigen Antlitzseite nicht habe fühlen können. Das sei der Italienische Franziskaner-General Bonaventura Calatagirone gewesen, der in ganz Paris nichts Schönes gefunden habe, als die Menge der Bratspieße bei den Garköchen auf der Straße La Huchette und auf der Bärenstraße, bei deren Anblick er sich nicht habe enthalten können, voll Erstaunen auszurufen: Wahrlich, diese Garküchen sind eine erstaunliche Sache!

dem eigentlichen Louvre, sondern in dem damit zusammenhangenden Palaste der Tuilerien ab.

Der große Raum, welcher sich zwischen diesen beiden, durch die Galerie des Louvre verbundenen Palästen befindet, enthält, wie ich schon an einem andern Orte angemerkt habe, so viele Häuser, daß sie, an einen besondern Ort gestellt, eine nicht ganz unbeträchtliche Landstadt ausmachen würden. Durch diese gingen wir jetzt nach den Tuilerien, und von da nach dem Ludwigsplatze hin. Hier standen, wie gewöhnlich, Gaukler von allerlei Art, welche das Volk entweilten (amusirten); Puppenspieler, welche die Einnahme der Bastille aufführten; Zahnärzte, welche ihre Geschicklichkeit priesen u. s. w. Von Letztern hörte ich Einen über die Echtheit seines Zahnpulvers folgende pomphafte Rede mit einem Anstande, mit einer Würde und mit einer Handsprache (Gesten) halten, als wenn er die wichtigste Staatsangelegenheit verhandelt hätte. »Es giebt,« sagte er mit feierlicher Stimme, »zwei Naturkündiger, die auf dem Louvre wohnen; es giebt zwei andere in der Vorstadt St. Germain; es giebt ihrer mehre in verschiedenen Theilen der Stadt. Gehen Sie zu ihnen hin, meine Herren; zeigen Sie ihnen dieses Pulver; und findet sich nur ein Einziger unter ihnen, der da läugnet, dies Pulver sei von echten Korallen gemacht, von so echten, als es deren je zu Paris, als es deren je in Frankreich, als es deren je in Europa, als es deren je im Weltall gab; so sagen Sie, meine Herren, ich sei ein Windbeutel; sagen Sie, ich sei ein Lügner, ich sei ein Marktschreier, ich sei ein Schurke! Und dieses echte, dieses seltene und vortreffliche Korallenpulver verkaufe ich Ihnen — wofür glauben Sie, meine Herren? Nicht für 24 Sous; nein! Nicht für 18 Sous; nein! Nicht

für 12 Sous; nein, meine Herren! Ich verkaufe es Ihnen für sechs Sous. Auf, meine Herren, kaufen Sie von meinem Pulver.«

Ein Anderer hatte neulich seine Geschicklichkeit im Zahnausreißen auf folgende sinnreiche Weise dem Volke anschaulich zu machen gewußt. Er wörtelte erst ein Langes und Breites über die grausamen Martern, welche den armen Zahnkranken von unwissenden und ungeschickten Zahnärzten angethan würden. »Ich will Ihnen zeigen,« fuhr er fort, »ich will Ihnen zeigen, meine Herren, wie diese Pfuscher es zu machen pflegen. Sehen Sie hier — einen Pelikan in die Höhe haltend — dies ist das furchtbare Werkzeug, dessen sie sich dazu bedienen; dieses Werkzeug der Qual setzen sie dem Leidenden an (indem er den Zahn eines neben ihm stehenden Kranken damit faßt), drehen und rütteln hierauf den Zahn (indem er selbst das Nämliche thut) auf eine für den Leidenden höchst schmerzliche Weise; bis es ihnen endlich gelingt, die Wurzel desselben auf diese gewaltsame Art zu lösen, und den Zahn herauszureißen.« Mittlerweile hatte er den Zahn völlig losgemacht, »Und nun, meine Herren, fährt er fort, will ich Ihnen zeigen, wie ich es mache. Geben Sie wohl Acht; sehen Sie, ohne Werkzeug, mit diesen meinen bloßen Fingern, ohne alle Gewalt und auf die sanfteste Weise, sehen Sie, sehen Sie, meine Herren, so!« — indem er den vorher gelös'ten Zahn mit den Fingern herausnimmt und ihn triumphirend emporhält. — »Es lebe die Geschicklichkeit!«

Von hier wandten wir uns durch die Königsstraße nach den Boulevards. Da diese, nächst dem Palaisroyal, den anziehendsten Theil von Paris ausmachen, so verdienten sie, mit dem wunderbaren Menschenge-

wimmel und den mannichfachen, zum Theil sehr seltsamen Schauspielen, welche sie darbieten, etwas umständlich beschrieben zu werden, wenn nicht ein anderer Schriftsteller *) mir neulich hierin zuvorgekommen wäre.

Wir verfolgten diese einzige Strecke ihrer Art diesmahl nur eine mäßige Straße lang, lenkten hierauf seitwärts ein, und begaben uns nach dem Vendomeplatze, um das daselbst befindliche Denkmahl Ludewigs XIV. zu besehn.

Der Platz ist ein geräumiges Viereck mit abgestumpften Ecken, ringsumher von ebenmäßig gestellten ansehnlichen Gebäuden eingeschlossen. Das in der Mitte desselben prangende Denkmahl ist eine metallene Bildsäule zu Pferde, von übermenschlicher Größe. Sie steht auf einem marmornen Fußgestelle, welches dreißig Fuß hoch, vier und zwanzig breit und dreißig lang ist. Das Pferd ist so groß, daß, wie man sagt, in dem Bauche desselben zwanzig Menschen ganz bequem um einen Tisch herum sitzen könnten. Auch sollen, wie versichert wird, zu dieser Bildsäule nicht weniger als 70,000 Pfund Metall gebraucht sein. Der Künstler, der sie goß, hieß Keller, Zeichnung und Modelle waren von Girardon. Schade, daß der Gegenstand dieses Kunstwerks mit der Größe und Erhabenheit desselben nicht in geradem Verhältniß steht! Unsre Empfindungen dabei waren die nämlichen, die wir ehegestern auf dem Siegesplatze hatten.

Es war jetzt hoch Mittag, und unsere erschöpften Kräfte nöthigten uns, einen Wiederhersteller (Restaurateur) zu suchen. Glücklicher Weise waren wir

---

*) Fr. Schulz im 2ten Stück de Deutschen Monatsschrift.

nicht weit vom Palais-royal entfernt; wir verfügten uns also durch die Straße St. Honoré dahin. Hier, und zwar unter den Bogengängen des Palastes, findet man die besten und die berühmtesten Speisemeister, welche den angezeigten Titel führen; und die Art, wie man bei ihnen bedient wird, ist folgende.

In einem geräumigen Saale sieht man beim Eintritt eine Menge kleiner, mit grünem Wachstuch beschlagener Tische stehn, an welchen theils einzelne Gäste theils kleine Gesellschaften von zwei, drei oder vier Personen sitzen. Man wählt sich einen von denen, die unbesetzt sind, und läßt sich von einem der Garçons den Küchenzettel geben. Dies ist ein großes gedrucktes Blatt, worauf man einige funfzig der Jahreszeit angemessene Gerichte, sammt den Weinen, gebrannten Wassern, frischen und eingemachten Früchten, welche an jedem Tage zu haben sind, verzeichnet findet, und unter welchen man nach Belieben wählen kann. Der Preis eines jeden Artikels, und zwar gabenweise angegeben, steht daneben. Ist man nun ein Ausländer, und noch unbekannt mit der Sitte des Landes, so nimmt man von jedem gewählten Gerichte so viel Gaben, als die Gesellschaft, in der man gekommen ist, Personen ausmacht. Dann speist man theuer; denn unter fünf bis sechs Livres kommt man nicht davon. Hat man aber erst bemerkt, wie Andere es hier machen, so kann man für ein geringeres Geld sich die nämlichen Schüsseln und noch einige mehr auftragen lassen. Dann bestimmt man nämlich auch die Zahl der Gaben, die man von jedem Gerichte verlangt, und zwar nicht nach der Zahl der Personen, welche die Tischgesellschaft ausmachen, sondern nach der größern oder geringern Neigung, die sie zu dieser oder jener Speise insbesondere haben. Man wählt

von dem einen zwei oder drei, von dem andern nur eine Gabe, und bekommt gleichwol von jedem so viel, als für drei oder vier Personen, die nicht gerade von einer oder zwei Schüsseln satt zu werden verlangen, genug ist. Einem Deutschen fällt hiebei anfangs auf, daß hier weder Tischtuch, noch Messer, sondern nur Mundtücher, Gabeln und Löffel gegeben werden, weil man voraussetzt, daß Jeder sein Taschenmesser bei sich führe. Auf Verlangen bekommt man aber auch dieses.

Nach vollendeter Mahlzeit stellten wir nun mit Muße eine Besichtigung des Orts an, wo wir sie eingenommen hatten. Er ist unstreitig der anziehendste in Paris; und verdient daher, hier etwas umständlicher beschrieben zu werden.

Das Palais-royal verdankt seine erste Entstehung dem Kardinal Richelieu, der es im Jahr 1629 für sich selbst zu erbauen anfing, und es in der Ueberschrift den Kardinal-Palast — le Palais Cardinal — nannte; eine Benennung, die zu vielen Spötteреien und gelehrten Streitigkeiten Anlaß gab. Man fand sie theils zu anmaßend, weil Richelieu dadurch vorzugsweise für den Kardinal, gleichsam für den Kardinal der Kardinäle, erklärt wurde, theils unfranzösisch; welchen letzten Umstand man dem Stifter der Französischen Akademie — denn das war Richelieu — besonders stark aufmutzte. Seine Schmeichler suchten ihn gegen diesen zweifachen Tadel zu vertheidigen; und so wurde ein Langes und Breites darüber gestritten, bis endlich der Kardinal, aus staatsklugen Ursachen, sich bewogen fand, seinem Herrn, dem Könige Ludewig XIII., ein Geschenk mit diesem Palaste zu machen. Hierauf wurde derselbe, nach dem Tode des Königs, von der Regentinn, der Oesterreichischen Anna, und ihrem Sohne

Ludewig XIV. bewohnt; und nun verwandelte man die bisherige Benennung desselben in die des königlichen Palastes — Palais-royal. Ludewig XIV. räumte ihn in der Folge seinem einzigen Bruder, dem damahligen Monsieur*) ein, und schenkte ihn endlich dem Großsohne desselben, einem Herzoge von Chartres, wodurch er also ein Eigenthum des Hauses Orleans geworden ist.

Allein von Allem, was dieser Palast damahls war, ist jetzt nichts mehr zu sehen. Man hat nach und nach so viele Veränderungen damit vorgenommen, und nimmt noch jetzt so viele damit vor, daß er nunmehr für einen ganz neugebauten Palast gelten kann. Er bildet ein großes längliches Viereck, welches drei Höfe, zwei kleinere und einen größern, einschließt. Letzter wird der Garten des Palais-royal genannt, weil er ehemahls ein wirklicher Garten war, obgleich er jetzt nur noch auf beiden Seiten Baumreihen und sonst noch einige Anlagen hat, die man gewöhnlich nur in Gärten zu finden gewohnt ist. Die beiden ersten Höfe sind, mit diesem dritten verglichen, unbedeutend; ich bleibe also bei dem letzten stehn, und will mich bemühen, die Einbildungskraft meiner Leser in den Stand zu setzen, sich ein ungefähres Bild davon zu machen; ein Dienst, der ihnen, hoffe ich, jetzt, da man diesen Ort in jeder Zeitung nennt, nicht unwillkommen sein wird.

Man sieht beim Eintritt in diesen sogenannten Garten einen länglich-viereckigen Platz, der 350 Schritte, das Maß derselben nach den meinigen genommen, lang,

*) So nennt man bekanntlich in Frankreich den jedesmahligen ältesten Bruder des Königs.

und 150 breit ist. Der hohe und prächtige Palast, der ihn auf allen Seiten einschließt, ruhet auf 180 Schwibbogen, welche rings umher eine Halle bilden, die mit Dem, was sie enthält, vielleicht die einzige in ihrer Art ist. In derselben läuft nämlich rund um das mächtige viereckige Gebäude her eine ununterbrochene Reihe geschmackvoller, mit gläsernen Wänden und Thüren versehener Buden und Säle, worin theils alle mögliche Arten von Putzwaaren, theils Bücher, Kupferstiche, Gemählde und andere Kunstsachen feil geboten werden, theils Speisesäle und Kaffeehäuser angelegt sind, in denen man jede Art von Erfrischung, und zugleich in jeder Stunde des Tages die zahlreichsten und lebhaftesten Gesellschaften findet. Die Schwibbogen sind mit Lichtscheinwerfern versehen, die, in Verbindung mit einer glänzenden Erleuchtung der Fenster des Palastes und aller darunter befindlichen Läden, eine große Wirkung thun.

Der weite Platz oder Garten selbst ist, der Länge nach, auf beiden Seiten mit einer dreifachen Reihe wilder Kastanienbäume bepflanzt, zwischen welchen eine unbeschreibliche Menge von Menschen aus den feinern Klassen auf und nieder wallt. Die Mitte des Platzes nimmt eine neue, jetzt eben fertig gewordene Anlage ein, die so sonderbar ist, daß ich nie von einer ähnlichen gehört oder gelesen habe. Sie wird der Zirkus — le Cirque — genannt; und hier ist eine kurze Beschreibung derselben.

Es erhebt sich ein langes, an den Enden eiförmig zulaufendes, und mit einem grünen Gitterwerk bekleidetes Gebäude, ungefähr zehn Fuß hoch in die Luft, und dieses ist oben mit einem Geländer eingeschlossen. Das Geländer dient einer daselbst befindlichen Erdstufe zur

Einfassung, welche an die Babilonischen hangenden Gärten erinnert. Sie ist nämlich mit Blumentöpfen und Kübeln besetzt, aus welchen Blumen und Gesträuch sich über das Geländer hinaus erheben, und einen ordentlichen Garten vermuthen lassen. In den Seitenwänden des Gebäudes wechseln Fenster und Säulen mit einander ab, und unter jedem Fenster steht auf einem kleinen Fußgestelle das Bruststück irgend eines großen oder merkwürdigen Mannes, welcher Frankreich Ehre gemacht hat. Die Zahl dieser Bruststücke ist zwei und siebzig.

Rings um das Gebäude her läuft ein kleiner ausgemauerter Wassergraben, und aus demselben springen an verschiedenen Stellen theils einzelne, theils zusammengesetzte Springwasser empor. Dies ganze Aeußere hat ein ländliches und überaus fröhliches Ansehn. Jetzt wollen wir das Innere betrachten

Dieses besteht in einem ungemein großen und schönen unterirdischen Saale, der sich ungefähr 14 Fuß tief in der Erde befindet, und dem das oben beschriebene Gebäude zur Verdachung dient. Er ist hundert Fuß lang und funfzig breit; und man steigt an den beiden Enden des Gebäudes auf bequemen und geschmackvollen Treppen hinab. Das Licht erhält dieser unterirdische Saal durch die schräg zulaufende Verdachung des Gebäudes, welches aus Glasfenstern besteht.

An dem einen Ende des Saals erhebt sich auf zwölf marmornen Säulen eine Kuppel, unter welcher alle Arten von Erfrischungen zu haben sind. Ihr gegenüber, am andern Ende des Saales, ist ein Zelthaus für einen Wiederhersteller mit vier und zwanzig kleinen Kabinetten errichtet, worin gespeiset wird. Rings um den Saal her läuft, sowol unten auf der Erde, als auch ober-

wärts, ein Geländergang, welcher durch 72 Säulen von dem Saale abgesondert wird. Ein unterirdischer breiter und gewölbter Gang führt von hier in denjenigen Theil des Palastes, der von dem Herzoge von Orleans selbst bewohnt wird.

Und was ist nun die Bestimmung dieser sonderbaren Anlage? Folgende: sie soll erstens ein Freudensaal sein, worin Tonspiel Bälle, Picknicke u. s. w. gegeben werden. Sie soll zweitens für den feinern Theil der Stadt gleichsam zu einer Geistesbörse dienen, wo man hingeht, um Einfälle auszuwechseln und das Vergnügen einer geistreichen Unterhaltung zu genießen. Zu diesem Behuf sollen drittens in diesem Saale, Vormittags von neun bis elf Uhr, öffentliche Vorlesungen über wissenschaftliche und andere Gegenstände, und zwar unentgeltlich gehalten werden, und man ladet zugleich die Künstler aller Art ein, hier ihre jedesmahligen Werke zur öffentlichen Ansicht und Beurtheilung auszustellen. Es soll endlich viertens der Ort sein, wo Leute, die einander zu sehen und zu sprechen wünschen, sich ein bequemes Stell-dich-ein — Rendez-vous — geben können. Die Eröffnung soll im Winter jedesmahl Morgens um acht, im Sommer um sieben Uhr, und die jedesmahlige Schließung Abends um elf Uhr geschehen. Alle Abend soll man mit einer schönen ländlichen Musik darin bewirthet werden. Der Unternehmer des Ganzen ist Hr. Rozée de St. Pierre.

Nur wohlgekleideten und wenigstens äußerlich gesitteten Personen soll der Eintritt offen stehen. Diese bezahlen dann für die Erlaubniß, diesen Ort, so oft sie wollen, zu besuchen, jährlich 72 Livres, d. i. 18 Thlr. Wer aber nicht vorausbezahlt, wird jedesmahl 3 Liv. oder 18 Ggr. zu entrichten haben. Die erste Eröff-

nung wird, sagt man, innerhalb vier Wochen geschehn. Schade, daß wir dann nicht mehr hier sein werden! — Der Umstand, daß diese schöne Anlage unterirdisch ist, giebt den Empfindungen, womit man in dieselbe hinabsteigt, eine ganz eigene und sonderbare Verschattung, und sowol die sinnlichen als auch die geistigen Genüsse, die man hier künftig finden wird, müssen dadurch etwas ganz Eigenthümliches, Neues, Prickelndes und, bei einer gewissen Gemüthsstimmung wenigstens, etwas Rührendes erhalten. Man fühlt sich allda mehr oder weniger, je nachdem man eben gestimmt ist, in einem Zustande der Abgeschiedenheit von der obern Welt, und es gehört eben keine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft dazu, um sich hier in irgend ein über- oder unterirdisches verfeinertes und veredeltes Dasein, in ein Land der Seligen hineinzuträumen, wo man des großen und kleinen Weltgetümmels vergißt, wo jede bösartige Leidenschaft entschlummert, und wo man, von aller Selbstsucht genesen, sich zum allgemeinsten Wohlwollen gestimmt, und nur zu höhern geistigen und sittlichen Genüssen Trieb und Bedürfniß in sich fühlt *).

Die Pariser nennen das Palais-royal und den sogenannten Garten desselben la Capitale de Paris — die Hauptstadt von Paris: und das mit Recht; denn wirklich verhält sich dieser Ort zu der Stadt, wie die Stadt zu dem Reiche; er giebt den Ton an, er ist das Herz der Stadt, welches alles Neue, Schöne, Anziehende und Genießbare in sich vereiniget, und von wannen es

---

*) Leider ist diese schöne Anlage durch eine darin ausgebrochene Feuersbrunst verwüstet und nicht wieder hergestellt worden.

Anm. z. neuesten Ausgabe.

in Umlauf kommt. Es ist der Tempel der mächtigen Göttinn, Mode genannt, welche von hier aus dem ganzen übrigen Europa Gesetze vorschreibt; es ist der Sammelplatz alles Dessen, was Natur und Kunst, was Fleiß und Kunstsinn zur Befriedigung jedes natürlichen und unnatürlichen oder erkünstelten menschlichen Bedürfnisses in allen fünf Welttheilen erzeugen; es ist eine Welt im Kleinen, wo alles Schöne und alles Genießbare, aus allen Naturreichen, aus allen Fächern der Künste und der Wissenschaften, zum Genuß dargeboten wird.

»Aber nicht die Pracht*), nicht der Reichthum, nicht die zahllosen Mittel zum Genuß und zum Vergnügen, welche man hier vereinigt findet, sondern das große, reiche, mannichfaltige und sonderbare Menschengemählde, welches dem Beobachter hier zu jeder Zeit des Tages, ganz vorzüglich aber in den Abendstunden dargeboten wird, fesselt unsere Aufmerksamkeit. Es ist unmöglich, glaube ich, einen in diesem Betracht anziehenderen Standort in irgend einem Theile der Welt zu finden. Hier sieht man Greise und Jünglinge, Matronen und Mädchen, Weltleute und Priester, ehrbare Frauen und liederliche Buhlerinnen, reiche Prasser und hungrige Künstler, spähende Erwerber und thörichte Verschwender, Kluge und Dumme, Weise und Narren,

*) Man wird mir vergönnen, diese Stelle, die einzige, die ich aus meinen Briefen zu entlehnen mir erlaube, hier, wiewol etwas verändert, einzurücken, weil sie nothwendig zur genauen Bezeichnung des Orts gehört, von dem hier die Rede ist, und weil ich unvermögend bin, eine und ebendieselbe Sache kurz hinter einander auf zwei verschiedene Arten darzustellen.

weiße, gelbe und schwarze Menschen — einen an des andern Seite sitzend, stehend oder umherlaufend, in der allermannichfaltigsten, buntesten, sonderbarsten und duldsamsten Vermischung; und — was diese Schauspiele für den Menschenbeobachter am alleranziehendsten macht — Jedermann überläßt sich hier, jedoch mit Vermeidung aller auffallenden Unanständigkeiten, dem innern Antriebe seiner besondern Gemüthsstimmung, seiner Neigungen und Abneigungen, hne alle Bedenklichkeit. Alles, was hier gesagt oder gethan wird, bleibt innerhalb der Mauern des Palastes; kein Mensch nimmt weiter Kenntniß davon, kein Mensch bekümmert sich weiter darum. Schon seit vielen Jahren war dieser Ort, ungeachtet er mitten in Paris und dem Throne der Zwangsherrschaft so nahe lag, der Sitz einer unbeschränkten, bürgerlichen und gesellschaftlichen Freiheit, wo man redete, was man dachte, und wo man that, was man wollte, ohne daß Jemand ein Aergerniß daran nahm. Der Pariser hörte auf, sobald er diesen Ort betrat, ein Pariser zu sein; er war für den Augenblick ein Weltbürger, der keine bürgerliche und übereinkünftliche Einschränkungen und Fesseln kannte. Hier, schrieb Mercier *) vor 8 oder 9 Jahren schon, schaut man sich einander mit einer Unerschrockenheit ins Gesicht, die in der ganzen Welt nirgends als in Paris, und in Paris nirgends als im Palais royal sittig ist; man schreit hier, statt zu reden; man rennt gegen einander an; man ruft sich von weiten; man nennt bei ihrem Namen die vorübergehenden Damen, ihre Männer, ihre Liebhaber; man wirft ihnen ein beißendes Wort in den Rücken, man lacht einander fast ins Angesicht — Alles,

*) Im Tableau de Paris.

ohne Jemand zu beleidigen, ohne Jemand demüthigen zu wollen. Hier hätte Lavater seine Gesichtskunde schreiben sollen. — Hier, füge ich hinzu, entwickelte sich seit vielen Jahren schon der Keim der Französischen Freiheit, welche jetzt in der schönsten Blüte steht, und welche der Himmel durch Thau und milden Sonnenschein zur Reife fördern wolle! Hier, und zwar besonders in den beiden berühmten Kaffeehäusern unter dem Bogengange dieses Palastes, dem Café de Foix und dem du Caveau, welche mit streitenden Staatskünstlern vom Morgen bis an den Abend angefüllt sind, wurde jener Keim, ohne daß die Regierung es merkte, oder ohne daß sie es verhindern konnte, gepflegt und genährt, bis er endlich zu einem so mächtigen Stamme urplötzlich in die Höhe schoß. Hier war es endlich, und hier konnte es auch nur sein, wo die wunderbare Staatsumwälzung ihren Anfang nahm, als ein muthiger Bürger — sein Name scheint nicht bekannt worden zu sein, wenigstens habe ich mich vergebens bemüht, ihn zu erforschen *) — auf einen der Tische dieses Gartens sprang, und dem bei Tausenden herbeiströmenden Volke, welches Prinz Lambesc mit seinen Reitern aus den Tuilerien verjagt hatte, den kühnen Rath entgegenrief: die Hutschleife anzulegen und zu den Waffen zu greifen.»

»Es ist eine Bemerkung, die wol Keinem entgeht, der die Tuilerien und das Palais-royal hinter einander besucht, daß die nämlichen Menschen, die er dort sah,

---

*) Er hat sich in der Folge selbst genannt, und man weiß nunmehr, daß es Hr. Desmoulins, Parlementsadvokat zu Paris, ein Freund des Grafen Mirabeau, war. S. La France libre.

hier nicht mehr die nämlichen zu sein scheinen. Nach jenen geht man, um sich zu zerstreuen, zu erholen und zu vergnügen; nach diesem, um Neuigkeiten auszuwechseln und über die öffentlichen Angelegenheiten sich zu berathschlagen. Dort hängt man also nur den sanftern, geselligen Empfindungen, hier den Sorgen für das gemeine Beste und der eifersüchtigen Fürsorge für die Erhaltung, Befestigung und Erweiterung der neuerrungenen Freiheit nach. Dort sieht man also auch lauter ruhige, heitere und fröhliche Gesichter, welche theils in dichten und bunten Haufen um die Stämme der alten ehrwürdigen Kastanienbäume und zwischen denselben auf kleinen, hier bei Tausenden zur Miethe stehenden Stühlen sitzen, theils in sanftwallenden Strömen auf den langen schattigen Bahnen zwischen den vielfachen Baumreihen lustwandelnd auf- und niederwogen; hier hingegen erblickt man, und zwar oft an den nämlichen Menschen, die man dort eine Stunde vorher so heiter und so ruhig sah, fast lauter ernste Gesichter, mit angespannten Muskeln und mit Augen, die nicht selten freibürgerliche Funken sprühen. Dort sieht man noch Franzosen, aber veredelte, zu einer, für ein freigewordenes Volk sich geziemenden Einfachheit und Würde in Kleidung und Sitten zurückgekehrte Franzosen; hier hingegen glaubt man lauter Engländer, wo nicht gar Griechen und Römer, die sich über das gemeine Beste berathschlagen, vor sich zu sehen. Die Bemerkung dieses Unterschiedes, welcher Jedem, auch dem stumpfesten Beobachter, von selbst entgegenspringt, hat etwas eben so Angenehmes als Auffallendes, vorausgesetzt, daß man selbst noch einige Reste von menschlichem Freiheitsgefühl in seinem Herzen übrig hat.«

»Nichts kann unterhaltender und anziehender sein,

als sich hier in einen der großen, lauten, aus einigen hundert dicht in einander geschobenen Figuren bestehenden Menschenhaufen zu mischen, welche sich auf diesem Platze schon in den Morgenstunden bilden, und den ganzen Tag hindurch, bis tief in die Nacht hinein, des unaufhörlichen Zuflusses wegen, wodurch die Abgehenden in jedem Augenblicke ersetzt werden, immer die nämlichen zu bleiben scheinen. Die Entstehung solcher Haufen ist besonders artig anzusehn. Zwei oder drei im Gespräch begriffene Männer stehen still, ihre Stimme erhebt sich, ihre Geberdensprache wird lebhafter; sogleich erregen sie die Aufmerksamkeit und Neugier der Vorübergehenden. Man setzt voraus, daß sie von öffentlichen Angelegenheiten reden, und diese gehen jetzt Alle an; Alle haben ein Recht, Theil daran zu nehmen. Man gesellt sich also — gleichviel, ob bekannt oder unbekannt — ihnen bei, um zu hören, wovon die Rede sei; es entsteht ein Haufen, und in einigen Minuten schwillt derselbe zu hundert und mehr Köpfen an. Nur Diejenigen, welche dem Mittelpunkte am nächsten sind, können hören, wovon gesprochen wird, und sprechen mit. Unter den Uebrigen läuft die Frage: que dit-on? — was sagt man — wie ein Lauffeuer herum, ohne daß Diejenigen, an welche sie gerichtet wird, sie beantworten können. Nach und nach entstehen in dem Umfange des schwellenden Kreises mehre Mittelpunkte zu mehren kleinern Kreisen, welche sich innerhalb des größern bilden, und in deren jedem oft etwas ganz Verschiedenes von Demjenigen abgehandelt wird, was die erste Veranlassung zu dem Zusammentreten gab. So sieht man oft dergleichen Menschenhaufen den ganzen Tag über auf einer und ebenderselben Stelle wie eingewurzelt, haften, ungeachtet die einzelnen Per-

sonen, aus welchen sie zusammengesetzt sind, kaum eine halbe Stunde lang die nämlichen bleiben, und ungeachtet die Gegenstände, worüber man sich unterredet, in den verschiedenen Theilen dieser Haufen oft himmelweit verschieden sind.« —

Andere Haufen entstehen nicht durch Zufall, sondern werden von irgend einem Volksredner — und deren giebt es hier jetzt eine große Menge — absichtlich veranlaßt. Hat nämlich ein Solcher etwas vorzutragen, was die gemeine Sache betrifft, so springt er auf einen Stuhl oder Tisch, und augenblicklich strömt Alles nach dem Orte hin, und bildet einen großen, von dicht in einander geschobenen Zuhörern angefüllten Hörsaal rings um ihn her. Und dann ist es eine Freude, die Rednerfähigkeiten zu bewundern, welche der Stuhl- oder Tischredner an den Tag zu legen pflegt; Fähigkeiten, welche sich bei diesem Volke auf eine für uns Deutsche fast unbegreifliche Weise in allen Ständen entwickelt haben. Aber wenn man erst theils den außerordentlich schnellen Gedankenzufluß und die große Lebhaftigkeit des Gefühls, wodurch dies Volk sich von allen andern in der Welt unterscheidet, bemerkt hat; wenn man ferner die allgemeine gesellschaftliche Bildung desselben, und endlich das Eigenthümliche seiner Gerichtshöfe, vor welchen nicht schriftlich, sondern mündlich, und zwar im Angesichte einer großen Volksmenge verhandelt wird, nebst so mancher andern, hier in allerlei Versammlungen, Klubbs u. s. w. Statt findenden Gelegenheit zum öffentlichen Reden kennt: so hört man auf, sich darüber zu wundern, und findet es sehr natürlich, daß die Franzosen uns im Reden eben so sehr überlegen sind, als sie uns an Lebhaftigkeit des Sinnes, und besonders auch an Zuversicht gegen sich selbst übertreffen. Der Mangel

dieser letzten Eigenschaft würde allein schon hinreichend sein, unser Bestreben, es ihnen darin gleich zu thun — wofern ein solcher Wetteifer jemahls bei uns Statt fände — zu vereiteln. Der gar zu Bescheidene wird, wo es öffentlich und aus freier Hand zu reden gilt, nie ein Cicero oder Mirabeau sein. Ich füge dieser Beobachtung noch die Anmerkung bei, daß die Franzosen, ohne diese Rednergabe, wodurch sie sich auszeichnen, mit ihrer großen Staatsumwälzung schwerlich jemahls würden zu Stande gekommen sein. Die Rede ist bei solchen Gelegenheiten das erste und mächtigste Triebrad, welches alle andere in Bewegung setzt, allen andern die erfoderliche Richtung giebt. In Schweden machte sie den König unabhängig; in Frankreich erstickte sie die Zwangsherrschaft und erhob Sklaven zu der Würde freier Menschen. Daraus erfolgt, daß ein Volk, das noch nicht reden kann, auch noch nicht reif zur Freiheit sei. —

Aber es ist Zeit, das Palais-royal für diesmahl zu verlassen, weil wir noch eine weite Reise nach einem sehr entlegenen Theile der Stadt vorhaben. Doch vorher erst noch zwei Worte von einer artigen Erfindung, von der man, wenn man gerade um Mittag hierher kommt, das erste Mahl auf eine angenehme Weise überrascht wird. Es ist eine Sonnenuhr, die, so oft Nebel und Wolken es nicht hindern, sogar den Blinden die wahre Mittagsstunde angiebt. Ganz oben im Palast, und zwar in der Mitte der Antlitzseite des letzten Quergebäudes, welches den Garten schließt, sieht man unter einer Büste den Namen Rousseau, und bildet sich ein, es sei ein Denkmahl des berühmten J. J. Rousseau. Man heftet seine Augen darauf, strengt sie an, und wird unwillig, daß das Denkmahl so sehr hoch gestellt

ist. In dem Augenblicke ist es Mittag; und in dem nämlichen Augenblicke bricht an der nämlichen Stelle ein lautknallender Kanonenschuß hervor. Die Sache ist diese. Ueber dem Zündloche einer an dem besagten Orte befindlichen, aber nicht sichtbaren Kanone, ist ein Brennglas dergestalt angebracht worden, daß der Brennpunkt in dem Augenblicke, da die Sonne in den Mittagszirkel tritt, auf das Zündpulver fallen muß. Der Erfinder dieser Sonnenuhr hieß, wie der Genfer Philosoph, Rousseau. Daher der Name, den man an dieser Stelle liest, und wovon man anfangs irre geführt wird.

Und nun zu unsrer Nachmittagsreise. Diese ging nach der sogenannten École militaire — der Kriegsschule — einem sehr geschmackvollen und prächtigen Palaste am äußersten westlichen Ende der Stadt. Ich nenne sie eine sogenannte, weil hier jetzt keine Kriegsschule mehr ist; denn schon seit mehren Jahren steht dieser Palast leer, und wartet — man weiß nicht auf welche anderweitige Bestimmung. Ludwig XV. ließ ihn erbauen; und die Absicht war, daß 500 junge Edelleute ohne Glücksgüter, oder deren Väter im Dienst des Königs das Leben eingebüßt hätten, hier frei erzogen würden. Diese wohlthätige Absicht ging auch im Jahre 1751 wirklich in Erfüllung; allein schon unter der Amtsführung des Hrn. v. St. Germain erfuhr die Anstalt einen gänzlichen Umsturz. Dieser ließ nämlich eines guten Tages die sämmtlichen jungen Leute — ich habe nicht erfahren können, in welcher Absicht — aufpacken und in die Landschaften fahren, wo er sie in die daselbst befindliche Lehranstalten vertheilte. Der Plan, den dieser Minister dabei verfolgte, mußte ihm wol vereitelt werden; denn nachdem das Haus eine Zeit lang leer gestanden hatte, machte er es abermahls zu einer

Ritterschule, indem er 150 Zöglinge aus den landschaftlichen Anstalten zurückkommen, und die Kriegsschule zugleich für solche eröffnen ließ, die bemittelt genug wären, um ein Jahrgeld von 2000 Franken — 500 Thlr. — erlegen zu können. Allein auch diese Einrichtung war nicht von Bestand. Die Anstalt wurde vor einigen Jahren abermahls aufgehoben, und die prächtigen Gebäude stehen nun seit der Zeit aufs neue leer, ohne daß man weiß, was die Regierung damit vorhabe. Die herrschende Meinung ist, man habe sie für des Königs Bruder, den Grafen von Artois, bestimmt; da dieser aber jetzt entflohen ist, und sobald wol nicht wieder zurückkehren wird, so dürften sie in diesem Falle noch lange leer stehn, wofern das Volk nicht jetzt ein Anderes darüber verfügen wird.

Die Gebäude, aus welchen dieser weitläufige Palast besteht, gehören zu den geschmackvollsten und prächtigsten in Paris.

Auf dem ersten der beiden schönen Hofplätze, welche dieser Palast nach der Stadtseite hin hat, sieht man die marmorne Fußbildsäule Ludwigs XV. von Le Moyne, das erste öffentliche Denkmahl, woran ich hier eine recht passende, kurze und gedankenvolle Inschrift fand. Sie ist von einem Römischen Dichter entlehnt, und lautet auf Deutsch:

Hier hört er Vater gern und gern sich
Fürsten nennen *),

Indeß würde, dünkt mir, auch diese Inschrift noch passender, einfacher und edler geworden sein, wenn man die letzten Worte, atque princeps, weggelassen, und bloß

Hier hört er gern sich Vater nennen

hingesetzt hätte. Den Grund brauche ich wol nicht hinzuzufügen. — Die schönen Flügelgebäude, welche diesen Hof einschließen, sind mit einem prächtigen Säulengange geziert.

Auf der andern Seite beherrscht das Hauptgebäude einen regelmäßigen Platz von ungeheurem Umfange, le Champ de Mars genannt. Ob man diese Benennung

---

*) Hic amat dici pater atque princeps.

durch Märzfeld oder Marsfeld übersetzen müsse, kann ich nicht entscheiden. Im ersten Falle würde es einer von den Plätzen sein, worauf in alten Zeiten die öffentlichen Reichstage gehalten wurden, die man März- oder Maifelder nannte, weil sie in einem oder dem andern dieser beiden Monate an einem solchen Orte unter freiem Himmel gehalten wurden. Im andern Falle würde mit der Benennung Marsfeld auf diejenige Bestimmung dieses Platzes gedeutet werden, die er zu der Zeit erhielt, da die Kriegesschule hier angelegt wurde, auf die zu kriegerischen Uebungen nämlich, welche die Zöglinge dieser Anstalt auf ihm anstellen mußten. Vermuthlich ist der erste Fall der wahre, weil die Benennung des Platzes vermuthlich älter als die Kriegesschule ist. Dieser Platz, der aus einem sehr ebenen grünen Rasen besteht, ist der größte unter allen öffentlichen Plätzen, die ich je gesehen habe. Er ist auf beiden Seiten mit ausgemauerten Gräben und mit doppelten Baumreihen eingefaßt, und unten wird er in unabsehlicher Ferne von der vorbeifließenden Seine begrenzt. Die Aussicht aus dem Palaste über dieses Feld, nach der jenseits der Seine liegenden Anhöhe hin, an welche sich die schimmernden Dörfer Passy und Chaillot lehnen, ist vortrefflich. —

Nachdem wir wieder in unserer Wohnung angelangt waren und ein wenig ausgeruht hatten, eilte ich, nach einem so mühvollen Tage, mich durch ein kaltes Bad zu erfrischen, und lustwandelte hierauf noch durch die Tuilerien nach den elisäischen Feldern — les Champs Elisées — hin. Den Namen Felder führt dieser Lustort nur im uneigentlichen Verstande, denn er ist ein Wald, der aus regelmäßig gepflanzten Baumreihen besteht, und der von den Tuilerien sich unter andern auch dadurch unterscheidet, daß er nicht, wie jene, nur den Fußgängern offen steht, sondern auch eine Straße zum Fahren und zum Reiten hat. Die Menge der Kutschen, Wiski's und Kabriolets, die man hier vorbeirollen sieht, ist unbegreiflich groß.

Als nunmehr die Dämmerung einbrach, erblickte ich in einer der Hauptwandelbahnen dieses Orts eine Gegend, welche von einigen mit Glanzblechen versehenen

Lichtern stark erleuchtet wurde, und ging darauf zu. Je näher ich der Stelle kam, desto mehr erregte sie meine Neugierde, weil ich eine Anstalt wahrnahm, deren Absicht ich unmöglich errathen konnte. Ich sah einen etwas erhöhten Sitz, dessen Rücklehne ein Pfeiler war, der sich oben mit einem Zifferblatte endigte. Vor dem Sitze stand auf einem Fußgestelle ein großer Spiegel, und zwar so, daß die Glasseite dem Stuhle zugekehrt war; und daneben erblickte ich einen Mann, der auf Zuspruch zu warten schien. Kaum war ich nahe genug gekommen, um von der Stimme desselben erreicht zu werden, so rief er mir schon entgegen: Kommen Sie, mein Herr; für zwei Sous sollen Sie erfahren, wie viel Pfund Sie wiegen! Der Antrag kam mir sehr spaßhaft vor; ich trat hinzu, und nahm die Maschine in Augenschein. Die Einrichtung derselben ist diese: indem man sich darauf niedersetzt, sinkt man mit dem Sitze, der in der Rücklehne ein Gegengewicht hat, nach Maßgabe seiner Schwere, wie auf einer Wageschale, mehr oder weniger nieder, und der Zeiger am Zifferblatte, der die Stelle des Züngleins in der Wage vertritt, rückt auf diejenige Zahl, welche das Gewicht des Sitzenden angiebt. Weil dieser aber nicht hinter sich sehen kann, so dient der vor ihm stehende große Spiegel dazu, ihm das Zifferblatt zu zeigen, damit er die Zahl seines Gewichts mit eigenen Augen sehen könne.

Ein kleines Beispiel vom Französischen und besonders vom Pariser Kunstfleiße, welcher an kleinen und großen Erfindungen für jedes nur erdenkliche, wirkliche oder eingebildete menschliche Bedürfniß unerschöpflich ist!

Sämmtliche

Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Fünf und zwanzigstes Bändchen.

Erste Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen.

Neunter Theil.

In der Reihe die siebente Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Inhalt.

Kapitän Wilson's Schiffbruch bei den Pelju-Inseln.

Inhalt.

Kapitän Wilson's Schiffbruch bei den Pelju=Inseln.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich,

Sämmtliche Kinder- und Jugendschriften

Bd.: 24.

Braunschweig 1831

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 978 -23/25
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11259531-7